
M. Janitschek
Esclarmonde


GIFT OF
ERNST A. DENICKE
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Bibliothek zeitgenössischer Autoren

**Die Werke sind auch gebunden zu haben
unter Mehrberechnung von 1 Mark für jeden Band**

Baudissin, Eva Gräfin, Grete Wolters. Roman. 2. Auflage.	M. 3.50
Bodman, Emanuel v., Erwachen. Novelle. 2. Aufl.	M. 2.50
Diers, Marie, Die liebe Not. Geschichte eines Frauenherzens.	M. 3.—
Dill, Liesbet, Suse. Novelle.	M. 2.—
— Oberleutnant Grote. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
Ernst, Paul, Der schmale Weg zum Glück. Roman. 3. Auflage.	M. 4.—
Finckh, Ludwig, Der Rosendoktor. Roman. 3. Aufl.	M. 2.50
Fleischer, Viktor, Das Steinmetzendorf. Roman. 2. Auflage.	M. 2.—
Gorjki, M., Foma Gordjejew. Roman. 6. Auflage.	M. 2.—
Hirschfeld, G., Der verschlossene Garten. Ein Novellenbuch. 2. Auflage.	M. 2.—
Huch, Ricarda, Von den Königen und der Krone. Roman. 5. Auflage.	M. 4.—
— Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen. 3. Auflage.	M. 3.50
Ilg, Paul, Lebensdrang. Roman. 2. Auflage.	M. 3.—
Kuprin, A., Das Duell. Ein russischer Militärroman. 3. Auflage.	M. 2.50
Lewald, E., Die Heiratsfrage, der unverstandene Mann, ein spätes Mädchen, der Salonphilosoph und andere Typen aus der Gesellschaft. 2. Auflage.	M. 3.—
— Sylvia. Roman. 2. Auflage.	M. 3.50
Lichtenberger, A., Herr von Migurac oder Der philosophische Marquis. Roman. 2. Auflage.	M. 3.50
Megede, Joh. Rich. zur, Modeste. Roman. 6.—8. Tausend.	M. 4.—
— Unter Zigeunern. Roman. 4. Auflage. (6. Tausend)	M. 3.—
— Kismet. Frühlingstage in St. Surin. Schloß Tombrowska. 6. Tausend.	M. 3.—
— Quitt! Roman. 11. Tausend.	M. 5.—
— Von zarter Hand. Roman. 2 Bände. 6. Auflage.	M. 6.—
— Félicie. Aus den Briefen eines Thoren. 4. Auflage.	M. 4.—
— Das Blinkfeuer von Brüsterort. 6. Auflage.	M. 3.—

Maria Janitschek

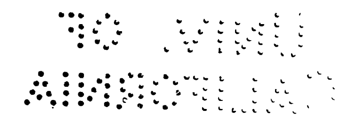
Esclarmonde

Ihr Lieben und Leiden



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1906

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart



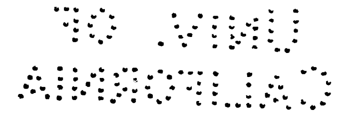
Esclarmonde

Es ist noch nicht lange her, o Guillem, daß du, aller guten Zucht und Sitte zum Trotz, auf die Mauer unsers Gartens klettertest und zuschautest, wie wir unsre Veilchenbeete begossen.

Als meine lieben Schwestern sich weiter entfernten, und ich, unwissend, daß ein Lauerer nach mir spähte, dir näher kam, da griffst du in die Saiten deiner Laute und begannst das Lied zu singen, dasselbe, das du sangst, als Roger mir den weißen Zelter satteln ließ zum Hochzeitsritt ... O Guillem, du hast erreicht, was du gewollt hast, denn als ich diese Töne vernahm, hob ich den Kopf, von Ueberraschung und Wehmut ergriffen, und gewahrte dich. Du ließest die Laute sinken und strecktest bittend die Hände nach mir aus.

„Ich, Herrin, bin's. Ich, der Aermste der Armen, der Treueste der Getreuen, unwert, Eures Kleides Saum zu berühren, aber hoffend, daß Ihr mich nicht ungehört von Euch stoßt. Esclarmonde, helft mir, Ihr allein könnt mir helfen. Gebt mir ein Sirventes,*)

*) Das Lied, das ein Troubadour einem fahrenden Sänger gab, um ihn vor Not zu schützen.



damit ich die Herzen der Menschen rühre und mir wieder ganze Kleider schaffen kann; seht mich an, ich gehe in Lumpen, ich bin vor Hunger und Durst abgemagert wie ein Gerippe."

In Wahrheit, du sahst elend aus, aber Guillem, Hand aufs Herz, warst du nicht immer ein Bruder Liederlich? Damals schon, als dich Graf Raynald reichlich mit Geld und Kleidern versorgte, damals schon klagtest du bitterlich. Was tust du mit den Geschenken, die du empfängst? Ich fürchte, du verspielst sie an deine leichtsinnigen Kameraden, oder du gibst sie für ein Fäßchen Wein hin, in dem du deine ewige Seligkeit ertränkst. Nun, mir steht es nicht zu, dich zu richten, aber — wie kamst du auf den Gedanken, daß ich dir ein Sirventes geben soll? Gehöre ich etwa zu den Dichtern, habe ich Verse gedrechselt, verstehe ich die Kunst des Reimes? Ich kann dir nur Psalmen geben, wie man sie bei Totenwachen singt. Das Stabat mater liegt mir näher als ein weltliches Lied.

Da trat ein ungewohnter Ausdruck in deine Schelmenaugen, die dieselben geblieben sind. Vorwurfsvoll blicktest du mich an.

„Wie könnt Ihr so sprechen? Als ob Ihr Zeit Eures Lebens in Kirchenchören gesessen und Rosenkränze gebetet hättet! Als ob Ihr ein Nonnenleben ohne Kampf und lodernde Zwiste gelebt hättet. Geht!

Ein einzig Jahr Eures Lebens, bringt es mir in Verse, und ich lasse mich rädern, wenn Ihr mich nicht zum reichsten aller fahrenden Sänger macht. Hat die Welt etwa nicht schon von Euch vernommen? Freilich, das, was sie vernommen, war vielleicht nicht das Richtige, denn sonst, bei den fünf Wunden des Herrn, müßtet Ihr bekannt und verehrt sein wie eine Heilige. Man erzählt sich Märchen über Euch. Wer die Wahrheit brächte, könnte auf große Erkenntlichkeit rechnen. Wenn Euch schon an der Meinung der Leute nichts liegt, so mögen Euch die Löcher meines Wamses milde stimmen. Seit einem Jahr habe ich keine warme Nahrung mehr genossen, meine Kinder hocken siech in Straßengräben und —"

Wider Willen mußte ich lächeln.

„Du bist der alte greuliche Lügner geblieben, Guillem."

Da erklang die Vesperglocke. Ich wandte mich zum Gehen.

„Esclarmonde!" Du drücktest das Gesicht in die Hände, und ich sah Tränen zwischen deinen Fingern hervorquellen. „Die Not macht niedrig. Vergebt mir! Betet für mich!"

Ich erwog einen Gedanken, der mir durch den Kopf gefahren war.

„Wenn du mir versprichst, endlich dein Lügen und schändliches Uebertreiben aufzugeben, so will ich dir

nicht nur ein Jahr meines Lebens, sondern dieses ganze Leben zusammenfassen und aufschreiben. Es wird sicher nicht mangeln, daß einer der Troubadoure, dessen Lieder du bekannt gemacht, indem du, sie singend, die Länder durchzogst, dir Esclarmondes Erdenwallen in Verse bringt. Dann singe sie zum Klang deiner Laute, und mögen sie helfen, dir einen sorgenlosen Lebensabend zu bereiten.

Wenn meine Veilchen hier verblüht sind und das Korn schnittreif geworden ist, dann frage an. Aber klettere nicht wieder so ungebührlich wie heute auf die Mauer, sondern läute mir anständig an der Pforte an und lasse mich herabholen.

Indessen: Gott mit dir!"

*

Es war am Vorabend eines Sonntags.

Meine Eltern, der Vater trieb das Gewerbe eines Färbers, saßen auf der Steinbank vor ihrem Häuschen, das gleich links am Stadttor lag, wenn man in Carcassonne eintrat.

Die Eltern mochten wohl Pläne für den Sonntag machen, den einzigen Tag der Ruhe, den sie sich gönnten. Ich war in der Stube und begoß den Nelkenstock, der die ganze Breite des Fensterleins einnahm und viele köstliche Blüten trieb. Ich hatte das Kindesalter kaum überschritten. Ich weiß noch,

wie mir plötzlich ein Schatten über die Sonne zu fliegen schien und ich den Kopf verwundert hinausstreckte.

Zwei Fremdlinge kamen durchs Tor gezogen. Der eine von ihnen ritt ein Maultier, der andre ging nebenher. Sie boten meinem Vater guten Tag und baten, ob sie auf der Steinbank rasten dürften, sie wären von der Hitze erschöpft. Die Eltern rückten gefällig beiseite, und Mutter ging gleich zur Wassertonne im Hof, wo sie ihr bestes Trinkwasser aufbewahrt hielt.

Der ältere der beiden Männer weigerte sich, den dargebotenen Trunk zu nehmen.

„Wenn es ein Stück Hammel wäre oder ein Huhn, hätt' ich nichts dagegen, aber Wasser für einen Magen, der den ganzen Tag nur Melonen genossen hat, das ist nichts."

Die Mutter sah verlegen den Vater an und schwieg. Die beiden Fremden warfen sich einen Blick zu. Der Jüngere, der, der das Maultier an den Eckstein angebunden hatte, sagte mit fremdländischer Aussprache:

„Habt ihr denn gar kein bißchen Fleisch im Hause, gute Leute? Meinem Herrn da, der von weither kommt, ist flau zumute. Leicht möchte er zu Kräften kommen, wenn er ein bißchen Fleisch genösse."

„Wir führen kein Fleisch im Hause." Meines Vaters Stimme klang trocken. „Weder mich noch die

Hausfrau gelüstet's bei der Wärme nach Fleisch. Aber wenn ihr wollt, kann sie euch einen Fisch zubereiten."

In diesem Augenblick ließ der Aeltere die vermummende Kapuze in den Nacken gleiten, ich sah einen Kopf wie aus braunem Erz, hart, finster, starr. Obgleich es glühender Sommer war, überlief mich ein Frösteln. Ich sprang hinaus und kauerte mich auf die Erde vor meine Eltern hin. Der Alte warf mir einen Blick zu, der mein Bangen noch steigerte.

„Bringt mir ein bißchen Käse oder meinetwegen ein paar Eier, Hühner gibt es doch genug in der Gegend hier."

Da faßte meine Mutter ängstlich des Vaters Hand. er aber erhob sich ruhig und würdevoll.

„Herr, Ihr verlangt genau die Speisen, die wir nicht im Hause haben, tut Ihr's bewußt oder zufällig?"

Der Jüngere senkte den Kopf auf die Brust wie einer, der eine schreckliche Minute herankommen sieht und vor ihr erbebt.

„Das geht dich so wenig an, Färber, als mich, woher du dieses Kind" — er sagte ein andres häßliches Wort — „aufgelesen hast. Eurer Sekte ist es ja meines Wissens verboten, Ehen einzugehen und Kinder in die Welt zu setzen."

Meines Vaters Lippen erblaßten. „Was meint Ihr, ich versteh' Euch nicht!"

„Tu nicht so unwissend, Meister.“ Der Aeltere richtete die unheilverkündenden Augen auf den Vater. „Da es in deinem Gewerbe liegt, wird es dir nicht schwer werden, Farbe zu bekennen. Du gehörst der Ketzergemeinde an, die hier so üppig wuchert, gesteh es, Albigenser!“

Mein Vater zuckte zusammen und suchte nach Worten. Da zog Guiraude, meine Mutter, mich ungestüm an sich.

„Ja, Herr, wir sind, was Ihr sagt. Und nun will ich Euch sagen, was ihr seid. Spione seid ihr, die uns ins Verderben bringen wollen.“

Der Aeltere lächelte zu dem Jüngeren hinüber, der sich abgekehrt hatte, und wandte meiner Mutter das Gesicht zu.

„Geh ins Haus, Frau, du hast dich hier nicht einzumengen. Mit Weibern verhandeln wir nicht. Wenn deine Zeit da ist, wirst du es schon erfahren.“

Meine Mutter schien den Sinn der Worte zu verstehen. Sie richtete sich erbleichend auf.

„Ich will Euch vorher nur sagen, daß dies unser Kind ist, meins und seins, es war der einzige Fehler“ — sie senkte den Kopf auf die Brust —, „den ich gegen meine Religion begangen habe. Im übrigen bin ich jederzeit bereit, mein Leben für sie hinzugeben.“

Trotzig, mich fest an der Hand haltend, verließ Guiraude den Vorplatz und ging ins Haus hinein.

Drinnen fiel ich vor ihr nieder und umklammerte sie. Ihr Gesicht war schneeweiß. Sie stieß mich von sich, kreuzte die Arme über der Brust und sah wie eine Verklärte zum Himmel. Nach einer Weile kam der Vater herein und fiel ihr um den Hals.

Ich verstand nicht alles, was sie sprachen, aber ich hörte, daß sie Abschied voneinander nahmen ...

Später kamen Nachbarn und Bekannte herein. Alle sahen verstört aus. Sie fanden kaum Platz in dem engen Häuschen. Sie flüsterten und schienen Wichtiges zu beratschlagen. Manches Auge richtete sich — damals wußte ich ja noch nicht weshalb — voll Kummer auf mich. Gegen Mitternacht zogen sie sich zurück, nachdem sie gemeinschaftlich ein heißes Gebet gesprochen hatten. Meine Mutter kauerte sich, vom Vater umschlungen, in eine Ecke. Beide sprachen kein Wort mehr. Mir fielen die Augen vor Schlaf zu, obwohl ich sie offen behalten wollte, um das Schreckliche zu sehen, das ich heranschleichen fühlte, wenngleich ich nicht wußte, wer oder was es war.

Gegen Morgen, es graute kaum der Tag, weckte mich der wimmernde Ton eines Glöckleins. Zugleich hörte ich vorm Fenster trappeln und flüstern, als ob viele Menschen da draußen stünden. Ich sprang vom Bett auf. In der Mitte der Stube stand der Vater

und steckte der Mutter eine Nelke, die er vom Stock gebrochen, an die Brust. Sein Gesicht sah heiter und ruhig aus. Sie hingegen — breite einen Schleier, Guillem, über dies arme, heute, als es dem Schrecklichen ins Auge sah, angstverzerrte Gesicht! . . . doch sie ließ sich willig vom Vater hinausführen. Nur noch einen Blick warf sie zurück, auf mich, ihr Kind.

Draußen standen, ihre Kapuzen tief ins Gesicht gezogen, Männer in dunkeln Mänteln. Sie trugen brennende Wachskerzen und murmelten Gebete, die das wimmernde Glöcklein übertönte. Zwei von ihnen nahmen Vater und Mutter in ihre Mitte. Sie kamen nur schwer vorwärts. Viel des Volkes warf sich ihnen in den Weg, drohende Arme erhoben sich, Flüche gellten auf; aber da schlugen Büttel mit Geißeln und Keulen unter die Menge und machten so freie Bahn. Aus der Kirchtür von St. Nazaire stieß noch ein Zug Vermummter zu den übrigen. Sie trugen ein großes Kruzifix voran. Ein Häuflein Gefesselter wankte in ihrer Mitte, gekleidet in das schreckliche Sanbenito. Es schienen mir Nachbarn und Bekannte von uns zu sein. Weinend stürzte ich meinen Eltern nach und gewahrte, daß man auch ihnen das Todeshemd mit der roten Zunge umgeworfen hatte.

Ich fühlte mich von einem wuchtigen Geißelschlag ins Gesicht getroffen, fühlte Blut über meine Hände rieseln, aber des Schmerzes nicht achtend, drang ich vorwärts.

Da stieg mir ein beißender Geruch in die Nase. Vor meinen Augen wuchs es dunkel auf, Wolken schienen sich herabgesenkt zu haben, etwas Schreckliches zu verhüllen. Rotes Licht durchdrang sie. Ein wilder Schrei gellte auf, das war meiner Mutter Stimme. Ich schlug wie ein toll gewordenes Tier um mich und ließ mich treten und zerren, um meiner Mutter näher zu kommen. Ich sah sie — Stroh war in ihr dunkles Haar geflochten. Einer entzündete es ... da wich die Menge auseinander. Ein Häuflein berittener Knappen und Knechte kam am Richtplatz vorüber, in seiner Mitte, hoch zu Roß, ein vornehmer Herr. Ich wollte unter den Beinen seines Rappen hindurch, da vergingen mir die Sinne, ich fühlte nur noch, wie jemand mir ins Haar griff und mich hoch, mir schien's, hoch in die Luft hob ...

*

Er hatte mich vor sich aufs Roß gesetzt und den linken Arm um mich geschlungen. Sein Gesicht war auf das meine geneigt. Es war ein edles Gesicht, ein müdes, wie des Lebens sattes Gesicht.

Er ritt im rasendsten Galopp vorwärts, als wollte er die Unglücksstätte so schnell als möglich weit hinter sich haben. Seine Leute folgten ihm dicht auf den Fersen.

Wegen des schnellen Reitens konnte ich kein Wort

hervorbringen. Meine Zähne klirrten aufeinander. Endlich mäßigte er die Gangart seines Pferdes. Da hob ich den Kopf, der mich sehr schmerzte, und fragte nach meinen Eltern.

„Du hast ja gesehen, was mit ihnen geschah.“ Ueber seine Stirn zog ein Schatten. „Denke jetzt nur an dich. Hat dich der Hufschlag des Tieres sehr verletzt?“

Er sah mich besorgt und gütig an. Sein Mund duftete nach köstlichen Kräutern, und sein Gesicht, obgleich nicht mehr jung, besaß etwas Einschmeichelndes.

„Wenn ich Euch etwas bitten dürfte, gnädiger Herr,“ stammelte ich, „so laßt mich zur Erde herab, ich will zu Gutraude, meiner Mutter. Man hat ihr Stroh ins Haar geflochten und das Stroh angezündet . . .“

„Laß sie, sie spürt nichts mehr davon, ihr ist wohl. Sie ist tot.“

Er sagte es dumpf und schlang fester seinen Arm um mich. Da schrie ich auf und bäumte mich und wollte hinab zur Erde.

„Wenn ich dich deinem Willen überlasse, fassen sie auch dich und verbrennen dich. Bleibe ruhig, ich will dir deine Eltern ersetzen . . .“

„Ist auch mein Vater —“ ich wagte nicht, weiterzusprechen.

Meines Retters Brauen furchten sich. Er nickte.

„Er hat ihr eine Nelke an die Brust gesteckt,“ wimmerte ich, „wer wird den armen Nelkenstock begießen, wenn alle fort sind?“

„Sorg nicht um Blumen, Kind, da du doch deine teuersten Menschen verloren hast. Du siehst, hinter allem lauert das Verderben.“

„Meine Mutter hat keiner Seele ein Leid zugefügt,“ klagte ich.

„Nein, sie war eine tapfere Frau, Gott sei ihrer Seele gnädig.“

„Weshalb hat man sie getötet?“

„Das frage mich später einmal, und ich werde dir antworten. Jetzt bist du noch zu jung dazu.“

Er begann wieder schneller zu reiten. Mir schwindelte. Ich weiß nur mehr, daß Wiesen, Felder, Bäume an mir vorbeiflogen, daß wir vor einer Herberge hielten, wo mein Gönner mich Frauen übergab, die mich in eine weite Gaststube brachten, in der schon Reisende anwesend waren, die sich, jeder nach seinem Belieben, unterhielten. Dort wusch man mir das Blut aus dem Gesicht, verband meinen Kopf, den der Hufschlag stark verletzt hatte, dann ging's nach einigen Stunden der Rast wieder weiter.

Man hatte mir quer über den Rücken zweier Maultiere ein Lager zurechtgemacht; da die Tiere aber nicht die gleiche Gangart hatten, so wurde ich unbarmherzig geschüttelt und stöhnte vor Schmerz. Darauf nahm mich

mein Retter abermals vor sich auf sein prachtvolles Roß. Ich weiß noch, daß ich stammelte: „Ihr seid sehr gut zu mir,“ worauf er versetzte: „Ach, ich wollte, ich könnte dir mehr tun, unglückliches Kind, könnte all die Wunden heilen, die man euch schlägt.“

Ich sah ihn erschreckt an. „Tragt Ihr denn Mitschuld an dem Schicksal meiner Eltern?“

Er senkte die Augen gütig auf mich. „Vielleicht ohne mein Wollen und Dazutun. Ich bin mit euerm Verfolger verwandt. Doch fürchte nichts. Du sollst dich auf Montgliard erholen, ich will gutzumachen suchen, was man an deiner Familie gefrevelt hat.“ Und er hauchte mit seinen wohlriechenden Lippen einen Kuß auf meine Stirn. „Wenn du selbst weniger einem Engel glichst, deine Hilflosigkeit sicherte dir meine Teilnahme.“

Aus tiefgrünen Wäldern stiegen die Zinnen eines Schlosses auf.

Montgliard! Ein Gefühl des Bangens ergriff mich, als wir über die Brücke ritten.

*

„Hier bringe ich euch einen kranken Vogel, pflegt ihn mir gesund und bewahrt ihn zum guten.“

Graf Montgliard ließ mich in die Arme der Frau des Torwarts gleiten, die mit ihrem Mann herbeigeeilt war. Ich seh' sie noch, die kleine Matrone mit

ihrem dunkeln Kopftuch, das zu beiden Seiten des vollen Gesichtes frei herabhing, den herkulischen Mann mit dem braunen, verwitterten Gesicht, der, obgleich er nur einen Arm besaß, flinker als ein Junge sich mit der Person seines Herrn beschäftigte. Später habe ich erfahren, daß Peire, als er, noch jung an Jahren, in die Welt hinausgezogen war, bei einem Abenteuer, das er für seinen Herrn bestand, den Arm eingebüßt hatte. Graf Raynald hat's ihm vergolten. Er setzte ihn auf diesen ruhigen Posten hierher und behandelte ihn als Vertrauten und Freund. Peire liebte ihn abgöttisch, und ebenso wortkarg er gegen seine Frau war, ebenso ging ihm Herz und Lippe über, befand er sich seinem Herrn gegenüber. Frau Lusiane führte mich in eine Kammer, wusch mir mit Kräutern meine Wunde aus, verband sie und brachte mich dann ins Bett, nachdem sie mir noch stärkende Nahrung eingeflößt hatte. Sie besaß sachte Hände, denen man es anfühlte, daß sie schon viel im Leben gepflegt hatten. Ich entschlummerte unter ihrer Fürsorge.

Als ich erwachte, befand ich mich allein in der Kammer. Durch das schmale Fensterchen sah eine flammendrote Wolke herein. War es Morgen, war es Abend? Tiefe Ruhe herrschte um mich. Geruch von Wäldern, von blühenden Wiesen wehte herüber. Eigenartiger Friede lag wie kühlendes Linnen auf

meiner kranken Stirn. Begierig sog ich ihn ein. Erst nach und nach kehrte die Erinnerung an all das Schreckliche, das ich erlebt, wieder zurück. Ich begann zu weinen. Ich verstand nicht alles, nur so viel begriff ich, daß ich die Eltern nie wiedersehen würde. Nachdem ich eine Zeitlang leise vor mich hin geschluchzt, drehte sich geräuschlos eine Tür in der Angel, und Frau Lusiane trat ein. Ihr Gesicht hatte einen gutmütigen Ausdruck, als sie sich zu mir niederbeugte. „Weine nicht, Kind. Schlafe, ruhe aus von deiner Erschöpfung. Wenn du ganz gesund bist, dann erzählst du mir alles.“ Sie fuhr mir liebkosend über die Wangen, dann ging sie hinaus und kehrte mit einigen Tellerchen wieder, in denen sie mir kleine Leckereien brachte, wie man sie kranken Kindern gibt. Sie untersuchte auch die blutigen Striemen in meinem Gesicht, kühlte sie und schenkte der Kopfwunde ihre besondere Aufmerksamkeit.

Es war gut unter dieser Hand zu ruhen, aber, ach, die Zärtlichkeit der Mutter besaß sie nicht. „Ist er da?“ fragte ich schüchtern.

„Er? Meinst du unsern Herrn?“

Ich nickte.

„Ei gewiß. Er bleibt noch einen oder den andern Tag. Er kommt immer, wenn er das gesellschaftliche Leben und Treiben daheim satt ist und allein sein will. Niemand stört ihn hier, und er

kann seine Blumen selbst pflegen, was ihm großen Spaß macht."

„Habt ihr auch Nelken?"

Sie bejahte. „Weiße und rote. Aber am liebsten sieht er Granatenblüten, die ich ihm täglich, mit den Tränen der Maria zu einem Strauß vermischt, auf den Tisch stelle. Wenn du aufgestanden sein wirst und wieder kräftig bist, sollst du dein Beet im Garten erhalten."

Ich blinzelte sie verständnislos an und schlief wieder ein. So ging es einige Tage weiter, bis meine Natur die ungeheure Erschöpfung und den ausgestandenen Schrecken überwunden hatte. Dann stand ich auf.

Frau Lusiane führte mich auf ein sonniges Rasenplätzchen im Garten, dort sollte ich ruhen.

Aber ich ruhte nicht. Ich ging von Blumenbeet zu Blumenbeet. O dieses Gärtlein, nie könnte ich seiner vergessen! Es lag rückwärts, schon stark am Abhang, der steil in die Tiefe führte. Von unten herauf rauschte ein Wipfelmeer. Kastanien, Ulmen, Ahorne sahen herauf in köstlicher Wildnis. Wendete man das Gesicht aber rechts, so sah man ins Land hinaus, über Auen und Felder, auf rauchende Meiler, auf einzeln zerstreute Gehöfte, auf Bäche, die wie Silber glänzten. Links stand der Turm, und die hohe Mauer verhinderte den Ausblick. Vorn aber, wo die

Haupttreppe mündete, lag ein Platz, von uralten Nußbäumen beschattet. Dann in mäßiger Tiefe wieder Waldung.

„Gefällt's dir hier?“ fragte einmal Frau Lusiane.

O, und wie es mir gefiel! „Aber könnt Ihr mir sagen, wo Carcassonne liegt?“

„Das wüste Nest.“ Sie deutete mit der Hand ungefähr nach rechts. „Was geht's dich an? Sieh lieber nach dem Himmel, wie blau und rein er ist.“

Ich getraute mich nicht, etwas zu entgegnen. Sie war damals sehr gut zu mir, gab mir Leckerbissen zu naschen und hielt mich auch nicht allzu streng zur Arbeit an. Peire, der, seit sein Herr uns wieder verlassen hatte — es geschah noch während ich das Bett hütete —, von neuem wortkarg geworden war, ließ sich wenig blicken. Ich weiß nicht, wo er immer steckte. Aber das focht seine Frau nicht an. Sie trug immer ein frohes Gesicht zur Schau, so wie jemand, der ein heimliches Glück besitzt.

*

Eines Tages, in den ersten Wochen, die ich auf Montgliard zubrachte, beobachtete mich Frau Lusiane, als ich zur Ruhe ging. Sie hatte mir ein kleines Stübchen neben ihrer Kemenate angewiesen.

„Schlägst du denn nicht das Kreuz, bevor du zu

Bett gehst? Ich hab' dich auch noch nie das Ave Maria sprechen hören. Man möchte meinen, du seiest ein Ketzerkind."

„‚Ave Maria',“ sagte ich, „nein, das haben mich meine Eltern nicht beten gelehrt."

Da setzte sie sich zu mir auf den Bettrand und fragte mich nach Vater und Mutter aus. Und ich erzählte ihr alles, alles, was ich wußte. Von diesem Abend an war sie wie verwandelt und begegnete mir kalt und fremd. Mit Vorliebe fing sie an, mir Fleisch vorzusetzen. Zögerte ich, davon zu nehmen, so sah sie mich so drohend an, daß ich fürchtete, sie würde mich schlagen, und aß, was sie mir gab. Jede Spur von Weichheit und Herzlichkeit zu mir war verwischt. Nicht etwa, daß sie mich ungerecht behandelt hätte. Nein. Sie versorgte mich mit sauberer Wäsche, mit Kleidern, mit allem, das ein Mensch braucht. Aber eins gab sie mir nicht: Liebe. In ihrem Benehmen mir gegenüber war unschwer das Bestreben zu erkennen, gegen etwas, das einem widerwärtig ist, gut und gerecht zu sein. Kinder besitzen feine Instinkte, und ich merkte das bald heraus.

Ich zerbrach mir den Kopf, weshalb ich ihre Zuneigung nimmer besaß. Was hatte ich verbrochen? War es, weil meine Eltern so unglücklich gewesen waren? Konnte das ein Grund sein, mich zu verabscheuen? Was hatte i ch verbrochen? Ja, was hatten sie ver-

brochen? Waren sie nicht ehrliche, rechtschaffene Menschen gewesen?

Stundenlang saß ich draußen im Gärtlein, den Blick auf das blühende Land gerichtet, das ich damals mit meinem Retter durchquert. Dort hinten lag Carcassonne, meine Heimat. Ob man mir dort Aufklärung geben würde über all das, was ich nicht begriff?

Manchmal kletterte ich die steil abfallende Felswand hinter dem Garten hinab und erging mich unten im Wald. Einmal begegnete mir Peire, der von unten heraufstieg, etliche Jagdbeute über die Schulter geworfen. Er sah mich verblüfft an.

„Wohin?“

„Da hinab,“ sagte ich.

„Mit wem?“

„Wie Ihr seht, allein.“

„Geh zurück, das ist kein Weg für Kinder.“ Er war kurz angebunden, aber ich sah in seinen Augen einen Strahl Mitleids mit meiner Verlassenheit aufdämmern. Von da ab suchte mich Frau Lusiane mehr zu beschäftigen. Sie gab mir ein feines, buntes Seidentuch und Goldfäden und zeigte mir, wie man es besticke.

„Es ist ein Altartuch,“ sagte sie, „gib dir Mühe damit, es ist zu hohem Dienst bestimmt.“

So saß ich in der kleinen Kammer am Fenster-

lein und schmückte das seidene Tuch, so wie sie mich lehrte. Und weit und breit vernahm ich keinen Ton. Peire war auf der Jagd und sie in Küche und Keller beschäftigt. Oft fiel mir die Nadel aus der Hand und ich kam wieder ins Sinnen. Mich wunderte, daß diese beiden Menschen nicht traurig waren, hier oben in der großen Abgeschiedenheit, daß sie so ruhig nebeneinander hingingen, ohne Worte zu verlieren. Er schien ganz in der Vergangenheit zu leben, in den lustigen Tagen seiner Aventüren, und sie besaß irgendein heimliches Glück, von dem sie zehrte. Was dies sein mochte, konnte ich nicht erraten.

Meine Stickerei machte langsame Fortschritte. Frau Lusiane schalt, daß ich nicht vorwärts käme. Ich begriff es wohl. Sah ich nicht lieber aus dem kleinen Fensterlein ins Weite hinaus oder blickte den Schwärmen von Zugvögeln nach, die nach fremden Ländern zogen? Oder ich versenkte mich in die Erinnerung an das kleine Häuschen, in dem Vater und Mutter so friedlich gehaust, wo der alte Nelkenstock am Fenster geblüht hatte. Weshalb war dies schaurige Ende gekommen? Wenn ich es doch hätte begreifen können. Wenn doch!

*

Einmal, im Spätherbst, stieg Frau Lusiane mit mir nach St. Joan in die Kirche hinab. Ein Priester in

einem weißen Spitzenkleid, über das er einen goldenen Mantel geworfen hatte, hielt am Hauptaltar Gottesdienst ab. Zum Schluß erhob er ein von silbernen Strahlen umgebenes Gefäß und segnete damit die Anwesenden. Da sanken alle auf die Knie, auch Frau Lusiane, die mir leise befahl, das gleiche zu tun.

„Du standest wie ein Steinbild da,“ sagte sie später, „fühltest du denn keine Andacht? Christus selbst war doch herabgekommen.“

„Christus? Und wer waren die, zu denen er kam?“

„Seine Gemeinde, die einzig wahre, rechtgläubige.“

„Wenn die wüßte, was man meinen Eltern getan hat!“

„Deine Eltern waren Ketzer, ihnen ist recht geschehen.“

Das Wort vergab ich ihr lange nicht.

*

Als sie bemerkte, daß ich mich gar so ungeschickt anstellte, nahm sie mir den Stickrahmen weg, gab mir dafür ein Spinnrad und lehrte mich die Kunkel drehen. Das gelang mir besser und war auch kurzweiliger. Auch durfte ich ihr jetzt zuweilen bei den häuslichen Arbeiten mithelfen. Sie hielt keine Magd und schuf alles allein. Da Graf Raynald sich stets seine Dienerschaft mitbrachte, so hätte es keinen Zweck gehabt, hier oben noch Gesinde zu halten.

Einmal, bevor die Regenzeit eintrat, wurde der ganze Palas gesäubert und gereinigt. Da war es mir vergönnt einen Blick in all die Kammern zu tun, die sonst verschlossen waren. Es gab auch einen großen Saal, in dem kostbare Cortines, an Gestellen befestigt, die Wände schmückten. Ein hoher Kamin befand sich in der Ecke, und seltsame Faltenstühle, davor Schemel mit Kissen, standen umher. Jeder dieser Stühle, deren kreuzweis gestellte Beine in Tierkrallen ausliefen, glich einem Thron, und ich verspürte den lebhaften Wunsch, mich ein wenig niederzulassen. Doch da kam Frau Lusiane herein und reichte mir Besen und Tücher hin, und ich mußte fegen und säubern, und mein anmaßender Wunsch verging mir.

In mancher der Kammern waren nur Waffengeräte, Spieße, Javelots,*) Armbrüste, Bogen, Schwerter, Rüstungen, Geschosse, die wie greuliche Fabeltiere aussahen. Aber von all diesen Stuben hatte man herrliche Ausblicke in die weite Runde ringsum. Am besten gefiel's mir in dem höchstgelegenen Turmzimmer, das, wie Frau Lusiane sagte, der Herr sich vor langer Zeit zu einem Laboratorium hatte einrichten lassen. Hier stand ein Herd mit vielen Schreinen und Kästen ringsum. Auf den letzteren befanden sich Kolben, Tiegel, Pfannen, Flaschen,

*) Wurfspeere.

Töpfe und allerlei höchst merkwürdig geformte Büchslein mit Inschriften in fremder Sprache. Ich hätte gar zu gern gefragt, was dies und jenes zu bedeuten habe, aber Frau Lusiane war besonders schweigsam, befahl mir, nichts zu berühren, und wies mich bald aus dem Raum hinaus. Als ich die Turmtreppe hinabschritt, begegnete mir eine kohlschwarze Katze mit glühenden Augen, die mich bösartig anfunkelten. Ich erschrak und schrie auf. Frau Lusiane steckte den Kopf zur Tür heraus und fragte, was es gäbe. Da sagte ich ihr's. Sie schalt mich eine alberne Dirne. Schwarze Katzen wären höchst wertvolle Tiere, die man zu Medizinmitteln gebrauchte, und man müßte sie stets gut und liebevoll behandeln.

In mir dämmerte der Wunsch auf, eine Gespielin zu haben, mit der ich all diese seltsamen Gemächer durchstöbern, auf diesen steinernen Treppen und Gängen herumtollen dürfte. Aber ich war und blieb ganz in Einsamkeit gefangen. Frau Lusiane sprach nur das Nötigste mit mir. Das Ketzerkind flößte ihr zu viel Mißtrauen ein, um es vertraulicher zu behandeln.

Ihrem Gerechtigkeitsgefühl tat sie Genüge, indem sie mir gab, wessen ich bedurfte. Mehr verschwendete sie nicht an mich.

*

Die Spuren der Striemen waren längst aus meinem Gesicht verschwunden, die Narbe über der Stirn von jungem Haarwuchs bedeckt. Der anfänglich tobende Schmerz um die Eltern wurde nach und nach ruhiger. Nur manchmal fand ich des Morgens, wenn ich aufstand, mein Kopfkissen feucht, dann wußte ich, daß ich in der Nacht um Guiraude, meine liebe Mutter, geweint hatte. Denn obgleich ich mich äußerlich in das Schicksal meiner Einsamkeit ergab und einlebte, die liebebedürftige Kindesseele, im Traum, da wachte sie auf aus ihrer künstlichen Erstarrung und streckte schluchzend die Arme nach jener aus, die ihr Liebe und Zärtlichkeit entgegengebracht hatte.

Seit die Meinen tot waren, hatte nur ein Mensch mich herzlich angelächelt, er, der Mann, der mich hierhergebracht hatte auf seine Burg, damit sie mir Zuflucht und Schutz würde.

„Wo ist Herr von Montgliard?“ fragte ich eines Tages Frau Lusiane, als ich, müde des Grübelns, zu ihr gelaufen kam, die im Garten arbeitete. Sie sah mich verwundert an.

„Wo wird er sein? Daheim auf seinem Gut.“

„Kommt er denn nicht bald?“ rief ich ungeduldig.

Sie zuckte die Schultern. „Wie soll ich das wissen? Er meldet sich nie an, bevor er kommt. Schon manches Jahr ist er gar nicht gekommen.“

Das klang wenig hoffnungsvoll. Ich trat an

das Beet, in dem die schlanken Halme der Marientränen schwankten, und streichelte sie. O, ihr wartet vergeblich. Er kommt noch lange nicht. Ihr werdet verwelken und sterben, bevor ihr seine Augen ergötzen dürft!

Einmal erschien ein Fremder, den der Torwart und seine Frau wie einen mächtigen Herrn begrüßten. Er hatte zwei Diener bei sich. Gerne hätte ich diese gefragt, wer er sei, doch meine Pfleger schlossen mich in meine Kammer ein, als wäre ich ein bissig Tier, das dem Gast nicht unter die Augen kommen dürfte. Aber des Abends, er blieb einen Tag und eine Nacht bei uns, da sah ich ihn langsam mit Frau Lusiane an meinem Fensterlein vorübergehen. Ihr Gesicht sah glückstrahlend aus, und er — ich fühlte mich dem Umsinken nahe. Trug er nicht die Züge des Satans, jenes älteren Mannes, der meine arme Mutter beschimpft, der an ihrem Untergang schuld war? O, nun dankte ich meinen Pflegern, daß sie mich eingeschlossen hatten, um mir seinen Anblick zu ersparen. Ich ballte die Hände. Wär' ich doch älter! ‚O gütiger Gott,' dachte ich, ‚laß mich groß und stark werden, damit ich rächen kann. Carcassonne, brechen deine Mauern nicht vor Scham zusammen, daß sie Menschen beherbergen, die hilflosen Kindern die Eltern entreißen, um sie schnöde zu töten? O Jesu, Vermittler Gottes, nicht das Abendmahl zur Erinnerung

an dich, ein Fleischgericht haben sie zu essen verschmäht, und deshalb das Ende!' Und halbvergessene Gebete, wie meine Eltern sie gebetet hatten, brachen über meine Lippen. Wenn ich erst groß sein und ganz begreifen werde! Ich fühlte meine Wangen vom Fieber der Ungeduld glühen.

In dieser Nacht sah ich im Traum eine Gestalt vor mich hintreten und die Hände segnend auf mein Haupt legen. „Bleib mir treu," sagte sie und verschwand. Trug sie nicht die Züge unsers frommen Bischofs Petrus? Die Eltern hatten mich einmal, als er an unsrer Hütte vorbeikam, zu ihm geführt, damit er mich segne.

*

Brennende Sehnsucht, zu wissen, ob der alte Nelkenstock verdorrt sei und ob wohl fremde Menschen in unserm Häuschen wohnten, befiel mich in den nächsten Tagen. Aber wen sollte ich fragen? Ein kühner Gedanke ergriff mich. Ohne ein Wort zu verlieren, wollte ich nach Carcassonne pilgern. Ich kannte ja die Richtung, die ich einschlagen mußte, um hinzukommen.

Je mehr ich den Plan erwog, um so heftiger wurde die Sehnsucht in mir wach, ihn auszuführen. Was verließ ich hier? Leute, die mich nur aus Furcht vor ihrem Herrn duldeten, eine Verlassenheit die auf der einsamen Landstraße nicht drückender sein konnte. Und vielleicht — mein Herz begann freudig

aufzupochen —, vielleicht fand ich in Carcassonne Menschen, die meinen Vater und meine Mutter gekannt und geliebt hatten und mich wohlwollend bei sich aufnahmen.

In aller Frühe, als noch der Garten von Tau tropfte, kletterte ich den halsbrecherischen Weg über die Felsen hinter der Burg hinab. Bald war ich unten und sah hoch über mir die grauen Mauern von Montgliard.

Ich fand einen Fußpfad, der auf die Landstraße mündete, und eilte fast laufend auf dieser dahin. Einmal erschrak ich sehr, denn plötzlich erscholl der Ton eines Glöckleins aus dem Straßengraben neben mir. Es war aber nur ein Bettler, der dadurch meine Aufmerksamkeit erregen wollte und eine Gabe von mir begehrte. Wahrscheinlich glaubte er, ich spränge nur voraus und die Meinen kämen hinterdrein.

Ab und zu begegnete mir ein Bauer, der lustig seine Keule schwang. Die Straße führte bald bergauf, bald bergab, und immer neue Bilder zogen an mir vorüber. Bald war es ein Zugstier, der den Pflug durch die schwarze Erde zog, bald eine herrliche Prärie, die von tausend Blüten glänzte. Liebliche Klänge umschmeichelten mein Ohr, die ein einsamer, bei seiner Herde weilender Hirte seiner Schalmei entlockte. Oft führte mein Weg an einer Gaaignerie *) vorüber, und

*) Ländliche Besitzung.

ich wäre wohl gern eingetreten und hätte um einen Bissen Brot gebeten, aber ich getraute mich nicht. Ich eilte vorwärts, vorwärts. Ich bildete mir ein, noch vor dem Abend in Carcassonne sein zu können, wenn ich so weiter eilte. Als mein Durst sich zur Unerträglichkeit gesteigert hatte, naschte ich aus einer Vigne,*) an der ich vorbeikam, einige Trauben, die noch am Stock gelassen waren und sehr sauer schmeckten. Eine Reiserbinderin, die mir begegnete, sagte, daß ich noch eine Nacht und zwei Tage zu gehen hätte, um nach Carcassonne zu kommen. Das trieb mir Tränen in die Augen, denn ich glaubte dem Ziel meiner Hoffnungen schon näher zu sein. Doch ließ ich den Mut nicht sinken und eilte vorwärts. Als die Sonne im Untersinken war, vermochte ich nicht mehr weiterzugehen und ließ mich neben der Landstraße nieder, um ein Weilchen zu rasten. Meine Füße bluteten über und über.

Ich hatte des Weges nicht geachtet und war in Dornen und Steine getreten. Wie ich mich aber auf die Erde hinstreckte, fühlte ich so große Erschöpfung über mich kommen, daß ich die Augen schloß. Ich weiß nicht, ob ich schlief oder nur wachend träumte, es muß wohl einige Zeit verstrichen sein. Plötzlich hörte ich eine Stimme neben mir, und eine Hand

---

*) Weinberg.

rüttelte mich auf. „Graf Montgliard!" rief ich erschreckt und fuhr empor. Da stand eine hohe Mannesgestalt neben mir, mit der einzigen Hand die Zügel seines Maultiers haltend.

„Was fällt dir ein, Dirne?" Peire neigte sich finster über mich. „Eigentlich müßte ich dich jetzt durchpeitschen, wie's dir gebührte, aber diesmal will ich Nachsicht üben, weil es dein erster Fluchtversuch ist. Merk aber, beginnst du dich noch einmal auf der Landstraße herumzutreiben, dann weh dir!"

„Ich habe heim wollen," stöhnte ich, meine wie zerschlagenen Glieder kaum zu rühren vermögend.

„Dein Heim ist jetzt Montgliard," sagte Peire streng, „so hat es der Herr befohlen."

„Was tu' ich dort," bemerkte ich unter niederstürzenden Tränen, „niemand mag mich, ich bin für euch nur das ‚Ketzerkind'."

„Du sollst meiner Frau eine gehorsame Magd sein, mehr verlangt keiner von dir, niemand wird dir Unbill zufügen. Mach nun rasch und komm!"

„Ich kann nicht gehen," wimmerte ich, „meine Fersen bluten, mein Rücken ist wie zerschlagen."

Da hob er mich leicht wie eine Feder empor, setzte mich auf das Maultier und schwang sich hinter mir hinauf. Dann trieb er das Tier zur Eile an.

Wir ritten lange durch die finstere Nacht, keiner von uns beiden sprach ein Wort. Oben wartete Frau

Lusiane unser. Beim Schein des Lämpchens sah ich ihr Gesicht. Es hatte einen herben Ausdruck.

Sie verlor kein Wort des Vorwurfs an mich, hieß mich ruhig in meine Kammer gehen und verschloß sie hinter mir. O, was hätte ich jetzt für ein Stück Brot gegeben! Aber ich schlief trotz meines bitteren Hungers bald ein. Vielleicht hätte sie mir noch lange gegrollt, doch ein Ereignis lenkte ihre Gedanken von mir ab.

*

Eines Tages — von jetzt an war ich fast immer unter ihrer Aufsicht und bekam die harten Arbeiten zu tun, die sonst sie selbst verrichtet hatte — trat Peire in den Küchenraum und flüsterte ihr etwas zu. Sie trocknete sich eilig die Hände, die eben Brotteig geknetet hatten, und eilte hinaus. Draußen stand ein Bote, den sie wie einen Engel Gottes behandelten und gleich in ihre Stube führten.

Sie boten ihm Wein und Früchte an und setzten sich, je rechts und links von ihm, die Augen auf seine Lippen geheftet, als ob er ihnen Heil verkünden sollte.

Er erzählte, aber was, konnte ich nicht entnehmen, denn ich mußte am Herd bleiben. Wenn er von Herrn Montgliard kam, dann war meiner Verlassenheit ein Ende gesetzt. — Der Bote wurde über Nacht hier behalten. Am andern Morgen verließ er uns. Peire gab ihm ein Stück das Geleite, Frau Lusiane winkte ihm mit ihrem Tüchlein nach, dann kam sie mit roten

Wangen und leuchtenden Augen zu mir. Sie sprach nie meinen Namen aus, auch heute nicht. Aber freundlicher als sonst erteilte sie mir eine Menge Befehle, die teils den Herd, teils Garten und Stuben betrafen.

„Die Kammer neben der Putzstube schmücke mir aus. Pflück die feinsten Blüten aus dem Garten, mach Sträuße und Girlanden und befestige sie, wo sie sich anbringen lassen. Nimm Lorbeer und Basilikum, Nelken und Mohrenkamm und das Schönste, was du findest. Und dann öffne das Fensterchen weit, damit der Würzgeruch des Gartens hereindringt.“

Ich gehorchte mit heimlichem Zittern und lief vom Garten zur Stube. Was mich wunderte, war, daß Graf Raynald hier unten schlafen und wohnen sollte, da doch die ganze Flucht der Gemächer oben zu seiner Verfügung stand. — Mittags buk und briet sie und wurde ganz erhitzt. Peire ging auf die Jagd, um Braten herbeizuholen.

Abends blieben sie länger als sonst auf und sprachen lebhaft miteinander. Ich lag in meiner kleinen Bettstatt in der Kammer. Aber die Tür zur Nebenstube war von zu dickem Holz, man hörte nur undeutlich sprechen und konnte nichts verstehen. Mich floh vor Aufregung der Schlaf. Daß es Montgliard sein würde, war ja sicher, wer sonst sollte es sein? Ich stellte mir seine hohe Gestalt, sein mildes, vor-

nehmes Gesicht, seine gemessenen Bewegungen vor. Ich sog in der Erinnerung den Duft ein, der seinen Händen entströmt war. Und ich stellte mir vor, wie er mich freundlich anblicken würde! Armes Kind, wie selig machte dich die Vorstellung, daß ein Mensch erschien, der ein Lächeln für dich mitbrachte!

Frohe Aufregung in der Brust, erwachte ich am andern Morgen. Der Himmel war wolkenlos, berauschend drangen die Düfte des Spätsommers herauf. Peire spähte durch die Turmluken hinaus, dem Lieben entgegen, das er erwartete.

Frau Lusiane hatte ihr bestes Kleid angelegt und ein Kopftuch aus feinem Linnen umgetan. Da stieß Peire fröhlich ins Horn. Ich sah Frau Lusiane aus ihrer Stube rennen, hörte Peire polternd herabkommen.

Dann der schlanke Tritt eines Rosses . . .

Ein Reiter stieg aus dem Sattel und ließ sich von Frau Lusiane umhalsen, von Peire an die Brust ziehen. Es war ein junger Mensch in talarähnlichem, schwarzem Gewand. Sein Gesicht war bleich und ruhig, trotz des Jubels der Eltern.

Aber als er die Augen aufschlug, da gingen zwei fahle Lichtströme aus ihnen, so wie aus morschen Bäumen, wenn die Mitternacht ihre Geheimnisse spinnt . . .

Ein Schauer überrieselte mich. Mir war, als

hätte ich in die Augen meines Schicksals geschaut. — Nein, das war nicht Graf Raynald ...

*

Ich ging wie von einer Last zerschmettert auf mein Stüblein. Niemand rief mich, niemand bekümmerte sich um mich. Und durfte ich nicht froh darüber sein? Was galt mir dieser Fremde, der da gekommen war? Wahrscheinlich würde er wenig frohe Zeiten für mich mitbringen. Frau Lusiane würde die junge Magd mit noch viel mehr Arbeit überbürden, noch unzufriedener als sonst mit ihr sein.

Sie sprachen drüben lebhaft und erregt. Immer hörte ich nur die Stimmen der Eltern, der Sohn, denn nichts andres war er wohl als ihr Sohn, mußte sehr leise sprechen, ich vernahm keine Silbe von ihm. Endlich näherten sich Schritte meiner Tür. Frau Lusiane trat herein.

„Trag das Essen auf, zieh aber ein andres Obergewand an. Du kannst das meine nehmen, das obenauf in der Truhe neben meinem Bett liegt.“

Ich gehorchte stillschweigend, ging in die Küche und trug die Schüsseln auf, die sie vorher gefüllt hatte. Er sah die Magd seiner Mutter. Ich wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, stolperte und hätte beinahe die Schüssel fallen lassen. Beire lachte gutmütig, gutmütiger als ich ihn je lachen gehört. „Sie ist noch wie ein junger Hund, ganz tappig und dumm.“

„Sie sieht aus, als wenn sie nicht getauft wäre.“ Eine feine Stimme, die etwas heiser klang, sagte es. Ich sah auf und in das fremde Gesicht. Es war abgezehrt und erzählte von Fiebern und bösen Zeiten.

„Wie heißest du?“ fragte die Stimme wieder.

„Esclarmonde.“

„Esclarmonde! Ein Strauch mit hellroten Rosen steigt beim Klang dieses Namens vor einem auf, und du, schwarzmähnig Mägdlein, trägst ihn mit Unrecht.“

„Ihr könnt mich ja anders nennen,“ stotterte ich.

„Gott sei davor!“ Der Sohn des Torwarts schüttelte den Kopf. „Den Namen, den ein Christ in der Taufe empfängt, den muß er behalten.“

Peire murmelte ihm einige Worte zu, da furchten sich seine Brauen, und ein Blick wie Stahl, aus dem man Funken schlägt, traf mich. Ich ging langsam hinaus. Ketzerkind! Würde auch er dich verachten?

Als ich nach einiger Zeit wieder eintrat, sprachen sie von dem Freunde, der Gérards Ankunft — so nannte sich Peires Sohn — angekündigt hatte. Und ich hörte, wie Gérard von fernen Ländern und fremden Menschen erzählte, die er kennen gelernt, und von einer Stadt, die er Salerno hieß, darin sich eine Schule befand, auf der sie Wissenschaften studierten und Gelehrte wurden, vor denen das Volk große Ehrfurcht besaß. Und Peire nannte im Scherz seinen Sohn

Magister, was sich Gérard, ohne eine Miene zu verziehen, gefallen ließ.

Und jetzt, sagte später Frau Lusiane, solle er nur hier bleiben und sich ausruhen von seinem erschöpfenden Studium, sie hätte ihm eine Kammer eingerichtet und im Gärtlein in der Laube ein Tischlein und einen Stuhl aufgestellt, allwo er ruhig nachsinnen konnte. Niemand würde ihn stören, und seine Gesundheit hätte es notwendig, zu ruhen und zu rasten.

Er nickte gelassen, und die Eltern sahen einander glücklich an.

Also das hatte Frau Lusianes geheimes Lächeln bedeutet! Eine Liebe trug sie im Herzen, mächtiger als die zu ihrem Gatten. Aber auch mächtiger als gewöhnliche Mutterliebe. Es mischte sich Verehrung, ein Gefühl der Anbetung in ihre Empfindung für ihn. Sie sah den künftigen Diener Gottes in ihm. Denn er hatte vor, sich der Kirche zu widmen, wie er sagte.

„Hier auf Montgliard muß der Kampf ausgekämpft werden, Vater."

Ich grub unweit von ihnen im Garten Erde um und vernahm ihr Gespräch, das sie lauter als sonst führten, weil sie sich allein glaubten.

„Ein Arzt ist auch ein Diener Gottes," warf der Vater ein. „Nicht geringeres Verdienst ist's, den Leib zu Gottes Ehr' zu erhalten. Denn ohne Leib kann

die Seele dem Herrn ebensowenig dienen, als der Leib ohne Seele."

„Bis vor kurzem hab' ich ähnlich gesprochen. Aber seit mich des heiligen Mannes Mantel berührt hat, ist ein Feuer in mir entglommen, das erst nachlassen wird, mich zu quälen, wenn ich mich ganz in seinen Gluten verbrannt habe."

Eine Zeitlang schwiegen beide, dann sagte Peire leiser:

„Vergiß nicht, daß du deiner Mutter einziger Sohn bist."

„Meine Mutter versteht und billigt meine Absicht."

Ich sah, wie Peire sich ungeduldig durchs Haar fuhr. „Das geistliche Handwerk ist jetzt ein gefährlich Ding, und selbst päpstliche Legaten sind nicht sicher vor der Wut der Andersgläubigen. Niemals war die katholische Kirche angefeindeter als jetzt."

Gérards bleiches Gesicht überflog ein Lächeln. „Hier in eurer von Ketzern durchseuchten Gegend. Draußen in der übrigen Welt stand sie niemals in höherem Ansehen als jetzt. Doch seid beruhigt. Habt ihr nicht gehört, daß Dominikus, der spanische Mönch, sich in Carcassonne mit einer Anzahl Gefährten zusammentun will, um die Macht der Irrgläubigen zu brechen? Konnte die Kirche einen größeren Triumph erleben als die Unterwerfung Raymunds unter den Heiligen Stuhl? Sollte Papst Innozenz, der sich

eines Werkzeugs wie Arnold von Citaux bedienen darf, nicht in kurzem die Gegend von der Ketzerpest gereinigt haben? O niemals, guter Vater, trat die Macht der Kirche glorreicher zutag als jetzt. Ihr freilich, hier auf der Einsiedelei unsers Gönners, der ihr Häslein und Waldtauben jagt, wißt kaum, was hundert Meilen von euern Wäldern vorgeht, habt keine Ahnung davon, daß im eignen Land ein Kriegsheer von fast fünfzigtausend mutigen Männern aufgestanden ist, um der Kirche beherrschende Stellung zu behaupten. Haben euch nicht eure Waldvögel anvertraut, daß Béziers, die Stadt der Abtrünnigen, bereits unter Arnolds siegreicher Führung der Rache Gottes anheimgefallen ist, daß Narbonnes Bürger unter großen Bußopfern sich den Frieden von der Gnade des Heiligen Vaters erbettelt haben, daß der Kampf in Carcassonne noch lange nicht beendet ist? Haben sich nicht Raymund und sein Sohn nach Genua zurückziehen müssen, der höheren Macht weichend? O, die vierhundert Ketzer, die Carcassonne auf brennenden Holzstößen dem Ruhm der alleinseligmachenden Kirche geopfert hat, waren nur der Anfang. Mit Stumpf und Stiel muß diese Pest ausgerottet werden. Der große Simon von Montfort wird dem Herrn seine Herrlichkeit zurückerobern auf unserm Boden. Eigentlich ist's sündhaft, daß Ihr als Mann hier sitzt und Blumen züchtet, anstatt mitzutun im heiligen Krieg."

ich wäre wohl gern eingetreten und hätte um einen Bissen Brot gebeten, aber ich getraute mich nicht. Ich eilte vorwärts, vorwärts. Ich bildete mir ein, noch vor dem Abend in Carcassonne sein zu können, wenn ich so weiter eilte. Als mein Durst sich zur Unerträglichkeit gesteigert hatte, naschte ich aus einer Vigne,*) an der ich vorbeikam, einige Trauben, die noch am Stock gelassen waren und sehr sauer schmeckten. Eine Reiserbinderin, die mir begegnete, sagte, daß ich noch eine Nacht und zwei Tage zu gehen hätte, um nach Carcassonne zu kommen. Das trieb mir Tränen in die Augen, denn ich glaubte dem Ziel meiner Hoffnungen schon näher zu sein. Doch ließ ich den Mut nicht sinken und eilte vorwärts. Als die Sonne im Untersinken war, vermochte ich nicht mehr weiterzugehen und ließ mich neben der Landstraße nieder, um ein Weilchen zu rasten. Meine Füße bluteten über und über.

Ich hatte des Weges nicht geachtet und war in Dornen und Steine getreten. Wie ich mich aber auf die Erde hinstreckte, fühlte ich so große Erschöpfung über mich kommen, daß ich die Augen schloß. Ich weiß nicht, ob ich schlief oder nur wachend träumte, es muß wohl einige Zeit verstrichen sein. Plötzlich hörte ich eine Stimme neben mir, und eine Hand

---

*) Weinberg.

rüttelte mich auf. „Graf Montgliard!“ rief ich erschreckt und fuhr empor. Da stand eine hohe Mannesgestalt neben mir, mit der einzigen Hand die Zügel seines Maultiers haltend.

„Was fällt dir ein, Dirne?“ Peire neigte sich finster über mich. „Eigentlich müßte ich dich jetzt durchpeitschen, wie's dir gebührte, aber diesmal will ich Nachsicht üben, weil es dein erster Fluchtversuch ist. Merk aber, beginnst du dich noch einmal auf der Landstraße herumzutreiben, dann weh dir!“

„Ich habe heim wollen,“ stöhnte ich, meine wie zerschlagenen Glieder kaum zu rühren vermögend.

„Dein Heim ist jetzt Montgliard,“ sagte Peire streng, „so hat es der Herr befohlen.“

„Was tu' ich dort,“ bemerkte ich unter niederstürzenden Tränen, „niemand mag mich, ich bin für euch nur das ‚Ketzerkind‘.“

„Du sollst meiner Frau eine gehorsame Magd sein, mehr verlangt keiner von dir, niemand wird dir Unbill zufügen. Mach nun rasch und komm!“

„Ich kann nicht gehen,“ wimmerte ich, „meine Fersen bluten, mein Rücken ist wie zerschlagen.“

Da hob er mich leicht wie eine Feder empor, setzte mich auf das Maultier und schwang sich hinter mir hinauf. Dann trieb er das Tier zur Eile an.

Wir ritten lange durch die finstere Nacht, keiner von uns beiden sprach ein Wort. Oben wartete Frau

Lusiane unser. Beim Schein des Lämpchens sah ich ihr Gesicht. Es hatte einen herben Ausdruck.

Sie verlor kein Wort des Vorwurfs an mich, hieß mich ruhig in meine Kammer gehen und verschloß sie hinter mir. O, was hätte ich jetzt für ein Stück Brot gegeben! Aber ich schlief trotz meines bitteren Hungers bald ein. Vielleicht hätte sie mir noch lange gegrollt, doch ein Ereignis lenkte ihre Gedanken von mir ab.

*

Eines Tages — von jetzt an war ich fast immer unter ihrer Aufsicht und bekam die harten Arbeiten zu tun, die sonst sie selbst verrichtet hatte — trat Peire in den Küchenraum und flüsterte ihr etwas zu. Sie trocknete sich eilig die Hände, die eben Brotteig geknetet hatten, und eilte hinaus. Draußen stand ein Bote, den sie wie einen Engel Gottes behandelten und gleich in ihre Stube führten.

Sie boten ihm Wein und Früchte an und setzten sich, je rechts und links von ihm, die Augen auf seine Lippen geheftet, als ob er ihnen Heil verkünden sollte.

Er erzählte, aber was, konnte ich nicht entnehmen, denn ich mußte am Herd bleiben. Wenn er von Herrn Montgliard kam, dann war meiner Verlassenheit ein Ende gesetzt. — Der Bote wurde über Nacht hier behalten. Am andern Morgen verließ er uns. Peire gab ihm ein Stück das Geleite, Frau Lusiane winkte ihm mit ihrem Tüchlein nach, dann kam sie mit roten

Wangen und leuchtenden Augen zu mir. Sie sprach nie meinen Namen aus, auch heute nicht. Aber freundlicher als sonst erteilte sie mir eine Menge Befehle, die teils den Herd, teils Garten und Stuben betrafen.

„Die Kammer neben der Putzstube schmücke mir aus. Pflück die feinsten Blüten aus dem Garten, mach Sträuße und Girlanden und befestige sie, wo sie sich anbringen lassen. Nimm Lorbeer und Basilikum, Nelken und Mohrenkamm und das Schönste, was du findest. Und dann öffne das Fensterchen weit, damit der Würzgeruch des Gartens hereindringt."

Ich gehorchte mit heimlichem Zittern und lief vom Garten zur Stube. Was mich wunderte, war, daß Graf Raynald hier unten schlafen und wohnen sollte, da doch die ganze Flucht der Gemächer oben zu seiner Verfügung stand. — Mittags buk und briet sie und wurde ganz erhitzt. Peire ging auf die Jagd, um Braten herbeizuholen.

Abends blieben sie länger als sonst auf und sprachen lebhaft miteinander. Ich lag in meiner kleinen Bettstatt in der Kammer. Aber die Tür zur Nebenstube war von zu dickem Holz, man hörte nur undeutlich sprechen und konnte nichts verstehen. Mich floh vor Aufregung der Schlaf. Daß es Montgliard sein würde, war ja sicher, wer sonst sollte es sein? Ich stellte mir seine hohe Gestalt, sein mildes, vor-

nehmes Gesicht, seine gemessenen Bewegungen vor. Ich sog in der Erinnerung den Duft ein, der seinen Händen entströmt war. Und ich stellte mir vor, wie er mich freundlich anblicken würde! Armes Kind, wie selig machte dich die Vorstellung, daß ein Mensch erschien, der ein Lächeln für dich mitbrachte!

Frohe Aufregung in der Brust, erwachte ich am andern Morgen. Der Himmel war wolkenlos, berauschend drangen die Düfte des Spätsommers herauf. Peire spähte durch die Turmluken hinaus, dem Lieben entgegen, das er erwartete.

Frau Lusiane hatte ihr bestes Kleid angelegt und ein Kopftuch aus feinem Linnen umgetan. Da stieß Peire fröhlich ins Horn. Ich sah Frau Lusiane aus ihrer Stube rennen, hörte Peire polternd herabkommen.

Dann der schlanke Tritt eines Rosses . . .

Ein Reiter stieg aus dem Sattel und ließ sich von Frau Lusiane umhalsen, von Peire an die Brust ziehen. Es war ein junger Mensch in talarähnlichem, schwarzem Gewand. Sein Gesicht war bleich und ruhig, trotz des Jubels der Eltern.

Aber als er die Augen aufschlug, da gingen zwei fahle Lichtströme aus ihnen, so wie aus morschen Bäumen, wenn die Mitternacht ihre Geheimnisse spinnt . . .

Ein Schauer überrieselte mich. Mir war, als

hätte ich in die Augen meines Schicksals geschaut. — Nein, das war nicht Graf Raynald ...

*

Ich ging wie von einer Last zerschmettert auf mein Stüblein. Niemand rief mich, niemand bekümmerte sich um mich. Und durfte ich nicht froh darüber sein? Was galt mir dieser Fremde, der da gekommen war? Wahrscheinlich würde er wenig frohe Zeiten für mich mitbringen. Frau Lusiane würde die junge Magd mit noch viel mehr Arbeit überbürden, noch unzufriedener als sonst mit ihr sein.

Sie sprachen drüben lebhaft und erregt. Immer hörte ich nur die Stimmen der Eltern, der Sohn, denn nichts andres war er wohl als ihr Sohn, mußte sehr leise sprechen, ich vernahm keine Silbe von ihm. Endlich näherten sich Schritte meiner Tür. Frau Lusiane trat herein.

„Trag das Essen auf, zieh aber ein andres Obergewand an. Du kannst das meine nehmen, das obenauf in der Truhe neben meinem Bett liegt.“

Ich gehorchte stillschweigend, ging in die Küche und trug die Schüsseln auf, die sie vorher gefüllt hatte. Er sah die Magd seiner Mutter. Ich wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, stolperte und hätte beinahe die Schüssel fallen lassen. Peire lachte gutmütig, gutmütiger als ich ihn je lachen gehört. „Sie ist noch wie ein junger Hund, ganz tappig und dumm.“

„Sie sieht aus, als wenn sie nicht getauft wäre.“ Eine feine Stimme, die etwas heiser klang, sagte es. Ich sah auf und in das fremde Gesicht. Es war abgezehrt und erzählte von Fiebern und bösen Zeiten.

„Wie heißest du?“ fragte die Stimme wieder.

„Esclarmonde.“

„Esclarmonde! Ein Strauch mit hellroten Rosen steigt beim Klang dieses Namens vor einem auf, und du, schwarzmähnig Mägdlein, trägst ihn mit Unrecht.“

„Ihr könnt mich ja anders nennen,“ stotterte ich.

„Gott sei davor!“ Der Sohn des Torwarts schüttelte den Kopf. „Den Namen, den ein Christ in der Taufe empfängt, den muß er behalten.“

Peire murmelte ihm einige Worte zu, da furchten sich seine Brauen, und ein Blick wie Stahl, aus dem man Funken schlägt, traf mich. Ich ging langsam hinaus. Ketzerkind! Würde auch er dich verachten?

Als ich nach einiger Zeit wieder eintrat, sprachen sie von dem Freunde, der Gérards Ankunft — so nannte sich Peires Sohn — angekündigt hatte. Und ich hörte, wie Gérard von fernen Ländern und fremden Menschen erzählte, die er kennen gelernt, und von einer Stadt, die er Salerno hieß, darin sich eine Schule befand, auf der sie Wissenschaften studierten und Gelehrte wurden, vor denen das Volk große Ehrfurcht besaß. Und Peire nannte im Scherz seinen Sohn

Magister, was sich Gérard, ohne eine Miene zu verziehen, gefallen ließ.

Und jetzt, sagte später Frau Lusiane, solle er nur hier bleiben und sich ausruhen von seinem erschöpfenden Studium, sie hätte ihm eine Kammer eingerichtet und im Gärtlein in der Laube ein Tischlein und einen Stuhl aufgestellt, allwo er ruhig nachsinnen konnte. Niemand würde ihn stören, und seine Gesundheit hätte es notwendig, zu ruhen und zu rasten.

Er nickte gelassen, und die Eltern sahen einander glücklich an.

Also das hatte Frau Lusianes geheimes Lächeln bedeutet! Eine Liebe trug sie im Herzen, mächtiger als die zu ihrem Gatten. Aber auch mächtiger als gewöhnliche Mutterliebe. Es mischte sich Verehrung, ein Gefühl der Anbetung in ihre Empfindung für ihn. Sie sah den künftigen Diener Gottes in ihm. Denn er hatte vor, sich der Kirche zu widmen, wie er sagte.

„Hier auf Montgliard muß der Kampf ausgekämpft werden, Vater.“

Ich grub unweit von ihnen im Garten Erde um und vernahm ihr Gespräch, das sie lauter als sonst führten, weil sie sich allein glaubten.

„Ein Arzt ist auch ein Diener Gottes,“ warf der Vater ein. „Nicht geringeres Verdienst ist's, den Leib zu Gottes Ehr' zu erhalten. Denn ohne Leib kann

die Seele dem Herrn ebensowenig dienen, als der Leib ohne Seele."

„Bis vor kurzem hab' ich ähnlich gesprochen. Aber seit mich des heiligen Mannes Mantel berührt hat, ist ein Feuer in mir entglommen, das erst nachlassen wird, mich zu quälen, wenn ich mich ganz in seinen Gluten verbrannt habe."

Eine Zeitlang schwiegen beide, dann sagte Peire leiser:

„Vergiß nicht, daß du deiner Mutter einziger Sohn bist."

„Meine Mutter versteht und billigt meine Absicht."

Ich sah, wie Peire sich ungeduldig durchs Haar fuhr. „Das geistliche Handwerk ist jetzt ein gefährlich Ding, und selbst päpstliche Legaten sind nicht sicher vor der Wut der Andersgläubigen. Niemals war die katholische Kirche angefeindeter als jetzt."

Gérards bleiches Gesicht überflog ein Lächeln. „Hier in eurer von Ketzern durchseuchten Gegend. Draußen in der übrigen Welt stand sie niemals in höherem Ansehen als jetzt. Doch seid beruhigt. Habt ihr nicht gehört, daß Dominikus, der spanische Mönch, sich in Carcassonne mit einer Anzahl Gefährten zusammentun will, um die Macht der Irrgläubigen zu brechen? Konnte die Kirche einen größeren Triumph erleben als die Unterwerfung Raymunds unter den Heiligen Stuhl? Sollte Papst Innozenz, der sich

eines Werkzeugs wie Arnold von Citaux bedienen darf, nicht in kurzem die Gegend von der Ketzerpest gereinigt haben? O niemals, guter Vater, trat die Macht der Kirche glorreicher zutag als jetzt. Ihr freilich, hier auf der Einsiedelei unsers Gönners, der ihr Häslein und Waldtauben jagt, wißt kaum, was hundert Meilen von euern Wäldern vorgeht, habt keine Ahnung davon, daß im eignen Land ein Kriegsheer von fast fünfzigtausend mutigen Männern aufgestanden ist, um der Kirche beherrschende Stellung zu behaupten. Haben euch nicht eure Waldvögel anvertraut, daß Béziers, die Stadt der Abtrünnigen, bereits unter Arnolds siegreicher Führung der Rache Gottes anheimgefallen ist, daß Narbonnes Bürger unter großen Bußopfern sich den Frieden von der Gnade des Heiligen Vaters erbettelt haben, daß der Kampf in Carcassonne noch lange nicht beendet ist? Haben sich nicht Raymund und sein Sohn nach Genua zurückziehen müssen, der höheren Macht weichend? O, die vierhundert Ketzer, die Carcassonne auf brennenden Holzstößen dem Ruhm der alleinseligmachenden Kirche geopfert hat, waren nur der Anfang. Mit Stumpf und Stiel muß diese Pest ausgerottet werden. Der große Simon von Montfort wird dem Herrn seine Herrlichkeit zurückerobern auf unserm Boden. Eigentlich ist's sündhaft, daß Ihr als Mann hier sitzt und Blumen züchtet, anstatt mitzutun im heiligen Krieg.“

„Ich bin ein Krüppel,“ sagte Peire kleinlaut. „Und dann, ich — der Himmel verzeih' mir's! — ich find's schandhaft, dieses ewige Plündern und Morden um Gottes willen. Laß doch die andern meinetwegen zur Hölle fahren, wenn sie den Weg zur ewigen Seligkeit nicht erkennen wollen.“

„Das ist der Standpunkt eines lauen Christen, mein guter Vater. Ihr wißt aber: ‚Weil ihr weder kalt noch warm seid, will ich euch ausspeien aus meinem Mund.‘ Von Euch wundert's mich weniger, daß Ihr so denkt. Ihr habt Euch nie Gottes und seiner Sache angenommen. Aber daß Graf Raynald tatlos auf seiner Burg sitzt bei diesen Zeitläuften, er, der das Glück hat, durch Bande des Bluts mit Montfort verwandt zu sein —“

Der Alte machte eine heftige Bewegung. „Laß unsern Herrn aus dem Spiel. In seinem Herzen denkt er, glaube ich, genau so wie ich, wenngleich er es öffentlich — du weißt, aus welchem Grund — nicht bekennen darf. Trotzdem ist er der edelste Mensch. Was wärst du ohne seine Güte? Ein gewöhnlicher Kriegsknecht oder ein Villain. Hat nicht er mir die Mittel an die Hand gegeben, dich studieren zu lassen? Verdankst du nicht ihm, der mit liebevollem Interesse dich heranwachsen sah, deine Bildung?“

„Ich werde es ihm mit den besten Zinsen zurückzuerstatten trachten, was er an mir getan, seid ver-

sichert, Vater. Gern hätte ich ihn jetzt, gerade jetzt gesprochen, aber —"

„Es ist besser, daß er von deinem neuen Plan nichts erfährt."

„Er scheint sich ja wieder, wie meist, irgendwo im Fremdland aufzuhalten."

„Ja, er reist viel, weil's ihm hierzulande das Herz zuschnürt."

„Gut, daß er knappe Mittel besitzt, er würde sonst keiner guten Sache dienen."

Ich sah, wie Peires Gesicht sich dunkelrot färbte, aber aus Ehrfurcht vor dem Sohn verschluckte er seinen Aerger. Ich hätte ihm zu Füßen stürzen und seine Hand küssen mögen! Instinktiv hatte ich immer gefühlt, daß dieser rauhe und schweigsame Mann ein warmes und rechtschaffenes Herz in der Brust trug. So leise wie möglich schlich ich mich davon. Ich konnte nicht länger meine innere Bewegung beherrschen. In meinem Stüblein sank ich auf die Knie und weinte. O gütiger Gott, was hatten die Meinen leiden müssen! Was litten sie noch, die einer Gesinnung mit meinen Eltern waren. Herr des Himmels, konnte ich denn nichts, gar nichts beitragen zur Erlösung dieser Menschen, die doch nur um ihr Heiligstes, um ihren Gott kämpften?

Doch ich! Was war ich! Ein schwaches Kind, nichts weiter. O, wenn ich doch auch so gelehrt wie

du wäre, Teufelsgérard! dachte ich oft. Wie ich ihn haßte und doch bewunderte um der Kenntnisse willen, die er besaß! Das Fieber der Sehnsucht und Ungeduld, das ich schon kannte, befiel mich wieder.

Lernen, lernen und dadurch Macht erlangen! Mit Mördern zu kämpfen, mag schwer sein, aber würde mir Gott nicht seinen Beistand schenken? Hat nicht eine Handvoll Juden des großen Pharao Heer überlistet und zuschanden gemacht?

Einige Stunden später mußte ich Gérard bei Tisch bedienen. Ich richtete meine Augen voll Haß auf ihn und wünschte, daß er es bemerke.

Aber er sah mich nicht. Ich war Luft für ihn. Er sah seine Mutter an, und jetzt lag in seinem Blick eine weiche Zärtlichkeit.

So hat Mordlust und Liebe Raum nebeneinander in einem Menschenauge . . .

*

Ich lag auf dem Rasen im Garten, denn es war Sonntag und ich brauchte nicht zu arbeiten. Er kam heraus, ein Buch unterm Arm, ging an mir vorüber, ohne mich anzusehen, und setzte sich an den Tisch in der Laube. Dort begann er das Buch aufzuschlagen und hineinzublicken. Ich kroch ein Stückchen näher, so daß ich sein Gesicht beobachten konnte, es veränderte seine Farbe, schien bald düster, bald erschreckt, bald froh und glücklich.

Und auf einmal ließ er das Buch sinken und schlug die Augen zum Himmel auf. Und es war ein gewaltiger Blick, ein schrecklicher Blick, mit dem er hinaufsah, als sähe er Gott selbst in seiner Majestät. Jetzt sah er aus nicht wie ein Mörder, sondern wie ein Engel, der von Jehova ein Schwert begehrt. Ich fühlte, es lag etwas Unbezähmbares in dem Haß dieses Menschen.

Wenn ich ein Knabe wäre und eine Armbrust hätte, jetzt würde ich den Pfeil auf ihn loslassen.

Und auf einmal schossen mir Tränen in die Augen, denn ich stellte mir vor, wie seine Mutter weinen würde, wenn sie ihn tot ihr brächten.

Worüber brütete er?

*

Er übersah mich immer, auch bei Tisch. Er nahm aus der Schüssel, die ich ihm reichte, ohne mich anzublicken, empfing diesen oder jenen Gegenstand aus meiner Hand, den ich auf Frau Lusianes Befehl für ihn holen mußte.

Nur einmal, als ich seine Kammer ordnete und er, ohne zu wissen, daß ich mich da befände, eintrat, da fing ich einen Blick von ihm auf. Halb erschreckt war dieser Blick und gar nicht ihm ähnlich.

*

Weshalb war sein Gesicht so abgezehrt und wurde täglich elender? Oft in der Nacht hörte ich eine Tür

in den Angeln sich drehen. Nie früher hatte ich diese Tür gehört.

Ich hab' mich hinausgeschlichen, um zu sehen, ob er es sei und was er tat. Er war's richtig. Er ging nach dem Garten, warf sich auf die Erde und blieb da regungslos liegen. Und dann erhob er sich halb, streckte die Arme auf und stöhnte wie einer, der leidet. Er betete, er, dem es Freude gemacht, daß vierhundert Menschen auf dem Scheiterhaufen brieten! Konnte es möglich sein, daß so einer betete? O, wenn nicht bald Licht in mich kam, zersprang mir die Brust. —

Es war eine dunkle Nacht und flammende Sterne am Himmel. Er reckte die Arme empor. Auch ich hatte mein Haupt aufwärts gehoben. Riefen wir nicht beide denselben Gott, Gérard?

Und doch fluchtest du uns Ketzern.

*

Ein Bote, dann geschäftiges Hin- und Herlaufen. Peire ging auf die Jagd. Wir bekamen Gäste. Frau Lusiane befahl mir, ihr gutes Kleid herauszulegen. Und wieder wurde ich nach Blumen in den Garten geschickt. Für wen wohl?

*

Mir war wunderlich zumute. Oben lüfteten sie die Stuben. Und Peire hatte mit dem großen Schlüssel den Saal aufgeschlossen. Sie machten allerlei Zu-

rüstungen. Gérard hatte sich ganz in seine Kammer eingeschlossen und war nicht zu erblicken. Ich nahm mir ein Herz und fragte Peire, wer es wäre, der zu uns käme. Da sagte er mit schlecht unterdrücktem Jubel: „Unser Herr!“

*

Unser Herr! Ich wusch mein Haar und trocknete es an der Sonne, dann streute ich die Blüten, die er liebt, darauf. Frau Lusiane sah mich mißbilligend an, sagte aber nichts. Dann schickte sie mich hinab nach dem Wald, ein Kraut zu holen, das sehr schwer zu finden ist. Man muß lange nach ihm suchen. Vorher sollte ich ihr noch einige Handreichungen tun. Ich benahm mich so linkisch und vertrödelte so viel Zeit vor Aufregung, daß sie einen ganz roten Kopf bekam. Aber da sie schon ihr Sonntagskleid angezogen hatte, wußte ich, daß er bald kommen würde, und ärgerte mich, daß sie mich gerade jetzt nach dem Wald schickte. Doch ging ich endlich hinab. Einmal war mir unten, als hörte ich Hörnerschall. Da fiel ich ins Moos und küßte es vor Freude. Das Kraut, das ich bringen sollte, fand ich nicht, aber ich fand lange Efeuzweige, die ich mir um Hals und Schultern schlang. Und die Blüten in meinem Haar flocht ich zu einem Kränzlein und drückte es auf meine Stirn. Zum erstenmal freute ich mich des Reichtums meines Haares, das mir weit über die Knie hinabfiel.

Ich verweilte ziemlich lange unten im Wald; jedesmal, wenn ich mich aufzuraffen begann, um hinaufzusteigen, fing mein Herz an so heftig zu pochen, daß ich wieder zauderte. Endlich faßte ich Mut und eilte die steilen Pfade empor, die nur für Wildkatzen breit genug schienen.

Was würde mir diese Begegnung wohl bringen?

*

Auf dem Vorplatz unter den Nußbäumen trieben sich Leute herum. Seine Diener, durchzuckte es mich. Er war also schon da. Peire stand unter ihnen mit fröhlichem Gesicht. Frau Lusiane wollte soeben geschäftig mit einer Kanne über die Treppen eilen. Als sie mich erblickte, hielt sie vor Verblüffung inne.

„Wie siehst du aus, Närrin? Mach, daß du hineinkommst und dir den Tand aus dem Haar entfernst. Und daß du nicht eher erscheinst, bevor du gerufen wirst.“

Der Kräuter, um derentwillen sie mich fortgeschickt, hatte sie, Gott sei Dank, vergessen.

Ich trat traurig in die Küche. Wo war er? Er, nach dem ich so lang' gebangt? Er, den ich in meinen Nächten angerufen wie Gott selbst? Er, der mir das Lächeln bringen sollte, mein Retter, mein Ritter? Ich lehnte mich an die Wand und war dem Weinen nahe. Von draußen klang Peires tiefes, herzliches Gelächter herein und die lauten Stimmen

von Graf Raynalds Leuten. Schmerz und Ungeduld überwältigten mich. Er hatte mich also vergessen, gänzlich vergessen, und Frau Lusiane wird ihn gewiß nicht an das Ketzerkind erinnern.

Am bittersten kränkte es mich, daß all mein Schmuck, den ich so mühsam geholt, nun vergeblich sein sollte. Auf einmal faßte mich Ungestüm. Ich lief in den Garten hinaus. Er saß auf Gérards Platz in der Laube, und Gérard stand, in ein Gespräch mit ihm vertieft, neben ihm; Frau Lusiane hielt sich einige Schritte weiter entfernt und sah mit stolz-freudigen Augen auf ihren Sohn.

„Gnädiger Herr,“ wollte ich rufen, aber meine Lippen brachten keine Silbe hervor.

Wie ein klein unartig Kind fing ich an in lautes Weinen auszubrechen. Ich hatte mich doch für ihn geschmückt und seine Lieblingsblüten in mein Haar getan. Sah er mich denn gar nicht? Endlich wandte er verwundert seine schönen, weichen Augen nach der Stelle, auf der ich stand, und starrte mich an wie eine fremde Erscheinung. Da war ich schon vor ihn hingesunken und hatte seine Hände ergriffen.

„Kennt Ihr mich wirklich nicht mehr?“

Und er sah und sah mich noch immer an.

„Du bist's, du! Das kleine vater- und mutterlose Mägdlein, das ich — aber das kann ja gar nicht sein, wie hießest du dich doch?“

„Esclarmonde!“ und der helle Rosenbusch, der in den Klängen meines Namens liegen sollte, flammte auf meinen Wangen auf.

„Esclarmonde, Esclarmonde!“

Da vergaß ich alles um mich her und weinte in seine Hände hinein.

„Wißt Ihr denn noch meine Geschichte, erinnert Ihr Euch an alles? . . .“

„An alles, meine Kleine! Aber weshalb bist du so traurig? Du solltest doch heiter und froh hier oben werden und vergessen lernen.“

„Vergessen!“ rief ich, das Haupt zurückwerfend, „das könnt Ihr nicht im Ernst meinen. Nein, ich will nicht vergessen, Herr, keine Stunde lang will ich vergessen, aber ich will anfangen zu begreifen, das, was ich erlebt habe, und dazu sollt Ihr mir verhelfen. Gott und Ihr!“

„Ich?“ Seine Augen hingen, verwundert über die Heftigkeit, die er mir nicht zugetraut hatte, an mir. „Wie soll i ch dazu verhelfen?“

„Ihr sollt mich lesen und schreiben und alles, was den Geist zu bilden vermag, lernen lassen, damit ich mir selbst ein Urteil bereite über Gott und die Hölle, und Bös und Gut.“

Er schüttelte den Kopf.

„Lesen? Was fällt dir ein? Du, ein armes, elternloses Kind! Was frommt dir diese Kunst, die

kein Brot bringt? Lerne lieber Frau Lusiane tüchtig bei der Arbeit helfen.“

„Das will ich nebenbei, tagsüber, des Nachts aber will ich lernen.“

„Bist du toll, was fällt dir ein?“

Aber in seinen Augen sah ich neben der Verwunderung auch einen Funken Freude aufblitzen.

„Ich steh' nicht von den Knien auf, bevor Ihr ja gesagt. Wozu habt Ihr mir das Leben geschenkt, wenn ich es nicht weiter bringen soll als eine elende Magd? Euer edles Roß, das mich damals trug, müßt' sich ja schämen, mich auf seinem Rücken geduldet zu haben.“

Da rief Frau Lusiane, die auf Gérards Wink nähergetreten war, mit blitzenden Augen:

„Nun geh aber und belästige den Herrn nicht. Die Rute sollst du nachher für deine Frechheit zu kosten bekommen.“

Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Bestraft sie nicht. Sie hat niemand als mich. Es war vielleicht unrecht von mir, daß ich Euch nicht nähere Weisung über ihre Erziehung gab, doch ich hatte der Kleinen nicht mehr gedacht. Schickt sie mir dann auf meine Stube, ich werde ihr schon den Kopf zurechtsetzen.“

Ich drückte meine Lippen auf seine Hand.

„Vergeßt mich nicht wieder!“

Er lächelte.

„Nein, jetzt vergesse ich dich nicht mehr."

Ich sah ihn noch am selben Tag, konnte mich ihm aber nicht nähern.

Am Abend gab sie mir eine Maulschelle wegen all dem, was ich geredet, und riß mir die halbvertrockneten Blüten aus dem Haar.

„Wenn du morgen wieder so tolles Zeug schwatzest, dann bitt' ich ihn, daß er dich in das Kloster der Büßerinnen steckt. Da wird man dich schon durch Schläge und Fasten kleinkriegen."

Ich biß mich auf die Lippen, um zu schweigen.

*

Am andern Tag, bald in der Frühe, trat sie zu mir und faßte mich unwirsch an der Hand.

„Der Herr ruft dich. Du weißt, was ich dir gesagt. Ich halte immer mein Wort." Sie ließ ihre Blicke musternd über mich gleiten.

Mein Haar hing schmucklos nieder. Ich erschien mir wie das elendeste Geschöpf in meinem armseligen, mit Flicken übersäten Röcklein. Mit gesenkten Blicken erschien ich vor ihm. Er saß in einem der herrlichen Stühle im Saal und hatte eine Schrift auf den Knien liegen. Er lehnte sich bei meinem Eintritt zurück.

„Warum so ernst, Kleine?"

Ich stotterte etwas hervor, ich vermochte nicht recht zu sprechen, weil mir Tränen die Kehle zuschnürten.

„Ich hab' über dich nachgedacht," seine Stimme klang weich und gütig, „und gesteh' dir, daß ich noch immer verwundert bin. Wer hat dir diese Gedanken in den Kopf gesetzt?"

Da sagte ich ihm alles, was mir auf dem Herzen lag. Wie schon damals die Frage nach dem Verbrechen, das meinen Eltern ein so entsetzliches Ende zugezogen, in mir aufgetaucht sei. Wie ich gesonnen und gerungen habe und wie endlich das Gespräch, das ich zwischen Gérard und seinem Vater vernommen, meinen Wunsch, denken und richtig denken zu lernen, bis zur Glut entflammt habe. Er horchte und sah mich immerfort an.

„Bist du wirklich noch so jung, Esclarmonde? Man möchte dich für viel älter halten. Auch dein Aeußeres ist in den zwei Jahren wunderlich gereift. Aber sag mir, Kind, selbst wenn du lesen lerntest, was hättest du davon als arme Magd, die du doch immer bleiben wirst?"

„Ich bleibe dann keine arme Magd mehr, ich werde etwas leisten und meinen Kopf entweder in den Dienst meiner Leute oder, wenn Ihr mich von ihrer wirklichen Verworfenheit überzeugen könnt, in den der Euern stellen."

„Du sprichst brav, aber unsre Zeit ist kein Boden für eine Judith. Doch hör. Es interessiert mich, dein heißes Bestreben, etwas Wunderliches bei einem

Mädchen deiner Abstammung. Nein, benetze nicht meine Füße mit deinen Tränen, spare diese kostbaren Tropfen für bessere Zwecke auf. Doch wie sollte ich dir hier oben Unterricht geben lassen? Du müßtest hinab. Unten aber tobt Aufruhr und Krieg, das Schicksal deiner Eltern kann dich ereilen, ich bürge dir nicht für dein Leben, wenn du Montgliard verläßt."

„Ich brauche nicht hinabzugehen, gnädiger Herr. Wenn Ihr's zufrieden seid, bleibe ich hier oben und genieße doch Unterricht. Gérard, Peires Sohn, kann doch lesen, nicht wahr?"

„Ei freilich," lachte Graf Raynald auf.

„Nun denn, wenn Ihr's ihm sagt, wird er mich es lehren."

„Du bist schlauer, als ich dachte. Wohlan, ich will's ihm vorschlagen. Er hat ja vor, einige Zeit hier zu verbringen, um sich zu einem wichtigen Schritt vorzubereiten."

Der Graf sprach noch etliche gute Worte zu mir, aus denen sein großmütiges Herz pochte, dann kniete ich vor ihn hin und bat ihn, daß er mich segne. Gerührt legte er die Hand auf mein Haupt. Später sprach ich ihn nur flüchtig mehr, obgleich er noch an die sechs Tage bei uns blieb. Er ging oft mit Peire und den Seinen auf die Jagd und war auch viel mit Gérard zusammen. Als er abreiste und wir uns

unter den Nußbäumen versammelt hatten, winkte er Gérard heran.

„Also du willst es mit ihr dort versuchen?“

Er deutete auf mich.

Gérard verneigte sich, ohne einen Blick auf mich zu werfen.

„Wenn Ihr es wünscht, gewiß.“

„Ich bin neugierig auf das Resultat und werde mich bald zu überzeugen kommen. Und überleg dir noch — du weißt, was ich meine.“

„Es ist nur eine Frage der Zeit, gnädiger Herr,“ sagte Gérard, „ich werde wohl müssen, ich kann nicht anders.“

„Nun, wir sprechen das nächstemal noch darüber.“ Er winkte uns allen zu und verschwand mit seinem Häuflein Diener, nachdem sie die Brücke passiert hatten, unten im Wald.

Mir tropften Tränen aus den Augen. Da glitt meine Sonne hinab. Dann trat ich zu Gérard, der, den Kopf auf die Brust gesenkt, an der Treppe stand.

„Herr Gérard, wollt Ihr nicht, bevor meine Augen getrocknet sind, mit mir zu studieren beginnen?“

Seine Brauen furchten sich leicht. „Meinetwegen. Aber hoffe nicht auf Milde und Nachsicht von mir. Ich werde dich strafen und züchtigen wie einen Jungen, wenn du dich dumm anstellst. Und dumm wirst du dich anstellen.“

„Wo wollt Ihr den Unterricht beginnen, in der Stube oder draußen?“

„Im Garten.“

Er holte ein Wachstäflein und einen Griffel herab. Und ich sah in die Richtung, in der Carcassonne liegt, und begann die ersten Schriftzeichen nachzuzeichnen.

*

Was soll ich über die nun folgende Zeit sagen? Das Kind hatte sich seine Studien leichter und weniger ernst vorgestellt. Jedes Vöglein, das über uns in den Zweigen zwitscherte, jeder Windhauch, der das Laub zum Rauschen brachte, hatte flugs meine Aufmerksamkeit gewonnen, so daß ich die Worte meines Lehrers überhörte und ihm oft, von andern Dingen in Anspruch genommen, die Antwort schuldig blieb. Gérard war eine heftige Natur, und das Amt des Lehrers bei einem unwissenden Kind war ihm an und für sich höchst unbequem. Um so mehr, wenn dieses Kind ihm zerstreut gegenübersaß. Er griff oft wenig zärtlich in mein Haar, um mich aufzurütteln, warf mir nicht selten die Tafel an den Kopf oder schlug mich in seiner Gereiztheit. Endlich verlegte er die Unterrichtsstunde in die Stube, wo ich gesammelter war. Anfangs begnügte er sich, mir nur das Lesen und Schreiben beizubringen. Aber bald hatte ich die Schlingen meiner Wißbegierde so dicht um ihn ge-

worfen, daß er nicht anders konnte und mir Antwort gab auf alle die zahlreichen Fragen, die ich an ihn richtete. Zugleich aber erweckte ich dadurch einiges Interesse für mich in ihm. Denn antwortete er mir oberflächlich, so sagte ich ihm gleich ins Gesicht, das genüge mir nicht, ich wolle genauere Auskunft haben. Ohne daß er es beabsichtigte, erklärte er mir vieles aus der Religion. Vergessend, wen er vor sich habe, von seinem heiligen Gegenstand hingerissen, sprach er von Gott und den Wegen, die zu ihm führten, von den verirrten Menschen, die von ihm abwichen und durch Feuer und Schwert zu ihm bekehrt werden mußten. Er sah nicht die Flammen des Hasses, die er in solchen Stunden in meinen Augen entzündete.

O, ich lernte mich verstellen und ruhig bleiben, während er das schreckliche Schicksal aller, die anders dachten als seine Kirche, an mir vorüberziehen ließ . . .

*

Es kamen Herbstregen und wolkengraue Wintertage. Einigemal stiegen Boten herauf, die allerlei unselige Nachrichten brachten. Der Aufruhr unten hatte noch nicht ausgetobt. In Carcassonne trugen sie noch rüstig Scheiter zusammen, um den Leuten meines Glaubens den Himmel zu bereiten. Mehrere Pestfälle, die in Toulouse vorgekommen waren, ließen für eine Weile das finstere Werk der Verfolger ruhen. Oefters als einmal erschienen Männer, die einen roten Tuch-

streifen kreuzweise auf ihr Gewand genäht trugen, und wollten Gérard bewegen, mit ihnen in den Krieg gegen die Ketzer zu ziehen. Sie erzählten Wunder von der reichen Beute, welche die Schlösser und Burgen meiner unglücklichen Glaubensgenossen ihnen böten; auch andre Dinge erzählten sie. Von schönen Weibern, die in ihre Hände gefallen, die sie sich zu eigen gemacht und dann verstümmelt in Brunnen oder angezündete Feuer geworfen hatten. Von Ketzerkindern, die sie so lange „tauften“, das heißt, in Wasser untertauchten, bis sie erstickt waren.

Und ich, die Tochter der Gemordeten, stand dabei und hörte diese Erzählungen. Frau Lusiane beobachtete mich, aber sie konnte die Vorgänge meines Innern nicht erraten. Ich hatte gelernt, meine Züge zu beherrschen, in mir aber zischte die Weißglut des Hasses hoch auf.

Einmal faßte es Gérard mächtig, er wollte mit in den Kampf. Etwas in ihm schien jedoch noch nicht zur Reife gediehen zu sein; eine Eingebung, ein Wink von oben ließ noch auf sich warten, und ohne diesen Wink wagte er nicht fortzugehen. Auch redete der Vater beschwörend auf ihn ein, nicht einen vorzeitigen Entschluß zu fassen. Hätte er doch versprochen, hier oben mit sich ins klare zu kommen. Die „Streiter Gottes“ zogen wieder ab. Sehnsüchtig blickte Gérard ihnen nach.

Da schlich ich mich zu ihm unter die Nußbäume.

„Herr Gérard, wann werden wir die Bibel zu lesen beginnen?“

Er fuhr erschreckt aus seinem Sinnen auf und schalt mich. Für kleine Mägdlein sei die Bibel nicht geschrieben. Dazu müsse man Lateinisch können.

„Ich werde die Bibel lesen und dann nach Carcassonne gehen.“

Zum erstenmal sah ich ihn lachen.

„Was willst du wohl alles noch?“

„Nur das, wozu Gott mich treibt.“

„Du bekommst zu wenig die Rute, das ist das Ganze.“

Aber während er das sagte, sahen seine Augen mich unsicher an.

Und was jetzt geschah, hatte ich nicht erwartet.

*

Er neigte sein Gesicht dicht auf das meine.

„Du bist heimtückisch und verschlossen. Aber Gott hat dir Talente gegeben. Willst du sie zum Bösen anwenden? Erzähle mir einmal, was du vorhast.“

Das Herz jagte mir in der Brust.

So viel hatte er außer der Unterrichtsstunde, wo von Persönlichem nie die Rede war, noch nicht zu mir gesprochen.

„Kommt die Felsen hinab,“ bat ich, „dort an der

Treppe steht Frau Lusiane und beobachtet mich. Vor ihr kann ich nicht sprechen.“ Ich schritt voran und er folgte mir zögernd.

„Du hassest wohl meine Mutter?“

Ich schwieg.

„Mich auch?“

„Wollt Ihr mich zu einer Lüge verleiten?“

Seine Augen blitzten mich an. „Nein, aber züchtigen für deine Frechheit.“

Ich bemühte mich, gleichgültig zu erscheinen.

„Ihr habt meine Eltern getötet, ich erwarte kein andres Schicksal von euch.“

Seine Hand griff wild nach meiner Schulter.

„Man wird dich wohl halbwegs töten müssen, um deine Verstocktheit zu brechen.“

Ich stand auf einem gleitenden Felsenbröcklein, unter mir die grüne Tiefe. Er befand sich einen Schritt über mir.

„Stoßt doch zu!“

„Behüte mich der Himmel, eine Seele dem Verderben zu überliefern, bevor sie abgebüßt hat.“

Ich lachte und sprang hinab, er hinter mir drein, wütend und erregt über mein Lachen. Als wir unten angekommen waren, sagte er hoch aufatmend:

„Man möchte beinahe glauben, du seiest eine Hexe.“

„Wenn Ihr zum Priester geweiht seid, könnt Ihr mir ja den Teufel austreiben.“

„Woher weißt du, daß ich zum Priester geweiht werde?“

„Ich war einmal Zeugin Euers Gesprächs mit Euerm Vater.“

„So, du horchst?“

„Nein, aber ihr wart so unbesonnen, laut zu sprechen, während ich in eurer Nähe Erde umgrub.“

Er hatte sich leicht verfärbt.

Indem wir sprechend so weiterschritten, sahen wir aus einer Waldmulde eine schreckliche Gestalt auftauchen. Das Haar fiel verwildert über ihre Schultern, einige Lumpen hingen über dem von Geschwüren bedeckten Körper. Ich schrie auf, deutete auf den Unglücklichen und wollte mich ihm nähern. Gérards Faust griff mir ins Haar.

„Bleib, Wahnsinnige! Es ist ein Aussätziger.“

Ich wußte nicht, was das bedeutete, ahnte aber, daß es etwas Schreckliches sein mußte.

„Ich will zu ihm, um ihm die Hand zu geben und ein tröstend Wort zu sagen.“

Indessen hob der Jammervolle sein entstelltes rotes Gesicht zu uns und schrie nach Wasser.

Ich eilte auf ihn zu. Gérard war schneller als ich. Er riß mich zurück.

„Willst du des Todes sein? Willst du mich und meine Eltern verderben? Eine Berührung dieses Menschen, und du selbst trägst den schändlichen Krank-

heitskeim mit dir fort und vergiftest alle, die dir nahekommen.“

„Glaubt Ihr, daß Christus an diesem Menschen vorübergegangen wäre?“

Gérards Brauen zogen sich finster zusammen.

„Maße dir nicht die Kraft Gottes an, Törin.“

„Nein, nur ein wenig Menschenliebe, Herr Gérard. Denkt Euch, Ihr wäret dieser, und ich reichte Euch die Hand, würdet Ihr mir's nicht danken?“

Er biß sich auf die Lippen.

„Wasser!“ stöhnte der Unglückliche.

„So geh' ich und hole einen Becher herab, um dir damit zu schöpfen.“ Ich wandte mich um, um wieder hinaufzuklettern.

„Warte!“ Gérard stand zögernd vor mir. „Ich, ich selbst will es tun. Aber schwör mir, nein, ich befehle dir, nie mehr diesen Weg einzuschlagen.“

„Solange dieser Unglückliche hier ist, werde ich ihm täglich Wasser und Brot bringen.“

„Du willst einem helfen und vier andre in den Tod jagen, die Wohltätigkeit eines verrückten Kindes.“

„Wie, Ihr sagt das? Morden nicht die Euern, um der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden? Ich kann auf einer Stange dem Unglücklichen Wasser und Brot reichen und füge so niemand Schaden zu.“

Ein Blick des Hasses war seine Antwort.

*

Wir schlugen doch nicht denselben Weg ein, sondern gingen nach einem Gehöft, das nicht allzu weit von hier, am Rande des Waldes lag. Dort hatten einige fromme Frauen gemeinschaftlich ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Bei meinen einsamen Herumstreifereien war ich schon früher an diesem Gehöft vorbeigekommen, hatte aber nie Ursache oder Lust gehabt, den Klopfer niederfallen zu lassen.

Gérard tat's nun, um ein Gefäß für den Elenden zu erbetteln, in dem ihm Wasser gereicht werden konnte. Die Frau, die öffnete, glich einer Mumie. Sie war in ein Stück Stoff gekleidet, das Kopf, Brust und Beine gleichmäßig mit seinem Grau verhüllte. Gérard brachte seine Bitte vor und erhielt das Gewünschte.

„Wir haben selbst eine Schwerkranke im Hause," sagte sie in dumpfem Ton, „kein Elixier und kein Wasser hilft ihr. Wir haben schon Laurel aus St. Joan kommen lassen, der immer weiß, wie es um die Kranken steht, aber soror Beate vermag er nicht zu beurteilen."

„Ich bin noch nicht lange aus Salerno zurück, wo ich auf der großen Aerzteschule Medizin studiert habe," sagte Gérard, „falls es Euch recht ist, komme ich einmal, um die Kranke zu untersuchen."

Ueber das eingefallene Gesicht der Grauen flog ein Schimmer der Freude.

„Tut es, Ihr tut ein gutes Werk.“

Gérard füllte das Gefäß mit Wasser, band es an einen starken Baumzweig, den er abgeschnitten hatte, und reichte es dem Aussätzigen hin.

Ohne ein Wort miteinander zu sprechen, kletterten wir dann den Abhang zum Schloß hinauf.

*

Jetzt war der Funke da, der mir das Lernen und ihm das Lehren erleichterte. Der Lehrer empfand Interesse für seine Schülerin. Er wußte genau um das Feindselige gegen ihn in mir, und ich erriet, daß er mich gleichsam nur als Werkzeug seiner religiösen Absichten erzog. Aber was lag an allem? Die Hauptsache war, ich lernte und machte Fortschritte. Ich konnte bereits flüssig lesen und das Schreibrohr gebrauchen, ich wußte die Namen verschiedener Sterne zu nennen und prägte mir die Form der Kräuter ein, die am meisten in der Heilwissenschaft gebraucht wurden.

Gérard ging weit über die Aufgaben hinaus, die Montgliard ihm gestellt hatte.

Ich durfte ihn auf seinen Gängen ins Freie begleiten und mit ihm disputieren. Einmal erzählte er mir, wie ihn sein Studium ausgefüllt und glücklich gemacht, wie er sich auf seinen künftigen Beruf als Arzt sorgfältig vorbereitet hätte. Da habe er zufällig in einer Gesellschaft junger Leute, in der er

sich befand, den Namen Domingo de Guzman nennen hören. Man sprach über die ungewöhnliche Beredsamkeit dieses spanischen Mönches, der eben nach Salerno gekommen war. Einige Gefährten schlugen vor, nach der Kirche zu gehen, in der Domingo predigen sollte, um ihn zu hören. Gérard schloß sich ihnen an. Dominikus' Rede überwältigte ihn so, daß er von der Stunde an, da er ihn sprechen gehört, die Freude an seinem Beruf verlor und keinen andern Wunsch mehr besaß, als in die Nähe dieses eigenartigen Mannes zu gelangen. Schon seit zwei Jahren sollte Domingo in die Provence kommen, um persönlich das Werk der Bekehrung in Angriff zu nehmen, aber bisher sei seine Ankunft immer wieder verzögert worden.

„Wenn er kommt, dann sollst auch du ihn hören und die Pfeile der Macht, die ihm Gott verliehen, zu spüren bekommen."

Wie sehr mochte Gérard unter diesem Zwiespalt in sich leiden! Sein Studium, seine Neigung zog ihn zur Wissenschaft, und ein rätselvoller Drang jagte ihn vor das Kreuz.

„Könnt Ihr denn nicht beiden zugleich dienen?" fragte ich eines Tages schüchtern, „der Wissenschaft und Gott? Ist sie denn nicht seine eifrigste Dienerin? Kann man ihn ohne sie lieben, begreifen lernen?"

Gérard fuhr auf und blickte mich erschrocken an.

„Wenn ich nicht wüßte, daß du nicht einmal seinen Namen kennst, möchte ich glauben, du hast des verruchten Abälards Schrift gelesen. Nein, durch die Wissenschaft Gott begreifen wollen, ist der Anfang des Abfalls von ihm. Nur die Gnade, wie Bernhard, Abälards Gegner und Besieger, sagt, die Offenbarung, die Vision, entschleiert dir sein Antlitz, nicht das eitle Wissen.“

„Wähnt Ihr denn Gott so klein, daß er der Sonde des Forschers, dem hellen Blick des Gelehrten nicht standhielte? Weshalb sollen nur die Blinden, Kurzsichtigen, Urteilslosen, die, die sich mit des andern Anschauung begnügen, ohne eine eigne zu haben, ihn erleben?“

Da hob Gérard die Hand auf und schlug mich auf den Mund.

„Rede in Zukunft nicht so gotteslästerliches Zeug.“

*

Der Aussätzige war verschwunden. Ich konnte ihm kein angefeuchtetes Brot, kein Wasser mehr reichen, nicht mehr sein Elend lindern . . .

Was mochte den Unglücklichen fortgetrieben haben?

*

Gérard war bei den sonderbaren Frauen gewesen, die unten am Waldrand hausen. Ich mußte ihm einige Gegenstände hinabtragen, die er bei seinem Krankenbesuch benötigte.

Es waren ihrer drei Frauen. Die, welche das

Bett hütete, glich einer Blume, die aus Mangel an Wasser verdorrt ist. Sie war schneeweiß im Gesicht, ebenso wie das Gewand, das sie trug, das eine edle Gestalt zu verhüllen schien. Sie weinte und fieberte beständig und stöhnte Gebete, daß mich Grauen faßte. Die zweite war klein und dick und sah nicht abschreckend aus. Sie sprach selten und sang immerfort mit einer leisen, eintönigen, heiseren Stimme Lieder ohne Melodie. Die dritte, die Hohe, Graue, die Pförtnerin, verhandelte mit der Außenwelt. Sie schien nicht für sich selbst zu leben, sondern nur für die übrigen dazusein. Sie glich einem leeren Raum, in den die zwei andern hineinatmeten.

Gérard versuchte an der Kranken allerlei Mittel. Er ließ sie starken Wein und das warme Blut geschlachteter Zicklein trinken.

Es befand sich ein halbwüchsig Mägdlein im Haus, das die kleine Herde hütete und die nötigen Besorgungen machte. Dieses Mägdleins Haar glich glattem Stroh, und sein Sprechen war ein unverständlich Lallen. Die Nonnen sollten es eines Tages, als es kaum Wochen zählte, auf ihrer Schwelle gefunden und auferzogen haben.

Hier hätte Frau Lusiane einmal hereinkommen und das Spinnengetier und den Modergeruch hinaustreiben müssen . . .

*

Gérard wurde immer strenger gegen mich, je mehr inneren Gehalt er in mir vermutete. Ach, und ich war doch ein junges Mägdlein, das ein bißchen Sonne, ein bißchen Zärtlichkeit bedurft hätte!

Graf Raynald schien mich ganz vergessen zu haben. Wie lange Zeit war wieder verstrichen, seit er zum letztenmal hier gewesen!

„Esclarmonde!“ Niemand als er sprach meinen Namen so aus . . .

*

„Nicht figürlich, wie die Deinen lehren, wirklich ist der Herr im Altarsakrament gegenwärtig.“

Ich schwieg. Er sprach eine halbe Stunde lang auf mich ein. Schließlich sagte er:

„Komm diesen Nachmittag mit mir, ich zeige dir etwas, das du ebenfalls nicht begreifen wirst, ebensowenig als ich, und das dennoch ein Faktum ist.“

*

Wir gingen nach St. Joan in die Hütte, die am Bach lag. Ein verwilderter Krautgarten umgab sie dicht von allen Seiten. Gérard ließ den Türklopfer fallen. Ein mittelgroßer Mann mit einem versonnenen bleichen Gesicht öffnete. Er hatte große, traurige Augen, deren Blick ergriff.

„Dies ist Laurel, der Mann,“ sagte Gérard zu mir, „den die frommen Frauen von St. Firmian zum Arzt haben.“

Ich grüßte ihn und folgte seiner Einladung, näherzutreten. Es herrschte eine dumpfe Luft in der Stube, in der tausenderlei Gerätschaften, Tiegel, kleine Laborierherde, Himmelskarten und Gerippe von Tieren herumstanden.

„Wie geht's Euch, Bruder?" fragte Gérard.

Laurel schob einen Haufen alter, beschriebener Pergamente von einem mächtigen Stuhl und bot ihn dem Gast an. Sich selbst ließ er auf einer Truhe nieder. Ich kauerte mich zu Gérards Füßen, auf einem Haufen dürrer Kräuter, die da lagen, und sah in Laurels Gesicht.

„Ich wäre zufrieden," beantwortete er Gérards Frage, „wenn ich fortkönnte. Ich hätte es nötig, einige Wanderungen zu unternehmen, aber es ist nicht möglich, weiterzukommen. In der Nähe der Städte sind die Landstraßen mit allem möglichen Gesindel bedeckt, das sich ein rotes Kreuz auf die Brust geheftet hat und nun glaubt, nach Herzenslust morden und plündern zu können."

Ueber Gérards Gesicht flog ein leichter Schatten.

„Es ist eigentlich eine Schande," sagte er ausweichend, „daß Ihr, der mit so hohen Fähigkeiten Begabte, hier in dieser elenden Hütte, fern von allem Verkehr, Eure Tage hinbringt. Die paar Nonnen drüben und die paar Bauern im Ort werden Eure Praxis nicht sehr bereichern."

Laurel zuckte die Schultern.

„Die Vornehmen haben vielfach hebräische Aerzte oder Ausländer, übrigens habe ich mich nie um eine bessere Stellung bekümmert. Mir genügt die meine vollständig.“

Gérard warf einen scharfen Blick auf mich, der mich wohl zur Aufmerksamkeit anspornen sollte.

„Ist es denn wahr, was sich die Leute von Euch erzählen? Die Schwester Pförtnerin und einige andre im Ort verrieten's mir, aber ich kann's nicht begreifen, und deshalb glaube ich es auch nicht.“

Laurel sah mit trübem Blick auf Gérard.

„Meint Ihr jene unglückliche Begabung, die ich Kranken gegenüber besitze? Wollte Gott, es wäre nicht wahr, ich kann Euch versichern, diese unselige Eigenschaft verbittert mir das Leben.“

„Wollt Ihr mir nicht ein wenig darüber erzählen?“

„Weshalb nicht, wenn es Euch interessiert. So hört.

*

„Wenn ich eine Krankenstube betrete, so brauche ich nicht nach dem Kranken zu blicken, um zu wissen, wie es um ihn steht. Der Geruch, der mir von seinem Lager entgegenschlägt, sagt mir, ob hier eine angehende Leiche oder ein Mensch ruht, in dem die Wurzel des Lebens noch Blüten treibt. Wie manch-

mal forschen zwei Augen unruhig in meinem Gesicht, um meine Meinung über die Krankheit des Vaters, der Braut oder eines vielliebenKindes zu erfahren. Der Fall ist kein schwerer, die baldige Besserung allen zweifellos, nur ich Unseliger, ich wittere den Tod, ich rieche die Verwesung, die sich langsam im Körper vorbereitet."

„Rätselhaft," murmelte Gérard, mich anblickend, „und trügt Euch Eure Wahrnehmung nie?"

„Nie," fuhr Laurel fort, die Augen senkend, „selbst dann erweist sich mein düsteres Vermögen als unheilvoll zutreffend, wenn nicht das geringste äußere Anzeichen vorliegt, die Gesundheit eines Menschen in Zweifel zu ziehen. Ich trete, zum Exempel, auf die Gasse hinaus, ein Bekannter eilt mir fröhlich entgegen und bietet mir die Hand. Ich fahre zurück, ich habe den Totengeruch an ihm wahrgenommen. Drei Tage darauf liegt er auf der Bahre. Eine Entzündung innerer Organe, die schon länger, ohne daß er es wahrnahm, in ihm sich vorbereitete, ist plötzlich zum Ausbruch gekommen und hat ihn weggerafft. Einmal liebte ich ein Mägdlein, fast so hold wie Eure Schwester hier —"

„Es ist meine Schülerin," berichtigte Gérard.

„Und gewann seine Gegenliebe. Ich richtete ein Nest her, um die Traute als mein Ehegemahl heimzuführen. Schon sind die Einrichtungsstücke aufgestellt, die Schwestern plündern den Myrtenstock im Gärtlein,

um einen Kranz für meine Braut zu binden, da, am Vorabend der Hochzeit, beugen wir uns zufällig beide über einen Gegenstand, den sie geschenkt erhalten, ihr Atem berührt meine Wange, ich erblasse, mir wird schlecht. Alle umringen mich ängstlich, ich springe auf und stürze hinaus. Draußen werfe ich mich auf die Erde und verfluche mein Schicksal. Was glaubt Ihr? Ich habe drei Tage lang den irrsinnig Gewordenen gespielt, um die Aufmerksamkeit des unseligen Kindes von sich selbst abzulenken. Am dritten Abend drückten ihr die Schwestern die Myrten ins Haar, jedoch nicht als Hochzeits-, sondern als Totenkranz. Ein Lungenschlag — Goswina hatte von jeher mit leichten Atmungsbeschwerden zu kämpfen gehabt, doch war es niemand eingefallen, dem große Beachtung zu schenken — hatte sie niedergestreckt. Und so könnte ich Euch Hunderte von Exempeln erzählen. Ich bin einmal als Student aus einer Versammlung berühmter Aerzte entflohen, weil mein Nachbar, der just eine Rede hielt, mir den Eishauch des Todes ins Gesicht blies. Wenn ich in einen Dom oder in eine Schenke trete, so bringt mich der Geruch fast um, der mir aus verschiedenen Ecken und Winkeln entgegenschlägt. Ich dünke mir, in einem Riesensarg mit Toten zusammen eingeschlossen zu sein."

„Und habt Ihr keine wissenschaftliche Erklärung für dieses unheimliche Phantom?"

Gérards Gesicht war blässer als sonst, und ich fühlte, daß seine Hände ebenso kalt wie die meinigen sein mußten.

„Nein, Herr, nicht die geringste. Gewöhnlich hat der letzte Krankheitsprozeß noch gar nicht begonnen, wenn ich gleichsam sein Ende schon vor mir sehe."

„Aber die Dispositionen sind doch schon vorhanden."

„In den wenigsten Fällen, oder wenn, dann in so geringem Grade, daß kein Arzt der Welt ein Prognostikon wie ich stellen würde."

„Rätselhaft, rätselhaft! Diese Fähigkeit muß Euer Leben vergiften."

„Das weiß Gott. Sie hat mein Leben auch schon gefährdet. Denn verschiedene Leute vermuten in mir einen Zauberer und Besessenen. Ich muß mein Unglück auch noch sorgfältig verbergen, damit es mich nicht vollends verdirbt."

„Ihr könntet bei praktischer Ausnutzung dieses Vermögens ein reicher und berühmter Mann werden."

„Was gilt mir Reichtum und Ansehen? Kann ich einen Augenblick lang meines Daseins froh sein? Ich, dem die Verwesung fortwährend ihre gelben Zähne entgegenfletscht, dem eine Leichenhand im Nacken steckt und beständig an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnt? Bin ich im Kreise froher Gefährten sicher, plötzlich die schaurigste Entdeckung zu machen?

O, ich wollte, ich wäre bei ihnen, die mich um manche heitere Stunde meines Lebens gebracht haben ...“

„Und doch dürft Ihr stolz auf Eure geheimnisvolle Begabung sein, die jedenfalls zeigt, daß Ihr ein vor andern Menschen Bevorzugter seid.“ Gérard erhob sich und winkte mir, das gleiche zu tun. „Ich dank' Euch, Laurel,“ er streckte dem Arzt die Hand hin, „und wenn Ihr einmal mögt, so besucht mich auf Montgliard, wir wollen dann unser Gespräch von heute fortsetzen. Auch an mir ist ein seltsam Wunder geschehen, das Ihr vernehmen und beurteilen sollt.“

Laurel versprach zu kommen und geleitete uns zur Tür.

Wir traten in den Sonnenschein hinaus. Keiner von uns beiden sprach ein Wort. So kletterten wir den Felsen hinauf.

Die nächsten Tage vergingen ziemlich einförmig. Ich war wie gerädert von all dem, was ich gehört, was innerlich auf mich einstürmte. Dazu begann, ohne daß ich es im Augenblick verlangt hätte, Gérard die erste lateinische Uebung mit mir. Als mir beim Anblick dieser neuen Schriftzeichen, die ich kennen lernen sollte, die Röte des Stolzes, aber auch des Zagens in die Wangen stieg, sagte Gérard:

„Bilde dir nur auf deine Begabung nichts ein. Héloise war noch nicht viel älter als du, als sie bereits

mit Fulbert, ihrem Oheim, lateinisch disputierte und die griechischen Philosophen genoß. So weit wirst du es wohl nie bringen.“

Wir begannen also mit dem neuen Studium, und er schlug mir öfter als einmal das Heft um den Kopf, weil ich schwerfällig im Behalten der Regeln dieser Sprache war. Eines Tages überraschte er mich, als ich — ungeschickt genug — einen Brief abzufassen begonnen hatte.

„An den Herrn,“ sagte er verdutzt, riß mir das Blatt unter den Händen weg und zerfetzte es in kleine Stücke.

„Wozu das? Das ist Eitelkeit, weiter nichts. Er wird noch früh genug erfahren, daß du schreiben kannst.“

*

Um meine Gedanken auf erbauliche Dinge zu lenken, befahl er mir, von Zeit zu Zeit in das Kloster der Nonnen von St. Firmian zu gehen. Ich sollte ihm Bericht erstatten, wie es Soror Beate ginge, ob seine Arzneimittel wirkten, und ähnliches.

Mit heimlichem Widerwillen willfuhr ich seinem Wunsch. Die graue Pförtnerin führte mich nach der Krankenstube, zu der ich den Weg auch allein gefunden hätte, leitete doch das Stöhnen und Stammeln von Gebeten hin, das schaurig den Korridor durchschallte.

Soror Beate lag im Bette, die fieberglänzenden

Augen auf die öde Wand vor sich gerichtet. Ich entbot ihr Gérards Gruß und setzte mich zu ihr. Sie unterbrach ihre Gebete und blickte mich an. Und der Stunde, die jetzt folgte, werde ich nie vergessen.

*

„Wer bist du?“ sagte sie, sich leicht in den Strohkissen aufrichtend. „Bist du Magdalena? — aber die hatte helles Haar; bist du Maria, die zu des Herrn Füßen saß? Nein, du mußt Esther sein, die Ahasveros überlistete, um ihr Volk zu retten. Ich gewahre um deine Stirn einen Kranz, laß sehen,“ ihre brennend heißen Hände zogen mein Haupt herab, „ob es ein Rosenkranz oder einer aus Dornen ist.“ Sie sah mich groß und geisterhaft an, ich aber, einer plötzlichen Eingebung folgend, schob ihre Hände von meinen Schläfen.

„Nicht wahrsagen sollt Ihr mir, Soror Beate, sondern mitteilen, wie es Euch geht, damit ich es Herrn Gérard melden kann.“

Meine energische Art erweckte sie nicht, wie ich gehofft, aus ihrem Traumzustand. Ihre Augen hingen noch immer an mir.

„Du bist dunkel und süß wie Sulamith, gepriesen sei der König, der dich einst an die Brust schließen wird.“

Ich fühlte brennende Röte in die Wangen steigen. „Zu mir, Schwester, wird kein König kommen,

um mich an die Brust zu schließen. Ich bin ein armes Mägdlein, das lernend und sich abquälend seine Tage hinbringt, um dereinst, wenn's hoch kommt, seinen Mitmenschen zu dienen. Aber sagt mir, geht's Euch besser? Fiebert Ihr noch? Sind Eure Nächte ruhiger?"

Ihre langen Wimpern legten sich wie schlaftrunken über die Augen.

„Sie ist ein armes Mägdlein, das lernend und sich abquälend seine Tage hinbringt! Hahaha! Beate, bist du das, die da geredet hat? Du, schön wie diese, rein wie sie, voll glühender Gottesliebe wie sie, deren Augen dein Bild tragen. So begann Beate, und so endet sie!" Die blasse Nonne schlug sich mit krampfhaftem Lachen auf die Brust. „So endet sie, Soror Beate, die früher Eudoxia hieß. Als Sünderin, als von Christus Verabscheute endet sie."

Der Paroxysmus der Kranken begann wieder. Sie fing an zu stöhnen, und ihre Hände und Füße zuckten schauerlich. Die kleine Nonne, Schwester Brunihildis, wie die Pförtnerin sie genannt hatte, erschien und suchte Beate durch leisen Zuspruch zu beruhigen.

„Was meint sie mit der ‚Sünderin'?" fragte ich die pflegende Schwester. Doch sie gab mir keine Antwort.

Da schlug Beate die Augen auf und blickte mich an.

„In den Nächten kommt Christus zu mir und fragt: ‚Wo hast du die Rosen hingetan, die ich auf deinen Wangen erblühen ließ? In weiße Totenblumen hast du sie verwandelt, getränkt durch die salzige Tränenflut der Reue über die Sünden der Menschheit. Wie wagtest du, dir mein göttliches Recht anzumaßen? Habe nicht ich für die Menschheit gebüßt, was brauchtest du zur Büßerin zu werden? Was hast du mit dem hüpfenden Springquell des Blutes begonnen, den ich in deine Adern goß? Zum schleichenden, halb vertrockneten Bächlein ist er geworden. Versiegen hast du ihn lassen, ohne ihm Freude zu geben, die Nahrung, die er brauchte. Was ist aus den blühenden Hügeln deines Busens geworden, dessen Quellen meine Liebe verkündenden Kindern zum Trank dienen sollten? Deine Lippen sind vor Beten trocken geworden, und ich schuf sie zum Küssen. Deine Haare sind wie ein ungepflegter Blumengarten, und ich hab' sie dir zum Schmuck verliehen. Wann hat dein gegeißelter, abgemagerter Leib die Freude empfunden, die ich in seine Nerven legte, wann die Freude gespendet, die zu spenden seine Aufgabe war? Du hast meine dir verliehenen Güter in den Staub getreten in wahnsinniger Anmaßung. Gottgleich hast du werden wollen, nun werde dem Satan gleich, der in der untersten Hölle wohnt. Sei verdammt, verwegene Magd!'“

Ein gellender Schrei ertönte, die Unglückliche wälzte sich verzweifelnd auf ihrem Lager.

„Soror Beate,“ sagte ich, aufs tiefste erschüttert, „mäßigt Eure Verzweiflung. Ich werde Euern Arzt fragen, was zu tun sei.“

„Es ist alles umsonst,“ stammelte sie, zu plötzlicher Klarheit erwacht, „mein Leben liegt hinter mir, ein verlorenes Leben. Gott gefallen wollte ich und zog mir seine Verdammung zu.“

„Woher wißt Ihr, daß Gott Euch verdammt?“

„Das weiß ich aus den Träumen meiner Nächte, aus der öden Verzweiflung meiner Tage. Es war anders gemeint, aber ich habe falsch verstanden.“

„Ein Mißverstehen wird Gott sicher vergeben.“

„Nein, Jungfrau, mir vergibt er nicht. Habe ich nicht beständig der sanften Lockung des Lebens widerstanden, des Lebens, das er selbst ist? Aber dir,“ sie richtete die Augen groß auf mich, „dir möchte ich zuschreien: quäle dich nicht mit dem Aufnehmen der Weisheit, laß dem Moder seine liebste Beute, die Schriften und Bücher, die Toren für Toren in mühseliger Knechtsgeduld abgefaßt haben; wirf dich dem Leben an den blühenden Mund, seine Küsse machen selig.“

Erschöpft kehrte sie sich der Wand zu.

Ich stand noch einen Augenblick vor ihr; da sie aber nichts mehr sprach, ging ich leise zur Tür, um

hinauszugehen. Schwester Brunihildis lehnte an der Schwelle und öffnete mir. Und ihre Augen folgten mir wie ein Schatten seinem Körper, Augen wie dunkle Höhlen, die Licht begehren.

Ich ging in den Wald. Meine Wangen brannten. Eine Welt sich widersprechender Empfindungen erfüllte mein Inneres.

Langsam klomm ich die Felsen hinan: Nur das Ereignis, das meiner harrte, ließ das eben Erlebte in den Hintergrund treten.

*

Als ich im Gärtchen oben anlangte, kam mir Frau Lusiane mit rotem Gesicht entgegen.

„Der Herr ist angekommen, mach dich sauber, er hat schon nach dir gefragt.“

Der Herr? Das konnte nur Graf Raynald sein. Ich eilte in meine Kammer, aber ich hatte nur noch ein Röcklein, das schlechter war als das, das ich auf dem Leibe trug. So begnügte ich mich, mein Haar glatt zu streichen und Gesicht und Hände in frischem Wasser zu kühlen.

Peire erwartete mich in der Küche, wo einige von des Grafen Leuten am Herde saßen.

„Er ist im Saal,“ sagte der gute Torwart strahlend, „Gérard ist bei ihm, geh gleich hinauf.“

Ich überlegte nicht lange, sondern stürmte hinauf. Da saßen er und Gérard zusammen und unterhielten

sich. Ich trat zu ihm und zog seine Hände an meine Lippen. Er zuckte leicht zusammen und stand schnell auf. Seine Augen ruhten wie in leichter Verlegenheit auf mir.

„Wie groß du geworden bist, fast so groß wie ich.“

Ich aber, die nichts Lieberes als ihn auf Erden besaß und mich so oft schmerzlich nach ihm gesehnt hatte, ich ergriff trotz seines Sträubens seine Hände und drückte sie an meinen Mund.

„Wie glücklich bin ich, Euch wiederzusehen, wie geht's Euch, ich kann auch schon lesen und habe einen Brief an Euch zu schreiben begonnen —“

Gérard trat seitwärts und machte mir hinter Graf Raynalds Rücken wütende Zeichen. Aber augenblicklich lag mir an nichts auf der Welt, außer an meinem Herrn und Gönner.

„Ja, an Euch habe ich einen Brief zu schreiben begonnen.“

Er sah mir unsicher ins Gesicht.

„Und weshalb erhielt ich ihn nicht?“

„Weshalb? Weil — Herr Gérard meinte, es sei eitel von mir, Euch gleich zu verraten, was ich alles gelernt habe.“

Graf Raynald lachte.

„Nun, so eine kleine Eitelkeit ist kein Unrecht. Wenn sie wieder schriftstellerische Bedürfnisse hat, be-

schränke sie nicht, mag sie mir eine Probe ihres Fleißes zukommen lassen.“

„Wie Ihr wünscht, Herr.“

„Und jetzt geh, Wildfang! Wenn ich wieder komm', bring' ich dir einen Kamm mit. Und bitte Frau Lusiane um ein längeres Röcklein, es darf auch aus besserem Stoff sein. Ein Mägdlein, das Lateinisch treibt, soll nicht wie eine Hirtin aussehen.“

Gérard trat verlegen ans Fenster.

„So geh doch,“ lachte der Graf.

Ich stand noch immer vor ihm.

„Bleibt Ihr lange hier?“

„Kaum. Vielleicht ein, zwei Tage. Ich dachte es hier kühler zu finden, aber es ist genau so schwül wie auf Fleureol.“

„Fleureol, was ist das?“

„Das ist die Burg, die ich bewohne.“

„Wie weit von hier liegt sie?“

„Drei Tage und drei Nächte scharfen Rittes. Mir scheint, du hast Lust, mir einen Besuch zu machen?“

„Geht es über Carcassonne?“ fragte ich, seine Worte scheinbar überhörend.

„Ei freilich, sonst hätte ich dich damals nicht getroffen.“

„Ach,“ ich kniete vor ihm nieder, „mögt Ihr es nie bereuen und möge Euch aus Eurer edeln Tat Freude erwachsen.“

„Das ist schon geschehen," sagte er freundlich, und dann sein Gesicht zu mir herabneigend, „aber, Esclarmonde, das alles darfst du nun nicht mehr tun. Stehe auf. Du bist ein erwachsen Mägdlein."

„Laßt mich doch." Ich blickte glücklich zu ihm auf.

Vom Fenster her ertönte ein ungeduldig Räuspern. Da fuhr ich empor und schämte mich, ich weiß nicht, weshalb. Graf Raynald strich mir über das Haar.

„Also ein Kämmchen. Hast du sonst keinen Wunsch?"

Ich errötete.

„Ich wüßte nichts —"

„Du bist ein bescheiden Kind, das ist brav von dir. Nun aber geh. Sage Frau Lusiane, sie soll mir noch etwas zu essen schicken, vorhin hatte ich nur Durst, jetzt aber meldet sich auch der Hunger."

Ich grüßte ihn noch flüchtig und schoß hinaus.

Frau Lusiane stand mit hochgefärbten Wangen am Spieß und drehte einen großen Braten. Ich richtete meinen Auftrag aus.

„Er hätte mir nichts zu sagen gebraucht, ich hab' gleich gewußt, daß sich doch noch der Hunger melden wird." Und sie trieb seine Diener auf die trägen Beine und schickte einstweilen Becken und Linnentuch hinauf.

Im Gang stieß ich mit Gérard zusammen, der die Stirne kraus zog.

„Weshalb seid ihr nur alle so verrückt, wenn der Herr hier ist? Es liegt gewiß nicht in seiner Absicht, euch verrückt zu machen.“

Ich trat mit Gérard in das gemeinschaftliche Zimmer, da auch wir um diese Zeit vesperten.

„Es ist doch niemand verrückt,“ wollte ich begütigen, kam aber bös an.

„Du vor allem,“ rief er streng, „ist das schicklich, wie du's treibst? Immer vor ihm zu knien, als sei er ein Heiliger in einer Kirchennische. Du und selbst meine Mutter, ihr gebärdet euch so, als wärt ihr alle verliebt in ihn, vom Vater zu schweigen, der ihm fast mehr Zuneigung als mir entgegenbringt.“

Es lag so viel Bitterkeit in Gérards Worten, daß ich verstummte und mich innerlich fragte, was wohl deren Ursache sein mochte. Bedrückte ihn das Gefühl der Verbindlichkeit Graf Raynald gegenüber? Ich habe einmal sagen hören, daß man niemand mehr hasse als die, so einem Wohltaten erweisen? Oder war nur sein eigner, innerer Zwiespalt an seiner Mißvergnügtheit schuld? Gott und die Welt, beide zerrten an ihm und wollten ihn für sich besitzen.

„Ich war auch bei Soror Beate,“ sagte ich über den Tisch hinüber. Mehr konnte ich aber nicht erzählen, weil Frau Lusiane mit einer dampfenden Schüssel erschien.

„Geh doch hinaus, Fräulein, und hilf der Mutter.“

Gérards Augen richteten sich gereizt auf mich. Ich flog in die Küche und holte etliche Geräte herein. Peire kam, dann aßen wir.

In dieser Nacht ging's unruhig her.

Gérard verließ seine Kammer, wie er schon lange nicht mehr getan hatte, Graf Raynalds Roß wieherte in einem fort, und ich befand mich in einer Unruhe, die mir selbst unerklärlich war.

*

Am andern Tag, als ich — Unterricht gab's keinen heute — auf dem Vorplatz herumlungerte und Maulaffen feilhielt, im Grunde genommen wartete ich nur auf Montgliards Erscheinen, führte einer der Knechte sein Leibroß heraus. Ich näherte mich ihm und sah ihn bittend an. „Laß mich ein wenig aufsitzen, ja? Einmal habe ich schon darauf gesessen, es ist mehrere Jahre her. Oder ist es nicht dasselbe Roß?"

Der Knecht schüttelte den Kopf. „Nein, dasselbe ist's nicht. Das, was ihr meint, hat er erschossen. Es war erblindet. Dieses ist ein andres, ein junger Narr mit allerlei Tücken im Schädel." Er half mir auf den Rücken des Tieres, das, über die fremde Last empört, sofort aufstand. Ich jedoch glitt nicht herab, ich klammerte mich an die Mähne und spornte es durch Zungenlaute an, weiterzugehen. Da begann es

zu tänzeln und sich im Kreis zu drehen, so daß alle, die es sahen, lachten. Plötzlich sagte eine Stimme:

„Weshalb hast du ihr keinen Sattel gegeben, Gaucelm? Geh und schnalle den Sattel über.“ Der Graf war herabgekommen und stand neben mir.

Da erglühte ich vor Scham und Beklommenheit und bat ihn um Verzeihung. Er wehrte heiter ab.

„Du würdest eine gute Reiterin abgeben, aber so nach vorwärts gebeugt und die Fäuste in die Mähne gewühlt, liegen nur die Barbaren auf ihren Pferden. Hierzulande reiten die Frauen anders.“ Da hatte ich mich im Nu kerzengerade aufgerichtet und der Hengst trabte in vornehmer Ruhe mit mir unter den Nußbäumen dahin.

Des Grafen Blick folgte mir beifällig.

Als Gaucelm mit dem Sattel erschien, glitt ich blitzschnell zur Erde und lief ins Haus.

Der Ritter streichelte das Roß, und ich lugte hinter der Tür hervor und beneidete es.

*

Am andern Morgen bekam ich Graf Raynald nicht zu Gesicht. Ich wagte niemand nach ihm zu fragen, und das obere Geschoß, das er bewohnte, zu betreten, getraute ich mich nicht.

Gérard ging mit gesenktem Kopf umher und gab mir keinen Unterricht. Er schien mit dem Grafen eine Unterredung gehabt zu haben, die ihn sehr be-

schäftigte. Ich strich ruhelos umher, bald war ich in der Küche, bald im Garten, selbst bei den Pferden machte ich mir zu schaffen, um Graf Raynald vielleicht zu begegnen. Endlich, gegen Abend, gewahrte ich ihn. Er lehnte, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, am Fenster und sah in die untergehende Sonne. Konnte der Anblick der glorreichen Himmelskönigin diesen Ausdruck wehmütiger Trauer auf sein Antlitz rufen? Nein, nicht die Sonne, Carcassonne war's, in dessen Richtung der Blick seiner Augen schweifte. Dort, wo die Wolken golden sich auftürmten, dort lag die unselige Stadt mit ihrem Burgfelsen, ihrer Brücke, an der man schon so lange baute.

‚Graf Raynald‘, dachte ich, ‚nicht du, ich müßte diese Stadt mit meinen Blicken suchen, aber ich brauche es nicht zu tun, ich trage ihr Bild, eingegraben mit glühenden Farben, in meiner Brust.‘

Ich machte eine Bewegung, er fuhr auf, sah mich einen Augenblick wie geistesabwesend an, dann ging es wie ein Lächeln über sein Gesicht und er nickte mir zu. Selten lächelte er, meist nur, wenn sein Blick auf mir ruhte; dann verwandelte sich die Schwermut seiner Züge in Froheit. Er rief mich aber nicht zu sich. Traurig kehrte ich in meine Kammer zurück.

Ich fühlte es deutlich, ich konnte ihm noch nicht mehr sein als ein Vöglein, das einem übern Weg

hüpft und ein Lächeln entlockt. Aber selbst das ist schon etwas für einen Traurigen.

*

In der Nacht kam mir ein Gedanke, der mich so bewegte, daß ich kaum den Morgen erwarten konnte, um ihn auszuführen. Ich spähte hinter der Tür hervor, und als ich Gaucelm erblickte, der seines Herrn Roß striegelte, schlich ich mich zu ihm.

Es war früh am Tage, nur Peire war auf, die andern schliefen noch.

„Macht ihr euch schon auf den Heimweg?“ fragte ich leise.

„Mir scheint,“ antwortete der Knabe frech, „oder meint ihr, wir würden hier bleiben, um in dem langweiligen Gemäuer Fledermäuse zu fangen?“

„Du wirst nirgends andres als Fledermäuse fangen, Tropf.“ Ich kehrte ihm grob den Rücken. Aber ich lag beständig auf der Lauer.

Bald darauf wurde es lebendig. Die Diener kamen einer nach dem andern schlaftrunken zum Vorschein. Frau Lustane war aufgestanden und polterte in der Küche herum. Peire, der Glückliche, ging nach dem obern Geschoß. Die Pferde wurden aus den Ställen geführt und gerüstet. Ein Diener trug Kannen mit heißem Wasser, wohl zum Bade, hinauf. Ein andrer verschiedene Schüsseln mit Speisen. Später erschien, blaß und in sich gekehrt, Gérard. Aber als

er der Burschen, die sich neckten und unter den Nußbäumen herumtrieben, ansichtig wurde, kehrte er wieder auf seine Kammer zurück. Ich hatte mich aufs unbarmherzigste ins Gesicht gekniffen, damit es recht brannte und ich rot aussah. Ich wußte nämlich, daß ich blaß aussehen würde, da ich die ganze Nacht wach gelegen hatte, und wollte ihm so nicht unter die Augen treten.

Endlich erschien er selbst. Es begann ein lustig Getümmel. Die Knechte sprangen auf ihre Pferde, einer blies auf seinem Horn fröhliche Weisen. Da näherte ich mich zagend dem Ritter, der eben auf den Stein neben der Treppe getreten war, um sich auf sein Roß zu schwingen, das Peire bereit hielt. Frau Lusiane stand daneben und wischte sich mit dem Zipfel ihres Schleiers über die Augen. Ich beachtete aber niemand, empfand keine Angst und legte die Hand auf die reichgestickte Couvertüre, die lang über des Hengstes Rücken herabfiel.

„Ihr geht fort, gnädiger Herr?“

„Ja, Kleine, und bringe dir etwas Hübsches mit, wenn ich wiederkomme.“

„Habt Ihr auch einen Hofnarren auf Fleureol?“ Ich richtete die Augen gespannt auf ihn.

„Ei,“ er lächelte, „neugierig Mägdlein! Weshalb fragst du?“

„Ich wollte Euch vorschlagen, wenn Ihr keinen habt, daß Ihr mich anstatt eines solchen dingen möchtet.

Es braucht doch nicht immer ein Narr, es kann auch einmal eine Närrin sein."

Montgliard legte sich in den Sattel zurück und lachte hell auf.

„Seht Ihr wohl," fuhr ich fort, „ich bin so glücklich, Euch ein Lachen entlocken zu können, das würde ich immer tun, wenn Ihr mich mitnehmt. Und Ihr brauchtet es, Herr Ritter, denn zuzeiten seht Ihr gar traurig aus, besonders wenn Ihr nach Carcassonne hinüberblickt."

„Hm." Er neigte sich herab und fuhr mir liebkosend übers Haar. „Du bist ein gutes Kind; wenn du ein Knabe wärst, ließe ich mir deinen Vorschlag gefallen. Aber nicht als Narr, als etwas viel Besseres müßtest du mir dann dienen."

„Als Freund," lag's mir auf den Lippen, aber ich unterdrückte das kühne Wort.

Er winkte mir zu, zog den Zügel an und sprengte, von den Seinen gefolgt, davon. Einen Augenblick sah ich alles wie durch einen feuchten Nebel, dann sagte eine kalte Stimme:

„Nun, Närrin, du siehst, er will dich nicht, trotz deiner Anstrengungen. Du mußt schon bei uns ausharren." Frau Lusiane warf mir einen Blick zu, der nicht gut war. Ich senkte den Kopf.

„Er freut sich über mich, deshalb habe ich ihn lieb, Ihr freut Euch nicht."

„Das weiß Gott!“ sagte sie und ging hinein.

Ich biß die Zähne zusammen.

*

Gérard war einige Tage unerträglich zu mir. Er schalt und schlug mich bei jeder Gelegenheit. Ich fürchtete schon, er würde sich weigern, mir Unterricht zu geben. Ich las aus einer Märtyrergeschichte vor, und als ich an die Stelle kam, wo eine Jungfrau ihren Peiniger fragt: „Weshalb versetzt dich mein Anblick so in Zorn, weshalb schlägst du mich, da ich doch stumm und demütig vor dir stehe?“ — da hielt ich inne und richtete die Augen auf ihn.

Er runzelte die Brauen und riß mir das Buch aus der Hand.

„Narren nimmt man nicht ernst; beanspruchst du, daß ich dich anders behandle, dich, die du dich als das Verächtlichste, das die Erde trägt, anbotest?“

Ich dachte eine Weile nach. „Es kommt doch auf die Absicht an, in der etwas geschieht.“

„Wieder der Ketzer Abälard. Ich glaube, irgend ein böser Geist flüstert dir sein Credo zu.“ — — —

Ich überwand das Gefühl der Verlassenheit, das mich jedesmal nach Graf Raynalds Abreise ergriff, und vertiefte mich ganz in meine Studien.

Gérard vergaß gemach seinen Groll, ja, er sagte sogar einmal aus Ueberraschung „Ihr“ zu mir.

*

Das war, als Frau Lustane, in allem dem Ritter gehorsam, mir ein langes Kleid aus Bissarbe, wie es wohlhabende Bürgerinnen tragen, angezogen hatte. Wie ich da auf Gérard zukam, sah er mich verdutzt an — ich erschien ihm wohl plötzlich älter und reifer — und sagte: „Setzt Euch!"

*

Er machte oft einsame Spaziergänge. Da ihm das Hinabklettern über die Felsen nicht leicht fiel, zog er es vor, vorne über die Brücke zu gehen.

Eines Tags wurde das Turmgemach aufgeschlossen und Frau Lustane trug Holz hinauf. Bald darauf sah ich oben aus der Fensterluke Gérards bleiches Gesicht ins Land lugen. Später kam er herab und befahl mir, ihm Schnecken aus dem Wald zu holen und die Wurzel eines Krautes, das er lateinisch benannte. Da ich es nicht kannte, mußte er mit mir in den Wald gehen und es mir zeigen. Ich klomm meinen gewöhnlichen Weg hinab und er schämte sich zu sagen, daß er hier nicht gern ginge, weil er kein guter Kletterer sei, und folgte mir. Wir langten unten an und begannen das Gewünschte zu suchen. Er erzählte mir, daß er auf einer seiner Wanderungen in einer Bauernhütte eingekehrt sei und da einen Mann getroffen hätte, der schwer an der Wassersucht leide. Er wolle ihm einen Trank bereiten, der das Wasser abtreibe, aber

es gehörten zwanzigerlei Ingredenzien dazu. Auch einen Hirtenjungen habe er in der Pflege, der am Ausschlag litte. Dieser müsse Pillen bekommen, zu deren Bereitung große Mauerspinnen notwendig seien. Vornehmen Patienten vergolde man diese Pillen, der Hirtenjunge würde sie auch so schlucken.

„Wenn Ihr der Spinnen bedürft, geht nach St. Firmian,“ sagte ich, „dort wachsen sie einem in den Mund.“ Er grub sich eben ein Würzlein aus, als ich von St. Firmian sprach.

„Bei den sieben Schwertern der Jungfrau,“ fuhr er betroffen auf, „der Nonnen hab' ich schlecht gedacht. Haben sie auch ihren Laurel, so gab ich ihnen doch das Versprechen, dann und wann nach ihnen zu sehen. Komm mit mir,“ sagte er, „wir wollen gleich hin, da wir doch schon einmal hier unten sind.“

Widerstrebend begleitete ich ihn. Die Pförtnerin erschien mir noch grauer als sonst und atmete die düsterste Melancholie, welche die beiden andern in sie hineintrugen. Brunihildis ließ von irgendwoher ihre zerbrochene, bleierne Stimme ertönen. Beate lag ganz in sich zusammengesunken im Bett und starrte mit wesenlosem Blick vor sich hin. Als ich hinter Gérard eintrat, breitete sie mir ekstatisch die Arme entgegen.

„Meine Taube, meine Schöne! Endlich kommst du. Deine Krone ist noch heller geworden, es sind Dornen, aber nicht die langen des Heilands, kleine

sind's, zwischen denen sich, wie große Blutstropfen, winzige Röslein hervordrängen."

„Ist sie denn wahnsinnig?" sagte ich leise zu Gérard, der ihre Hand ergriffen hatte, um ihr den Puls zu fühlen.

Gérard schüttelte mißbilligend den Kopf. „Wie sehr ungebildet bist du doch! Siehst du nicht, daß Gott aus ihr spricht? Solcher Heiligen gibt es genug; jedes ihrer Worte muß man als seine Offenbarung auffassen."

„Sie hat schon sonderbar zu mir gesprochen, ob das Gott war, der aus ihr geredet?!"

Mich ergriff heimliches Grauen, als sie die großen, fieberglänzenden Augen auf mich richtete.

„Weint Ihr noch um das Leben, Soror Beate?" fragte ich verwirrt.

„Ich weine um mich," gab sie zur Antwort.

„Hörst du, sie weint um sich, vergießt Tränen der Reue und Buße."

„Ihr seid im Irrtum." Ich vermied es, ihn anzusehen. „Es ist das Gegenteil, was sie weinen macht."

„Du bist dumm wie der Teufel, als er Gott versuchte."

Ich vergrub meine Zähne in die Lippen. Ich bekam eine Ahnung von der Riesengewalt des Vorurteils, das, ohne sich der Mühe der Prüfung zu unterziehen, an angenommenen Tatsachen festhält.

„Laß mir doch deinen Anblick öfter zuteil werden, Liebling der Sonne, er erwärmt mein frierendes Herz.“

„Sie wird nicht säumen, Euch aufzusuchen, ehrwürdige Schwester, seid versichert.“ Gérard legte ihre Hand sanft auf die rauhe Bettdecke. Er ging bald fort, denn er fand Beatens Befinden weder besser noch schlechter.

Auf dem Korridor begegnete uns Brunihildis. Sie trug ein Töpfchen mit Kräutersuppe zu der Kranken. Das Gefäß schwankte in ihren Händen, als sie mich ansah. Im Vorbeigehen, unterm Flur, plünderte ich noch ein paar Spinngewebe und setzte deren Insassen in die Elfenbeinkugel, die Gerard zum Sammeln von Insekten bei sich trug.

Draußen schüttelte ich mich vor Grauen.

„Ein Tag in diesem Hause und ich würde irrsinnig werden.“

Gérard blickte weg. „Wo sie dir so viel unverdiente Liebe entgegenbringen, wo du heilen könntest durch deine Gegenwart. Und wenn ich es dir befehlen würde, dich einen Tag lang bei ihnen einzuschließen?“

„Dann —,“ ich fühlte, wie meine Augen aufleuchteten, „dann würde ich etwas tun —,“ ich mußte innehalten, denn mit Macht drängte sich mir eine Vorstellung auf. Ein Plan, ein toller, erwachte in

mir. „Wie nennt man das, Herr Gérard, wenn einer am Laborierherd etwas versucht?“

Er sah mich verwundert an. „Ein Experiment. Aber gib doch Antwort auf meine Rede.“

„Ich würde also dann ein Experiment versuchen —“

*

Bevor er Zeit zu einer Antwort fand, tauchte die verdächtige Gestalt eines Bettlers auf, der, einen mächtigen Knüppel schwingend, geradeswegs auf uns zukam. Er stellte sich uns dreist in den Weg und glotzte uns an. Indem ich meine Hand ängstlich nach Gérard ausstreckte, der mir vorantrat, erschien ein zweiter Vagant, noch wilder und zerlumpter als der erste. Kein Zweifel, es waren Wegelagerer der gefährlichsten Sorte. Ich sah, wie Gérard leicht erblaßte und sich nach irgendeiner Keule oder einem Stein umsah, den er zu unsrer Verteidigung gebrauchen konnte. Da gewahrte er einen roten Lappen unter den Lumpen des ersten Räubers. Er richtete sich ruhig auf, sah dem Spitzbuben fest in die Augen, sagte ein Wort und schritt weiter. Ich folgte ihm ängstlich auf der Ferse.

„Was habt Ihr gesagt?“

„‚Montfort‘,“ wiederholte er gelassen. „Es sind Leute aus dem Kreuzheer, das er befehligt.“

„Ist denn Krieg?“ fragte ich.

„Ja, gegen die Ketzer, die Pest im Lande.“

„Und solches Gesindel,“ ich wandte mich um und sah auf die beiden, die hinter uns Grimassen schnitten, „solche Räubergestalten dienen einem Edeln?“

„Schweig,“ herrschte er mich an, „du siehst, sein Name hat dir das Leben gerettet.“

„Vielleicht mehr Euer dunkles Gewand, da sie Euch gewiß für einen Priester halten.“

Wir stiegen empor. Montfort, stand deine Sache nicht höher, daß du solcher Vagabunden Hilfe für sie anriefst?

Weh' euch, ihr armen Meinen!

*

Ich las verschiedene Schriften, die Gérard mir kommentierte. Alle möglichen Studien trieb ich unter seiner Leitung. Auch aus dem Alten Testament trug er mir Stellen vor, die ich, so gut ich konnte, übersetzte. Die Lust, seine früheren Kenntnisse wieder aufzufrischen, war mächtig in ihm erwacht. Er hatte einen Heilerfolg bei dem Hirtenjungen erzielt, und der Wassersüchtige fühlte sich besser werden. Einer armen Frau in St. Joan, zu der Laurel ihn führte, hatte er im Verein mit diesem ihr Kindlein zur Welt bringen helfen.

Laurel kam öfter herauf und blieb stundenlang

im Turmzimmer, in dem Gérard viel zu weilen pflegte. Manchmal durfte ich zugegen sein, wenn die beiden gemeinschaftlich Medizin brauten, und das war sehr lehrreich und nützlich für mich.

Einmal stieg ich wieder hinab, diesmal allein, um Moos zu holen. Da begegneten mir mehrere wüste Gesellen, die bei meinem Anblick Fersengeld gaben. Sie glaubten wohl, hinter mir kämen noch andre Leute vom Schloß herab. Was mochten diese schlecht aussehenden Menschen verbrochen haben, daß der Anblick eines Mägdleins sie in die tiefsten Schatten des Waldes trieb? Waren es wieder „Kriegsknechte“ des Herrn Montfort? Mit leiser Verachtung gegen diese Strolche, die Furcht einflößen sollten, verfolgte ich weiter die einsamen Wege, die mich oft in die Tiefe führten. Bald bedurfte Gérard schnell eines Würzleins, bald eines Krautes, bald gewisser Insekten, deren versteckten Aufenthaltsort ich wußte. Manchmal verträumte ich mich ein wenig da unten in der grün-goldenen Nacht des geheimnisvollen Waldes. So eines Tages, als es oben besonders heiß gewesen war. Hier unten herrschte frische Kühle, und ein raunender Wind fuhr mir lindernd über Gesicht und Hals, von dem ich das Tuch entfernt hatte. Selig-faul streckte ich mich auf dem Waldboden aus. Da spürte ich, daß irgendwo in der Nähe ein Mensch sein müsse. Flugs war ich auf den Füßen, schon schlich er heran,

ein großer, stämmiger Geselle mit einem Fauchon*) im Gürtel. Ob er einen roten Lappen irgendwo trug, weiß ich nicht. Vermutlich, da unter diesem Zeichen ja alle Mörder und Räuber nun gesichert ihr Handwerk weiterbetreiben konnten. Wer unterschied die wirklichen Krieger von den Vagabunden, die nur der versprochenen Beute wegen mitkämpften? Nicht die Waffe, der Gesichtsausdruck des Strolches erschreckte mich. Ich wandte mich um und kletterte die Felsen hinauf, wohl wissend, daß die plumpen Füße des unheimlichen Menschen mir kaum zu folgen vermochten. Oben erzählte ich mein Abenteuer Gérard, der sich eben in Laurels Gesellschaft befand.

„Ja, auch mir begegnen seit einigen Tagen auf Schritt und Tritt fremde Gesichter," sagte Laurel, „in St. Joan hat sich neulich ein Trupp Kerle in den Hütten eingefunden und den ärmlichen Landbewohnern weggenommen, was sich Eßbares vorfand. Als Bezahlung ließen sie Unrat und etliche wertlose Waffen, die sie zu faul waren, weiter bei sich zu führen, zurück. Ich riete der Jungfrau, augenblicklich einsame Wege zu meiden, man kann nicht wissen, was sich ereignet."

„Und das sind die Krieger des Kreuzheeres."

Ich blickte Gérard an.

---

*) Krummer Säbel.

„Krieger?“ lachte Laurel, „heimatloses, vom Weg aufgelesenes Gesindel ist's, das eigentlich von dem Zweck, zu dem es gedungen ist, keine Ahnung hat und blind drauflos plündert, wo es etwas zu plündern findet. Montforts eigne Schlösser sind nicht sicher, so daß er seine Familie hat außer Landes bringen müssen. Es wird getötet, was sich töten läßt, und geraubt, wo sich etwas zum Rauben findet. Das ist die Rache für den Tag von Béziers.“

Gérard trat ungeduldig ans Fensterlein und fuhr sich über die Augen.

„Irre ich, oder kommen da Truppen herauf?“

Laurel machte seine Hand hohl und sah durch die Finger.

„Ihr irrt nicht. Es ist ein Häuflein Reiter.“

Gérard lächelte.

„Es wäre heiter, wenn sie zu uns kämen. Montgliard ist mit Montfort verwandt.“

„Das ist nichts Unmögliches, darauf müßt Ihr Euch vorbereiten.“

Sie ritten vorüber. Ich aber brannte zu wissen, was eigentlich los war, und wandte mich an Peire, der furchtlos weiter auf die Jagd ging, um seiner Familie Braten zu holen. Peire machte bei meiner Frage eine ablehnende Handbewegung.

„Laß die Neugierde. Das ist nichts für die Ohren eines Mägdleins. Geh du lieber zu deinen Schriften und Studien.“

Und als ich heftiger in ihn drang, sah er sich vorsichtig um — Frau Lusiane hörte man in der Küche hantieren und Gérard war in seinem Laboratorium beschäftigt — und sagte:

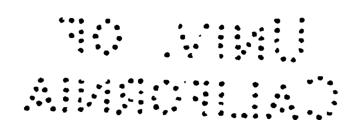
„Toulouse brennt, die Bürger haben sich gegen Montfort empört, als das Blut der Erschlagenen ihnen bis über die Knöchel zu reichen begann, das Kreuzheer hat sich zerstreut und zieht ohne Anführer zerstörend im Land umher. Bete,“ schloß er seine Worte, „daß es bald Frieden gibt, es ist eine grausige Zeit.“

„Wenn ich bete, dann ist's zu dem Gott der Rache,“ knirschte ich, meine Tränen zurückdrängend. „Ach, wär' ich kein armselig Weib.“

„Auch als Knabe würdest du wenig nützen; wir brauchen Männer. Aber noch ist nicht alles verloren. Man spricht davon,“ Peire dämpfte seine Stimme, „daß unser gütiger Graf Raymond seinem unglücklichen Land zu Hilfe eilen will, auch sein inzwischen herangewachsener Sohn soll nicht müßig sein und Streitkräfte sammeln, um den bedrängten Vater zu unterstützen, sein Eigentum und Land wieder zurückzugewinnen. Hoffe auf Gott!“

*

Es vergingen Tage und Wochen. Einmal, als ich mich, trotz aller unheimlichen Gerüchte über hier aufgetauchtes Gesindel, das raub- und mordgierig



herumstreifen sollte, doch hinabwagte, sah ich zwischen den ungewissen Schatten des Waldes etwas, das mich mehr erschreckte als Männer mit Armbrüsten und Schwertern. Es war eine in ein langes Gewand vermummte Gestalt. Vor ihr her ging ein lallend-bleierner Singsang, wie ihn etwa eine Mutter von sich geben würde, die, irrsinnig geworden, ihren toten Liebling begräbt. Als die Gestalt meiner ansichtig wurde, kam sie auf mich zu und richtete die Augen auf mich, die Augen, die zwei dunkeln Höhlen glichen, die nach Licht begehrten.

Ich floh schauernd die Felsen empor. Sie setzte mir nach. Erst der letzte Felsvorsprung entzog mich ihrer Verfolgung. Sie blieb zurück. Was hatte sie von mir gewollt?

Zitternd kam ich in die Küche zu Frau Lusiane. O wie liebte ich sie in diesem Augenblick, trotz ihrer Abneigung gegen mich! Trug sie diese doch ehrlich und unverhohlen zur Schau.

Allerlei Gedanken durchkreuzten mein Gehirn. Mein Plan von neulich kam mir wieder in Erinnerung.

Wann führte ich ihn aus?

*

Wir hatten auf unsern geistigen Streifzügen wieder das Gebiet der Religion berührt und stritten heftig, als der Schall eines Hornes und lebhafte

Menschenstimmen uns verstummen ließen. Was bedeutete das? Bekamen wir Belagerung?

Ich sprang auf und eilte aus dem Garten, in dem wir wieder einmal gearbeitet hatten, nach vorne. Eben ritt über die Brücke, in der Mitte einiger seiner Leute, Graf Montgliard. Nie hatte ich ihn so sonderbar bekleidet gesehen. Er trug einen breitkrämpigen Hut und über der Rüstung einen grauen Rock. Auf der Brust hatte er ein Kreuz angeheftet.

Peire eilte ihm entgegen und bedeckte seine Handschuhe mit Küssen. Montgliards Blicke glitten zerstreut unter den Nußbäumen umher. Er sprang vom Roß. Ich eilte nach dem Garten zurück.

„Es ist unser Herr," stammelte ich verwirrt.

Gérard beugte sich über die Pergamentblätter, die der Wind auf den Boden gestreut hatte, las sie auf und verließ den Garten. Ich aber wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte, ich verstand mich plötzlich selbst nicht. Da kam er, von Peire und Gérard geleitet — Gaucelm folgte hinterdrein —, mir entgegen. Ich senkte die Augen und vergaß zu grüßen.

Er sagte:

„Ei sieh, die Kleine," und befahl, schnell ein Essen zu richten. Er wolle hier in der Laube bleiben und bald weiterreiten. „Diesmal sind wir nicht besonders nach Montgliard gekommen, die Straße führte vorüber," wandte er sich an Peire, „unser Weg geht

weiter. Setz den Leuten vor, was ihr habt, sie sollen nichts entbehren."

Peire machte sich fort, die Befehle auszuführen. Gérard sah unsicher, nicht wissend, ob er gehen oder bleiben sollte, den Ritter an, der Schwert und Mantel Gaucelm hinwarf.

„Ruf mir das große Kind dort."

Graf Raynald deutete auf mich, die ich eben langsam den Garten verlassen wollte. Gérard rief meinen Namen, machte eine Bewegung nach dem Ritter hin und entfernte sich. Verlegen näherte ich mich und blieb einige Schritte vor ihm stehen.

„Esclarmonde," seine Stimme klang weich und liebevoll, „kleine Ketzerin, hör. Ich trete heut den Weg ins Heilige Land an, um dort an der Stätte unsers Heiligen Erlösers auch für dich zu beten —"

„Da kommt Ihr wohl sehr lange nicht zurück," unterbrach ich ihn.

„Wahrscheinlich, mein Kind."

„Und —" ich wollte allerlei sagen, aber die Stimme versagte mir. Er wendete die Blicke von mir. In mir aber zitterte, neben dem Schmerz um seinen Verlust, noch ein andres Gefühl.

„Und Ihr vermögt eine Reise zu machen, indes Euer Land im Elend schmachtet, wilden Tieren preisgegeben, die es verwüsten?"

Ein finsterer Zug überflog sein Gesicht.

„Rede nicht von Dingen, die du nicht verstehst, Mägdlein.“

„Ach, Herr,“ ich faltete die Hände vor ihm, „ich versteh' es besser als eine, hat der grausige Aufruhr mir doch Vater und Mutter geraubt. Bin ich nicht selbst nur durch Eure Güte dem grausamsten Schicksal entgangen, das die mir bereitet hätten, die weder Greise noch Kindlein schonen?“

Er machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Komm näher, Kind, ich will dir etwas sagen.“

Und als ich näher an ihn herantrat, legte er die Hand auf meine Schulter.

„Hör, Esclarmonde. Um den Deinen nicht weh zu tun, um sie zu schonen, wenigstens so viel in meiner Macht liegt, gehe ich fort. Siehe, bis jetzt gelang es mir immer, meinen Beitritt zum Kreuzheer zu verzögern. Ich wußte wohl, daß ich mir den Namen eines lauen Knechtes Gottes zuziehen würde, daß viele Ritter im Lande mich für einen weichlichen Menschen halten würden, der die Beschwerden und Gefahren des Kriegslebens scheut, doch das sorgte mich nicht. Nun aber, da Empörung im Lande gegen Montfort, meinen Verwandten, ausgebrochen ist, hat er geradeswegs meine Mithilfe angerufen, nun müßte ich seinem Ruf gehorchen und eine Sache verfolgen, die zu verfolgen mir bitterer wäre als für sie zu fallen. Siehe, deshalb hab' ich den Vorwand gebraucht, mein altes

Gelöbnis: ins Heilige Land zu ziehen, endlich ausführen zu müssen. Der Bote mit meiner Nachricht traf in der Stunde bei Montfort ein, als ich mit meinen Dienern Fleureol verließ. Man wähnt mich schon weiter fort als ich bin. Ich wollte noch die Höhe heranreiten, um Montgliard, das ich liebe, Lebewohl zu sagen. Und nun weißt du die Wahrheit und wirst mich nicht falsch beurteilen. Auf wessen Seite mein Herz ist, hab' ich dir geoffenbart, ich wünschte, mein Schwert dürfte meines Herzens Dolmetsch sein. Jetzt zu anderm. Rufe Gaucelm, ich habe ihm ein Andenken für dich übergeben. Kämme mit dem silbernen Kamm dein schönes Haar und trage das seidene Tüchlein, das eine Spange schließt, die eine edle Maurin als Lohn eines Straußes, den ich für sie ausfocht, mir einst gab. Geh, rufe den Knaben. Oder sag Peire, er soll dir das Kästlein auf deine Stube tragen."

Ich stand, ohne mich zu rühren.

„Herr Ritter, mein gnädiger Herr, ist das alles wahr, was Ihr sagtet? Seid Ihr in der Seele kein Verfolger des armen Häufleins, das man Irrgläubige nennt? Verdammt Ihr nicht die, so Christus auf ihre eigne Weise lieben und ehren, ohne sich nach den Formeln der andern zu richten?"

„Du hast mein Bekenntnis gehört, bewahre es in deiner Brust, sei klug, lerne, und schließe mich in dein Gebet ein."

„Ihr sprecht, als ob ich Euch nicht mehr sehen sollte.“

„Das könnte wohl möglich sein.“

„Ach!“ Ich fiel vor ihm nieder und drückte mein Antlitz auf seine Knie. Er drängte mich von sich.

„Nicht, Jungfrau, du beschämst mich. Steh auf!“

Seine Hand legte sich auf mein Haupt. Ich fühlte, wie sie zitterte.

„Ihr nehmt meinen Frühling mit Euch, von nun an wird's Winter um mich werden.“

„Du irrst. Meinen Frühling lasse ich bei dir zurück, du warst die letzte Blüte, die mein Herz erfreut hat . . .“

Schritte erklangen hinter mir. Ich stand auf und sah nicht, ich hörte Stimmen und verstand nicht. Ich rannte den Felsabhang hinab, um mich unten im Waldesdunkel auszuweinen.

Als ich später heraufkam, lag der Palas öd und leer und einsam. Die Pilger waren fortgezogen.

Ueber den Nußbäumen stand der Vollmond wie eine flimmernde Lampe auf einem Grab.

*

Als Gérard die Mutmaßung ausgesprochen hatte, daß die Aufrührer auch hier herauf den Weg nehmen könnten, hatte er das Richtige vorausgesagt. War es einem der Häupter des herumtreibenden Gesindels zu Ohren gekommen, daß der Ritter für lange fort-

gereist sei und somit sein Eigentum nicht persönlich bewachen könnte, oder taten sie's aufs Geratewohl — genug, bald nach seiner Entfernung von Montgliard erschien eine und die andre fragwürdige Gestalt bei uns, um zu betteln und dreist in der Küche herumzulungern. Die Gesellen vermehrten sich, zu Peires und Frau Lusianes Aerger, aber man konnte sich ihrer nicht erwehren. Machte man ihnen den Aufgang vorne unmöglich, so kletterten sie von rückwärts herauf. Endlich stieg ihre Zahl. Es gab fast keinen Tag mehr, an dem wir nicht diese unbequeme Einquartierung erhielten, denn jetzt kam es auch vor, daß sie über Nacht blieben. Frau Lusiane machte äußerlich gute Miene zum bösen Spiel, waren es doch *ihre* Leute, die Wege und Stege unsicher machten; aber innerlich wünschte sie wohl diese Krieger des heiligen Kreuzheers weit fort. Sie teilte, was sie an Eßwaren besaß, unter sie aus, gewährte ihnen auch ein Nachtlager, aber je freigebiger sie war, um so mehr der Schmarotzer fanden sich ein. Einer mochte es dem andern erzählen, so kamen sie scharenweis gezogen.

Es waren die abenteuerlichsten Gestalten, die man sich vorstellen konnte. Auch Ausländer. Was an Vagabunden in den Schluchten der Pyrenäen gehaust, was sich beutelüstern an den Küsten der Normandie herumgetrieben, das war freudigst dem Ruf Mont-

forts gefolgt, der den Abenteurern dafür, daß sie tüchtig zuschlugen, reiche Beute verhieß.

Ich sah zerlumpte, mit Armbrüsten bewaffnete Hirten, die nach allem schossen, was ihnen in den Wurf kam, ob Menschen, ob Tiere; Gesellen in abgeschabten Mönchskutten, die aus irgendeinem Verließ zu kommen schienen, Strolche, das Zeichen der Galeere, der sie entsprungen waren, auf der nackten Brust eingebrannt, Burschen, die schon an irgendeinem Galgen gehangen haben mochten, über und über mit Narben bedeckt, Krüppel, denen man für eine begangene Schandtat eins der Glieder ihres Körpers genommen hatte; Montfort war keiner zu schlecht. Je scheußlicher seine Fratze, um so willkommener war ihm der Mensch. Denn um so mehr Verwegenheit konnte man hinter ihm vermuten. Das alles wimmelte, schwatzte, schrie in unserm bisher klosterstillen Garten durcheinander. Wenn Peire ihnen Vorstellungen machte, er könne nicht Nahrung und was sie sonst noch alles verlangten, aus dem Boden stampfen, dann brüllten sie ihn an, es sei seine Pflicht als Diener eines Ritters, die heilige Sache, die auch die Sache seines Herrn sei, zu unterstützen.

Gérard war der einzige, der mit dem Tumult und Treiben bei uns nicht unzufrieden schien. Er bekam auf einmal Material zugeworfen, an dem er Studien machen, Untersuchungen anstellen konnte.

Da war ein Epileptischer, der mitten in seinen wüstesten Scherzen und Zoten sich plötzlich in Krämpfen auf der Erde herumwälzte, dort juckte sich einer die Haut fast vom Leibe, ein ätzender Ausschlag bedeckte ihn, einer, dem man für eine Freveltat das Auge ausgestochen hatte, zeigte lachend die gräßliche Wunde. Ein andrer spie ganze Lachen Blutes, kümmerte sich aber nicht im geringsten darum, daß seine Stunden gezählt waren.

Gérard in seinem dunkeln Kleid war bald bei diesem, bald bei jenem zu erblicken. Er galt als Priester, der zugleich Arzt war, was ja häufig vorkommt.

Auch Possenreißer kamen herauf, um uns und die andern zu unterhalten, abscheuliche, übelriechende Gestalten, die einen Buckel, oder sechs Finger an der Hand oder sonst eine ungewöhnliche Bildung an sich hatten. Sie verdrehten die Augen, machten Sprünge und äfften allerlei Tiere nach. Peire krümmte sich oft vor Lachen über diese Jahrmarktskünstler, auch Frau Lusiane bemühte sich umsonst, ein würdiges Gesicht zu machen. Mir allein entlockte das widerliche Auftreten dieser Leute kein Lächeln. Die Verzerrung hat für mich immer etwas Quälendes, ob sie durch Scherz oder Trauer verursacht, angenommen oder angeboren ist.

Gérard interessierten diese absonderlichen Menschen,

er sezierte sie gleichsam mit seinen Blicken und forschte nach den Ursachen ihrer Mißbildung.

Eines Tages kam auch ein fahrender Sänger herauf. Sein langes Haar schmückte ein Veilchenkranz, er war in die buntesten Farben gekleidet, sah aber gut aus. Er sang zu seiner Viola allerlei Lieder, ernste und heitere, auch fromme. Frau Lusiane belohnte ihn besonders für die letztern, reichte ihm Weizenbrot und einen süßen Trank, den sie aus Feigen bereitete.

Wie er so unter den Nußbäumen lehnte, die Viola im Arm, die glänzenden Augen auf uns gerichtet, rote, blaue, grüne Stoffe um die jugendlichen Glieder geschlungen, da glich er selbst einem blühenden Zweig. Und etwas Festliches ging von ihm aus, etwas wie Lebensfreude. Ich hatte eine Zeitlang mit den Uebrigen seinen heitern Liedern gelauscht, und mein Blut hatte im Takt mit ihnen geschwungen, da tauchte mit einem Male jener Gedanke wieder in mir auf, der mich schon einmal beschäftigt hatte, und trieb mich zu einer Handlung, deren unerwarteten Ausgang ich freilich nicht voraussah. — — — — — — — — — — — —

*

Ich näherte mich dem Sänger. „Hör,“ sagte ich leise, „kamst du über die Brücke oder über die Felsen?“

„Ueber die Brücke.“

„Sahst du nicht am Waldrand,“ ich deutete gegen den Felsenabhang, „ein grau alt Gemäuer, baufällig, jedoch bewohnt, über dessen Tür ein Kreuz prangt?“

Er sann nach. „Solcher Gemäuer sah ich wohl viele auf meinem Weg, aber das, was Ihr meint, ist mir fremd, da ich ja von der andern Seite kam.“

„Nun wohl,“ ich zog ihn einige Schritte weit mit mir fort, „so geh hinab, ich geleite dich bis hin und zeige dir das Haus. Du stellst dich vor die Türe, auf das Plätzlein mit dem langen, ungemähten Gras. Dort beginnst du zu spielen, so süß und lockend als du vermagst. Wenn du einige Zeit gespielt hast, dann singe. Singe Gesänge, in denen die Lust des Lebens vorkommt, Liebe und Froheit, schöne Mägdlein mit Kränzen in den Haaren und schöne Knaben in stolzen Rüstungen, rauschende Brunnen, Auen mit vielen Blumen, reich geschirrte Rosse, die in die Ferne ziehen; du kannst auch ab und zu ein frommes Lied einflechten, in dem man Maria sieht, wie sie jauchzend ihr Kindlein ans Herz drückt, oder wie der Heiland, die Fluren segnend, durch blühendes Land geht und die Kleinen anlächelt, die sich an seinen Mantel hängen. Nur eins vermeide: Trauriges zu singen oder zu spielen. Zum Schluß darfst du auch eine Tanzweise vorbringen, so toll und berückend du kannst. Nun komm.“

Ich winkte ihm, mir zu folgen. Er hatte lautlos

an meinen Lippen gehangen und mich angestarrt, jetzt sagte er, sich vor mir verneigend:

„Ihr verlangt viel, Jungfrau, doch es soll geschehen, so gut es in meiner Macht liegt. Aber unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“ fragte ich neugierig.

„Schenkt mir drei Haare Eures Hauptes, ich lasse mir ein Kettlein davon drehen, das ich Tag und Nacht auf der Brust tragen will.“

„Aus drei Haaren bringst du schwerlich ein Kettlein zusammen; aber ich will dir sechsmal soviel geben, und wenn du die Fäden an den beiden Enden zusammenlegst und flichtst, dann magst du wohl ein Kettlein davon bekommen, so stark, daß ein Sonnenstrahl daran hängen kann.“ Ich griff mir ins Haar und riß mir flink eine Strähne aus, die ich ihm lachend überreichte. Er drückte sie an die Lippen und versteckte sie in ein winziges Büchslein, das er im Aermel trug. Daraufhin begaben wir uns, einer um den andern, nach dem Garten und kletterten den Fels hinab.

Ich verbarg mich hinter dem Stamm einer Ulme und sah den Dingen entgegen, die da kommen würden. Mein junger Spielmann stellte sich dicht an der Klosterpforte auf und begann seiner Viola zu schmeicheln. Die Töne hüpften übermütig aus den Saiten hervor, kicherten und lachten, schmiegten sich aneinander, küßten sich, zankten sich, wurden müde und

legten sich schlafen. Und da sahen sie im Traum den Himmel sich auftun; Engelein mit tauigen Rosenkränzen im Haar knieten um eine schöne Frau, die ein Kindlein im Arm hielt, und reichten ihm Vergißmeinnicht. Und das Kindlein lächelte und küßte seiner Mutter Wangengrübchen und verlangte auf den Boden gelassen zu werden. Und da ließ sie es langsam aus ihren Armen niedergleiten, und es spielte mit den Englein und lief mit ihnen herum, und wo es seine rosigen Füßchen hinsetzte, da entsproß eine große purpurne Blume, welche die Mutter brach und an die Brust steckte. Die Viola schwieg. Ringsumher war kein Ton zu vernehmen. Noch stiller als sonst schien es mir um das unheimliche Haus zu sein. Lauschten sie etwa, und war es deshalb so besonders gruftähnlich, lautlos?

Da erhob sich die junge Stimme des Gesellen, als ob sie eine Lerche wär', jubelnd und jauchzend zum Himmel. Und sie zwitscherte von Liebe und heimlichen Küssen, von Sommernächten, in denen der Mond willfährig sein Gesicht in weißen Wölkchen verhüllt, um nicht alles zu sehen. Sie zwitscherte vom Schatten goldgrüner Wälder, in denen es weichen Rasboden gibt, auf dem man wonniger liegt als im weichsten Bette. Dann stieg sie von der Höhe nieder, die Lerchenstimme, und bettelte und weinte und stammelte, als sei sie eine Nachtigall geworden, die ein Liebstes

an die heiße Brust locken wollte. Da vernahm ich ein Knarren, wie wenn sich irgendwo eine Türe behutsam öffnete, der Zipfel eines grauen Schleiers wurde sichtbar, langsam trat eine Gestalt hervor, mit vorgebeugtem Haupt und weitgeöffneten Augen. Einen Augenblick lang schwankte die Stimme des Knaben, dann erklang sie wieder in kräftigen Tönen. Er strich die Saiten. Die Nachtigall sang jetzt nicht mehr allein, der Liebste hatte sich ihr zugesellt, und sie jauchzten um die Wette und flatterten auf weitgeöffneten Flügeln durch die duftschwangere Sommernacht, und auf ihr lustgesträubtes Gefieder tropfte der Glanz des Mondes, bis es schwerer und schwerer wurde und in das blühende Blumenbeet sank. Da trat die zweite hervor, Brunihildis, und aus den schwarzen Augenhöhlen leuchtete es seltsam, als habe die Erfüllung eine Osterkerze in ihnen entzündet. Der Knabe schrak abermals zusammen, doch mutig ließ er die Saiten weitererklingen und fuhr fort. Und jetzt war es nicht mehr der Sommer, dessen Sehnsucht geblüht, Früchte getragen hatte und ausgelöscht war, jetzt war's der klirrende Winter, von dem die Dichter erzählen, dessen Sturm man aus den Saiten brausen hörte. Der Schmetterlinge blasse Leichen ruhen auf den erstarrten Blumen, hungrige Wölfe irren lautlos über zugefrorene Bäche. Aber aus den Hütten steigt lustiger Rauch auf, drinnen ist's warm wie am Sommertag, drinnen netzen sie die

Lippen mit würzigem Wein, den die Sommersonne gekocht, drinnen glühen die Wangen, pochen die Herzen heimlicher, begieriger als unterm frischen Atem der Natur, Hände suchen Hände, Augen suchen Augen, Glied strebt zu Glied, und plötzlich beginnen sie, sich aneinander pressend, einen Reigen, wild und verwegen wie der Sturm, der draußen dahinjagt, und die Pulse jagen mit, und das Haar fliegt, und die Sinne fliegen und flattern, und Zahn stößt klirrend auf Zahn, und Auge saugt gierig Auge. Da schlich es hervor aus des Flures Dunkel, hoch und weiß, und ein Schrei des Schreckens entfloh der Viola, sie sang aber weiter, gellend und wild, und die weiße Erscheinung drehte sich, ein verzerrtes Lächeln um den eingesunkenen Mund, nach dem rasenden Takt; sie tobte dahin, im Kreis sich drehend wie der Wirbel des Stroms, den der Sturm zerpeitscht, sie riß die beiden andern, die Graue und die Schwarze, kreischend an sich, und alle drei jagten, die bleichen Hände ineinander verkrampft, über das verwilderte, hohe Gras und zerstampften es mit zuckenden Füßen.

Ich schlug die Hände entsetzt vor die Augen. Und als ich sie wieder wegzog, da waren nur die Graue und die Schwarze noch da, die Weiße lag lang hingestreckt auf der Klosterschwelle . . .

Ich sprang hervor und schrie: „Genug, genug!“ faßte den Knaben und zog ihn mit mir fort. Des

grinsenden Totengesichts Beatens, dessen offene Augen mir mit leeren Blicken nachsahen, werde ich aber nie vergessen. —

*

Der Spielmann sank in Schweiß gebadet ins kühle Moos und wollte mich zu sich niederziehen. Ich aber entfloh seiner zerrenden Hand, kletterte hinauf und befand mich bald im Garten, Gérard gegenüber, der in der Laube saß und schrieb.

„Herr Gérard," rief ich und warf mich vor ihm nieder, „ich habe das Experiment gemacht, es ist schlecht ausgefallen, ich verdiene eine große Strafe." Und ich erzählte ihm, wie ich gehofft, durch die Macht der Musik, wenn auch der schlichtesten, einen Funken Lebensfreude in diesen drei Nonnen, die fast tot waren vor unterdrückter Sehnsucht nach dem Leben, hervorzurufen, wie es meine heimliche Absicht gewesen, ihnen den leisen Anstoß zu geben, das schreckliche Totenhaus mit der Freiheit zu vertauschen. Vielleicht gaben ihnen die lockenden Klänge der Musik den Mut dazu. War ihnen doch der Anblick meiner unscheinbaren Persönlichkeit schon ein Fest, und Brunihildis hatte sogar den gefährlichen Weg heraufgewagt, nur um ein junges Menschengesicht zu sehen. Und nun dieser Ausgang! Beate eine Leiche — die andern? Würden sie aus ihrem augenblicklichen Irrsinn zurückfinden?

Gérard sprang auf.

„Du hast Hand an fremdes Eigentum, an das Eigentum Gottes gelegt, verzeihe er dir! Du wirst täglich selbstherrlicher und handelst immer mehr aus eignem Ermessen. Siehst die strafende Hand Gottes dicht vor dir und —“

Ich faßte meinen Kopf mit den Händen.

„Laßt Eure Predigt jetzt, Herr Gérard, geht hinab, rettet, helft, ich begleite Euch, wenn auch meine Glieder schwer sind wie Blei.“

„Bleib,“ herrschte er mir zu, „und trag dies auf meine Kammer.“ Er übergab mir die Blätter, die er beschrieben, und kletterte hinab, den Weg, den er haßte, aber er überlegte jetzt nicht lange, was ich ihm hoch anrechnete.

*

Er überließ mich der bittersten Reue und kam erst am andern Tag zurück.

Ich stellte mich ihm in den Weg und faßte ihn an den Händen. „O Herr Gérard, erbarmt Euch meiner, laßt mich nicht lange im Unklaren über die Folgen meiner leichtsinnigen Tat, was ist aus den Beiden geworden, was aus ihr, ist sie begraben?“

Er sah mich stirnrunzelnd an.

„Dein Werk ist dir geglückt. Die beiden Schwestern sind fort, sie haben das schützende Kloster verlassen, niemand hat sie gesehen, niemand weiß, wohin sie sich gewendet haben. Der kleinen Magd hat sich eine

alte Frau aus dem Orte angenommen. Das Haus steht leer. Nur Beatens Leiche ruht in ihm, die heute der Erde übergeben wird."

Er warf mir einen glimmenden Blick zu und ging nach seiner Kammer.

Mir lag das schreckliche Begebnis noch lange in den Gliedern. Den Spielmann hab' ich nicht wiedergesehen.

*

Jetzt erst zeigte sich Gérards ganze Natur. Er war Arzt durch und durch. Je mehr Kranke er zu pflegen hatte, um so wohler war ihm. Ja, er wurde menschlicher und besser, wenn die Arbeit sein finsteres Grübeln verhinderte. Vielleicht fiel langsam der Zauber von ihm ab, den jener Mönch auf ihn ausgeübt hatte. Auch ich hatte es gut, wenn er in dieser Stimmung war. — Langsam führte er mich in das Studium der Philosophie ein. Er lehrte mich allerlei Theorien kennen, welche die Menschheit sich zurechtgemacht. Je mehr ich hörte und geistige Nahrung zu kosten bekam, um so hungriger wurde ich. Je mehr ich in mich aufnahm, um so deutlicher sah ich, daß ich noch nichts, ach wenig mehr als nichts wußte. Der Hahn auf dem Düngerhaufen dünkt sich als Herr eines großen Reiches, der Adler, der Länder durchmißt, weiß über sich noch Welten, in die ihn kein Flügelschlag hineintragen wird. Von den verschiedenen Sekten unter

den Philosophen kam ich gemach auf jene, die besondere religiöse Gemeinschaften bildeten. Ich wollte jetzt klaren Wein eingeschenkt haben und vom Anfang an das Aufkeimen dieser unseligen Neubildungen im Schoß der alten ursprünglichen Kirche studieren.

Wenn's draußen nur ruhiger gewesen wäre! Aber die lärmten und tollten umher. Alle Augenblicke kamen neue Schwärme durch. Vor kurzem erschien eine Prozession von Priestern, die feuerrote Gewänder trugen und aus Rom kommen sollten. Laurel sagte später höhnisch zu Gérard:

„Sie waren beim Papst. Während blutiger Aufruhr tobt, Scheiterhaufen aufgerichtet werden, um Hunderte von Menschen zu verbrennen, die nichts verbrochen haben, als daß sie ihrem Glauben treu geblieben sind, während die Kriegsfurie ein blühendes Land verwüstet, dessen unglücklicher Herr, aus seinem Eigentum vertrieben, in der Fremde umherirrt und vergeblich seine Blicke nach Rom richtet, beruft er, der die Macht und die Möglichkeit besäße, Frieden und Eintracht den Millionen zu schenken, Konsilien und Versammlungen, um die Frage zu erörtern, ob Christus mit drei oder vier Nägeln gekreuzigt worden ist. Ueber den Nägeln vergessen sie den Mann und seine Lehre."

Gérard zuckte finster die Schultern.

„Innozenz ist ein großer Geist voll mächtiger Intentionen, das ist nicht zu bezweifeln."

„Um so schlimmer,“ sagte der Bauernarzt, „daß sich ein solcher an scholastischen Spielereien ergötzt, anstatt seines ernsten Amtes zu walten.“

Diese beiden, Gérard und Laurel, würden wohl nicht lange Freunde bleiben. Laurel hätte ich oft für jene mutig bekannten Ansichten danken mögen. Sprach er nicht so, als ob er einer der Unsern wäre?

*

O, mein Kästchen, was galtst du mir damals! Wenn ich mir die Wangen rot studiert hatte, geschrieben, bis mich die Finger schmerzten, dann eilte ich in die Stube zu meiner Truhe und nahm es heraus. Das Tüchlein küßte ich, legte es um den Hals und betrachtete mich in dem zierlichen Spieglein. Und ich zog den Kamm zärtlich durch mein Haar, und seine Zähne schienen mir Fingern zu gleichen, liebkosenden, durch die ich es gleiten ließ. Einmal fand mich Gérard bei diesem Spiel. Er lächelte geringschätzig.

„Bist doch ein echtes Mägdlein! Für solchen Tand hat schon manche deines Geschlechts Ehre und Seligkeit hingeworfen.“

Ich errötete.

„Ich habe dem Ritter nicht einmal ein Wort des Dankes dafür gesagt, denn als ich das Kästchen von Euerm Vater empfing, war Herr Montgliard bereits weit von uns.“

„Vergiß nur nicht deine Aufgaben über Spiegelchen, Kämmchen, Tüchelchen und Spänglein," höhnte mein Lehrer.

„Nein, Herr Gérard, seid außer Sorge! Ich habe mir die Messalianer sehr genau gemerkt, die sich aus Frömmigkeit den ganzen Tag schneuzen und beständig ausspeien, weil sie dadurch hoffen, verschiedene, innerlich sitzende Teufel von sich zu entfernen. Auch der Passalorchnehiten vergaß ich nicht, die stets den Finger auf den Mund legen, weil sie im Stillschweigen den Weg zur Seligkeit erblicken. Ebenso gedenke ich der Anhänger des Menander, die dem schönen Glauben huldigen, das Sterben wäre nur eine schlechte Gewohnheit. Es ist eigentlich heiter, alle diese Leute kennen zu lernen, die um Gottes willen Narrheiten begingen."

Gérard lächelte überlegen.

„Du nimmst den Mund wieder voll. Was weißt du von den Narrheiten der Menschen, wie kannst du von Sekten sprechen, du, die vielleicht zufällig den Namen der einen oder andern aufgelesen hat?"

Da richtete ich mich auf und begann:

„Ihr irrt Euch, Herr Gérard. Paßt auf! Ich kenne die Konfession der Melchisedekiten, der Jakobiten, der Gnostiker, Luziferianer, Bogumilen, Elkesaiten, Hermogenianer, Cainiten, Nestorianer, Kophten, Ebioniten, Aquarier, Saccophoren, Pelagianer, Nazaräer,

Adamiten, Ophiten, Semiarianer, Nicolaiten, Severianer, Ptolomäer, Indifferentisten, Passionisten, Materialisten, Donatisten —“

Gérard legte die Hände an die Ohren.

„Um des Herrn willen, verschon' mich!“ Und nach einem Kopfschütteln: „Du scheinst viel Sinn für die lächerliche Seite der Menschheit zu besitzen. Du merkst dir seltsam klingende Namen, verrückte Sitten von der Straße der Vernunft Abgekommener, aber den Beweggrund, der diese Menschen zu ihrem absonderlichen Tun veranlaßte, vergissest du darüber. Echt weiblich!“

„Der Beweggrund ist das Suchen nach Gott —“ meine Augen wanderten durch das Fensterlein hinaus in die Richtung von Carcassonne, „aber er kommt, wie mir scheinen will, erst in zweiter Reihe. In erster Reihe kommt der Wunsch, seine persönlichen Vorteile zu sichern —“

„Das ist Unsinn,“ unterbrach mich Gérard heftig, „schau dir jene religiösen Verbindungen an, die sistiert werden mußten, weil die Brüder durch zu vieles Fasten und Nachtwachen ihre Gesundheit zugrunde richteten. Sieh dir die Pilger an, die unter unsäglichen Mühen, Hungerqualen, Krankheiten, die sie sich unterwegs zuziehen, nach dem Heiligen Lande wallfahren, um dort zu beten. Welche Vorteile bezweckten sie wohl damit? Verwirf nicht die Spreu mit dem Weizen.“

*

Eines Tages schickte mich Gérard in den Wald, um Belladonna zu holen. Da ich nicht allein hinab mochte, begleitete er mich. Mir graute im Zwielicht der alten Bäume, hinter jedem von ihnen glaubte ich Brunhildis' schwarze Augenhöhlen hervorblicken zu sehen. Ich war froh, als ich das Sträuchlein mit den schöngestreiften Blättern und dem verborgenen Stern sah, dessen Mitte die Frucht zierlich einnimmt.

„Seht Ihr, Herr Gérard," sagte ich und entriß mich gewaltsam den finstern Trugbildern, „wenn ich hier unten bin und alle diese Wunder sehe, wird mir immer zum Beten zumute."

„Vor Giftbeeren beten, das sieht dir ähnlich."

„Bet' ich denn zu ihnen?" verteidigte ich mich. „Ich bete zu Gott, der das Gift in den Händen Wissender zum segnenden Heilmittel werden läßt. Die unscheinbare Kamille am Weg, die kleine Melisse, das Fenchelkräutlein stimmen mich ebenso fromm."

Wir pflückten allerlei Pflanzen, ich konnte nicht umhin, mich alle Augenblicke umzusehen. Er lächelte.

„Weshalb guckst du immer hinter dich? Wovor bebst du?"

„Nicht vor Räubern," stammelte ich beschämt.

„Beate ruht in der Erde, und die beiden andern werden sich kaum hier im Walde einquartiert haben," sagte er, meine Gedanken erratend.

Indessen spürte ich doch an der Unruhe meiner

Nerven, daß hier herum irgend etwas vorging. Ich legte mein Ohr auf die Erde und horchte.

„Ich höre Pferdegetrappel von der Landstraße her," sagte ich mich erhebend. „Wollen wir zurückgehen?"

„Weshalb?" versetzte Gérard ruhig, „laß uns abwarten, was da kommt."

*

Wir gingen das kleine Stück Weges bis an den Rand des Waldes — unfern vor uns sah ich die schadhaften grauen Mauern von St. Firmian auftauchen — und spähten hinaus. Da erblickten wir einen Troß Reisige herankommen. Wir traten etwas ins Dunkel zurück, so daß die in der hellen Sonne Reitenden uns nicht gewahr werden konnten. Als sie sich uns ganz genähert hatten, bemerkte ich, daß es eines großen Herrn Knechte sein mußten, denn sie trugen feine Kleider, auch waren die Rosse reich geschirrt.

„Paß auf!" flüsterte Gérard.

Der Zug bewegte sich unweit von uns auf der Landstraße vorüber. In seiner Mitte gingen acht reichgekleidete Diener und trugen eine Sänfte, die ganz mit kostbaren Stoffen und Zierat geschmückt war. In der Sänfte lag zurückgelehnt, die schönen dunkeln Augen träumend in die Gipfel der Waldbäume versenkt, ein Mann von edeln Gesichtszügen. Sein seidenes Gewand bedeckte leicht ein Mäntelchen,

das er der Wärme wegen zurückgeschoben hatte. Auf seinen Knien hielt er eine Schreibtafel, und die feine weiße Rechte spielte mit einem kostbaren Griffel.

„Weißt du, wer das ist?“ sagte Gérard.

„Ein König,“ antwortete ich kindisch, „oder ein berühmter Ritter.“

„Nein, es ist Foulquet, der Bischof, früher der gerngesehenste Sänger auf den Schlössern der Vornehmen.“

„Foulquet, der Troubadour?“ rief ich verwundert, „und der konnte Bischof werden!“

„Weshalb nicht,“ meinte Gérard, „er wußte sich Autorität zu verschaffen.“

„Und liebt ihn das Volk?“

„Er besaß viele Widersacher im Land. Doch man hat sie zur Ruhe zu bringen verstanden. Anfänglich hatte seine Dienerschaft manchen Strauß mit den Bürgern zu bestehen, die ja wie immer das Gesinde mit dem Herrn verwechselten. Jetzt legt man ihm nichts mehr in den Weg.“

„Er ist eine vornehme Erscheinung, schön, stolz, glänzend. Aber nie würde ich ihn für einen Diener Christi gehalten haben.“

„Du hast nicht unrecht. Er tritt, noch in alten Traditionen befangen, zu weltlich auf.“

Ich freute mich über Gérards Zustimmung. Ich hoffte, wenn es so weiter fortging, daß, wenn auch

nie Sympathie, doch ein freundlicheres Einverständnis zwischen uns erblühen konnte.

Mit seiner Mutter in ein herzlicheres Verhältnis zu treten, würde mir wohl kaum je gelingen. Sie verhielt sich kalt und zurückhaltend, seit der Stunde, da ich ihr die Geschichte meiner unglücklichen Eltern erzählt.

Das, wonach ich mich fortgesetzt sehnte, ein liebes Wort, ein Händedruck, mit einem Wort, ein wenig Zärtlichkeit, blieb mir versagt, wenn Montgliard es mir nicht bot, und er weilte fern. Nicht die dürftigste Nachricht hatte ich von ihm.

Um meinem Zärtlichkeitsbedürfnis doch einigermaßen Rechnung zu tragen, schrieb ich Briefe an ihn, die ich natürlich nicht absandte, da wohl kein Bote ihn getroffen hätte.

*

Zum zweitenmal entdeckte Gérard ein Schreiben, das an Montgliard gerichtet war. Diesmal zerriß er es nicht, sondern las es durch und sah mich zum Schlusse aufmerksam an. „Du gebrauchst sonderbare Wendungen in dem Schreiben, berührst Themata, die eigentlich ein Mädchen meiden sollte; aber da du ja bei Abfassung des Briefes genau wußtest, daß er dem Ritter nie in die Hände fallen würde, so lasse ich dies hingehen und betrachte es als einfachen Versuch, dich im Schreiben zu üben. Woher weißt du übrigens,

daß das Weibchen des Glühwurms zwar leuchtet, aber das Männlein die Flügel hat? Und wie kannst du das Beispiel gebrauchen: Kein Tier frißt Gras, das im Schatten wächst? Hast du das selbst beobachtet?"

Ich errötete vor Stolz, denn ich sah, daß ihm die Kenntnisse, die ich an seiner Seite gesammelt, Freude machten.

„Herr Gérard," begann ich fröhlich, „seht Ihr denn nicht, daß ich ununterbrochen an Euern Lippen hänge, daß jedes Wort, das Ihr auf unsern Spaziergängen oder in den Unterrichtsstunden sprecht, für mich eine Offenbarung bedeutet?"

Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Es gefällt mir, daß du so begierig bist, dein Wissen zu erweitern. Fahre so fort, dann wirst du noch manches von Wert in dich aufnehmen. Aber dieses Bild hier —," er beugte sich wieder über das Blatt, „verstehe ich nicht. ‚Ich wünschte dem Manne, den ich am höchsten auf Erden verehre, daß er entweder mit dem Schwert in der Faust seinen Ansichten Recht verschaffte oder, wenn das nicht angeht, lieber, als in fremdes Land die Flucht zu ergreifen, um des Zwistes mit sich selbst enthoben zu sein, das Ende des Skorpions nähme.' Was heißt dieser Satz?"

Ich fühlte, wie ich verlegen wurde. Gérard war ja der Beweggrund, der Montgliards Pilgerschaft ver-

anlaßt hatte, nicht bekannt. Er verstand nicht, daß ich damit sagen wollte: „Wenn Ihr nicht die Rücksichtslosigkeit gegen Montfort besitzt, trotz seines an Euch ergangenen Rufes, ihm in Sachen Eurer Ueberzeugung Farbe zu bekennen und ihr, dieser Ueberzeugung, Recht zu verschaffen, so wünschte ich lieber, Ihr hättet das Schwert gegen Eure Brust gewendet, als mit dem Reisemantel vertauscht." Ich suchte mich, so gut es ging, herauszureden.

„Diesen Satz schrieb ich nnr, um Gelegenheit zu haben, von meinem Lieblingstier sprechen zu können."

Gérard sah mich verwundert an. „Wie, dieses häßliche, von allen Menschen gefürchtete Tier wäre dein Liebling?"

„Scheltet mir nicht den Ritter und Edelmann unter dem Käfer- und Insektenvolk," nahm ich eifrig das Wort. „Oder habt Ihr aus Eurer Schulzeit nicht mehr behalten, welches Schicksal er wählt, wenn man ihn der Freiheit beraubt?"

„Er tötet sich selbst, indem er sich seinen eignen Stachel in den Rücken treibt, so ist's wohl," lächelte Gérard.

„So ist es. Und deshalb stellen die Landbewohner Tiegel mit Oel anf. Fällt er unachtsamerweise in dieses und tötet sich —"

„Dann mildert dieses Oel den Giftbiß, den jemand

von einem seiner lieblichen Brüder erhalten hat. Ich sehe, ich werde dich bald auf meine Krankenbesuche als Famulus mitnehmen können. Da hast ein gutes Gedächtnis für Heilmittel.“

Wie fühlte ich mich in diesem Augenblick gehoben! Hörte ich denn nicht die Schwingen des Verhängnisses, die schon näher und näher herabrauschten? . . .

*

Wie bei den Aufführungen der Alten wechselten Szenen um Szenen bei uns. War es einmal Gesindel, das bettelnd um Nahrung bei uns einbrach, so kamen anderntags Spielleute und Gaukler und brachten ihre neuesten Lieder und Witze herauf. Fast keinen Tag blieben wir von diesen unerbetenen Besuchen verschont. Einmal kam ein Bote, der sehr protzig tat und ein Geschenk begehrte, weil er von Herrn Montgliard abgeschickt wäre, uns Nachricht von ihm zu bringen. Als wir uns alle dicht um ihn versammelt hatten, begann er eine lange Reihe der Abenteuer zu erzählen, die dem Herrn passiert wären, wie er siegreich alle bestanden und einen Haufen Beute erobert hätte. Peire aber schüttelte wiederholt den Kopf. „Was du da sagst, glaube ich dir nicht, das alles sieht meinem Herrn nicht ähnlich. Weder bricht er in fremde Schlösser ein, um Frauen zu entführen, noch liebt er, sich zu verkleiden, um Spionage zu treiben. Auch hat er keinen einzigen Mohren in seinem Gefolge, das

sehr klein und bescheiden war, als er fortging. Du erzähltest uns Unwahrheiten und tätest besser, sie unten am Froschteich vorzubringen. Die Frösche werden dir ihr bewunderndes ‚Quack!‘ nicht versagen.“

Der Bote ging entrüstet von dannen. Vielleicht fürchtete er auch die Haselrute für seinen Rücken, Frau Lusiane sah genau so aus, als suchte sie in Gedanken nach einer.

Eines Tages hörten wir die schmelzenden Töne einer Flöte. Selbst Gérard, der eben beim Kochen einer Salbe beschäftigt war, lehnte sich horchend ans Fensterlein seines Turmgemachs. Ich saß im Garten, kam nach vorne und sah unter den Nußbäumen einen Spielmann, der, unähnlich seinen Genossen, sauber gekleidet, die Flöte blies. Als er bemerkte, daß wir ihm lauschten, begann er zu singen. Fromme Lieder von Heiligen sang er, auch von berühmten Helden, die siegreich über die Erde gewandelt.

Ich war an diesem Tag, ohne daß ich wußte weshalb, sehr schwermütig aufgelegt und näherte mich ihm.

„Kannst du kein andres Lied singen, Spielmann? Eins, in dem Liebe vorkommt, die glücklich wird.“

„Liebe, sofern sie sich irdischen Gegenständen zuwendet, wird nie glücklich, Jungfrau. Doch, wenn du es begehrst, so will ich dir eine Geschichte von Liebe singen, wie sie jedoch endigt, ist nicht meine Sache.“

Und er sang das Leben und Schicksal von Jaufre dem edlen Prinzen von Blaya, der in die liebliche Gräfin von Tripolis verliebt war. Gesehen hatte er sie zwar nie, aber der Ruf ihrer Eigenschaften und Tugenden war so groß, daß ihn helle Begeisterung für sie durchflammte und er auszog, um sie kennen zu lernen. Die wilde See war seinem Vorhaben nicht günstig. Stürme und schreckliche Gewitter setzten dem Schiff unbarmherzig zu, dazu erschienen Räuber von fernen Küsten, die den Reisenden plünderten und ihm von all seinen prächtigen Kleidern und den Schätzen, die er für seine Dame mitgebracht, nur einen dürftigen Mantel ließen, mit dem er seine Blößen bedeckte. Zu all diesen Unbilden befiel ihn noch eine schwere Krankheit, die ihn dem Tod nahe brachte. Endlich langte er in Tripolis an, ein Bettler, ein Sterbender. Mitleidige Menschen trugen ihn in eine Herberge. Schon senken sich die Schatten des Todes auf ihn nieder, da bittet er seine Retter, doch auf das Schloß der Gräfin zu gehen, sich ihr zu Füßen zu werfen und sie zu bewegen, einem Elenden, der, um sie zu sehen, Meere und Länder durchkreuzt hat, ihren Anblick zu gewähren. Sie läßt sich erweichen, kommt in all ihrer Lieblichkeit und neigt sich mitleidig über sein Bett. Da blickt er sie an, lächelt selig und verscheidet.

Es war ringsum still, nur das Laub der Nußbäume zitterte leise, vom Wind liebkost.

„Das ist die Liebe, Jungfrau,“ schloß der Sänger, „merkt's Euch und meidet sie. Sie schafft viel Leid. Kehrt lieber Euer Herz dem Schöpfer zu, da ist es geborgen.“

Frau Lustane, die unweit von mir gestanden und gelauscht hatte, sah wohlgefällig auf den Mann. „Tretet ein und nehmt einen Trunk.“

Er folgte ihr dankend.

„Ihr habt wohl bessere Zeiten gesehen,“ sagte sie und ließ sich mit ihm an dem Herd nieder.

Er nickte. „Ich war Klosterschüler.“

„Ei, erzählt.“ Gérard war, ohne daß ich es gemerkt, herabgekommen und näherte sich ebenso wie ich dem Sänger. „Wo wart Ihr Klosterschüler?“

„Weit von hier, Herr, in Clairvaux. Mein Großvater, er war dazumal in der Küche beschäftigt, hat noch den großen Abt Bernhard gekannt. Aber glaubt mir, damals gab es wenig zu kochen, der Heilige verpönte alles Wohlleben. Mir würde ja jede Kost genügen, aber ich hielt die Klausur nicht aus, ich wurde krank vor Heimweh nach der Freiheit. Da gaben mir die Mönche Zehrgeld und schickten mich fort, und ich ging auf die Wanderschaft. Aber ich verstehe kein andres Gewerbe, kann nur die Lieder vortragen, die ich einst im Chor gesungen.“

„Man kann auch in der Freiheit ein Gott wohlgefälliges Leben führen,“ meinte Gérard.

Der Spielmann nickte. „Das hat mir vor einigen Tagen Dominikus gesagt, der, wißt Ihr, aus der Brüderschaft der Dominikaner; ich sang vor dem Kloster in Carcassonne, das er zurzeit mit einigen Konfratres bewohnt, ein Lied, das ich einst auf einer meiner Wanderungen in Spanien gehört. Da neigte sich Dominikus heraus, und als ich auf die Knie fiel und ihn um seinen Segen bat, gab er mir diesen und sprach einige Worte der Aufmunterung zu mir."

Frau Lusiane warf einen Blick auf ihren Sohn, der erbleicht war. Er verlor kein Wort, aber wir sahen, wie er sich bald entfernte und unsichtbar blieb. Peire kam später herein, setzte sich an die Seite seiner Ehefrau, und beide erfreuten sich noch lange an den Erzählungen und Gesängen des wandernden Spielmanns.

*

Was ging in Gérard vor? Er ließ sich an diesem Abend nicht mehr blicken. Am andern Tage sah sein Gesicht überwacht und unruhig aus. Er trat zu mir.

„Wenn einige Unterrichtsstunden ausfallen, so vergib mir. Nimm allein deine Aufgaben vor und gedulde dich. Ich muß nach Carcassonne."

„Ihr geht zu Domingo?"

Seine Augen leuchteten mich an, er antwortete aber nicht. Um die Mittagsstunde ritt er auf unserm alten Maultier über die Brücke.

Ich eilte in das höchstgelegene Turmkämmerchen und blickte ihm nach. Ich sah, wie er aus dem Wald hervorkam, dann auf der Landstraße weiterritt. Lange konnte ich ihn verfolgen, bis der Sonnendunst ihn meinen Blicken entzog.

Als ich herabkam, stand Peire unter den Bäumen und redete aufs lebhafteste mit Laurel, der über die Felsen heraufgekommen war und Gérard nicht mehr traf. Peires Lebhaftigkeit schien mir sehr erkünstelt, er tat wohl nur so heiter, um sein banges Vaterherz zu beruhigen. Frau Lusiane saß in ihrer Stube und schluchzte leise in sich hinein. Obwohl ich sie nicht liebte, tat sie mir in diesem Augenblick leid.

Würde Gérard wiederkommen? Würde er uns verlassen? Bei der Heftigkeit seiner Natur war alles möglich.

*

Ein Tag verging, der zweite, der dritte. Endlich wurden es ihrer sieben. Ich stand manche Stunde auf der Spähe oben. Wohl sah ich Reiter und Reisige vorüberziehen, unter allen aber befand er sich nicht. War ihm ein Unglück zugestoßen? Frau Lusiane war ebenso unruhig wie ich, aber sie wußte es vor mir zu zu verbergen. Ich hingegen, die mitten in ihren Studien führerlos dastand, jammerte laut um ihn. Ja, er war mir doch viel geworden im Lauf der Zeit, es gab keine Frage, die er mir nicht beantwortete, kein Wissensgebiet, auf dem er nicht wenigstens Be-

scheid wußte. Nicht mein Herz, mein Kopf begehrte seiner. — Ein paarmal erschienen Kinder von Bauern, um ihn zu Kranken zu holen.

Endlich, eines Abends, sah ich einen einzelnen Reiter auf der Landstraße, der es eilig zu haben schien und in den Wald einbog. Das war der Weg, der zu uns heraufleitete. Ich eilte hinab und teilte meine Mutmaßung Frau Lusiane mit. Während wir noch sprachen, erschien Peire, der unten im Walde gearbeitet hatte, und führte glückselig seines Sohnes Reittier über die Brücke. Gérard schritt nebenher und nickte zu den Fragen seines Vaters, scheinbar ohne sie eingehend zu beantworten. Frau Lusiane wollte ihn umhalsen, er schob sie sanft zurück. Ich hatte mich auf die Treppe gesetzt. Er nickte mir zu. Sein Gesicht war ganz rätselhaft und zeigte nichts von all dem, was in ihm vorgegangen sein mochte. Daß aber viel in ihm vorgegangen war, spürte ich.

Später setzte ihm seine Mutter Essen vor, er nahm wenig zu sich, erzählte von kleinen Abenteuern, die ihm auf der Landstraße begegnet waren, und zog sich bald zur Ruhe zurück.

Die Eltern hatten zu viel Respekt vor ihm, um ihn geradezu nach dem, was ihnen am Herzen lag, auszufragen. Mir war, weshalb wußte ich nicht, bange und ängstlich zumut.

*

Anderntags, ziemlich in der Frühe, als ich Frau Lusiane Wasser zutrug — wenn ich nicht durch Lernen abgehalten war, tat ich ihr immer Handreichungen —, trat Gérard auf mich zu und sagte: „Komm nach dem Garten, ich habe dir etwas zu sagen."

Ich folgte ihm bald mich pochendem Herzen. Er saß, den Kopf in die Hand gestützt, auf seinem alten Platz in der Laube, und das Schemelchen ihm gegenüber wartete auf mich. Ich ließ mich zögernd nieder. Da er nicht gleich zu sprechen begann, so sagte ich:

„Herr Gérard, es warten verschiedene Kranke auf Euch, die heraufgeschickt haben."

„Laß sie warten." Er machte eine gleichgültige Handbewegung. „Es gilt jetzt Ernsteres. Zuvörderst muß ich dir sagen, daß ich dir keinen Unterricht mehr geben kann. Was erschrickst du? Lesen, schreiben kannst du, das übrige ist für dich nicht nötig zu wissen, willst du aber doch fortfahren zu studieren, dann kannst du dich ja allein weiterbilden."

Ich ergriff seine Hände. „Verlaßt mich nicht, Herr Gérard, stoßt mich nicht wieder in die trostlose Oede meiner Unwissenheit zurück, aus der Ihr mich kaum ein Stückchen herausgeführt habt."

Er richtete sich auf. „Ich verlasse dich nicht, aber du wirst mich verlassen und mir nicht folgen wollen dahin, wohin ich gehen werde."

Ich wagte nicht zu fragen, wohin er ginge. Er

aber heftete die Blicke forschend auf mich, und da ich schwieg, sagte er: „Ich gehe nach Golgatha, willst du mit?“

Ich senkte die Augen und antwortete nicht. Er nahm meine Rechte und legte sie auf seine Stirn. „Siehe, da wo jetzt die deine liegt, ruhte Domingos Hand, und wen er berührt, der muß den Weg gehen, den ich dir vorhin genannt.“

Da entriß ich ihm ungestüm meine Hand. „Ich will nicht mehr leiden, als ich schon litt. Ich will nicht wieder leiden, ich bin jung, ich will mich an all dem freuen, was der Schöpfer zum Freuen erschaffen hat.“

„Glaubst du? — doch nein, du verstehst manches, aber das eine, das begreifst du noch nicht. Esclarmonde, willst du deinen Lehrer zu Domingo begleiten, wenn er das nächste Mal hingeht? Willst du?“

Ich erschrak so, daß ich zu zittern begann. „Was soll ich bei dem großen Mann, den ich nicht einmal anzureden wüßte?“

Gérard lächelte. „Sprich ihn ‚Vater!‘ an.“

„Vater? Nie!“ rief ich heftig. „Nein, mit diesem heiligen Namen benenne ich keinen mehr.“

„Dann heiße ihn Bruder oder meinetwegen: Domingo. Er wird es überhören über dem andern, was du ihm sagst.“

„Ich werde ihm nichts sagen.“

„Doch, Esclarmonde, du wirst ihm viel sagen. Ich weiß es. Ich — doch sieh ihn dir an. Ich werde zugegen sein, wenn ihr die ersten Worte wechselt, ich werde dir beistehen. Willst du? Komm! Willst du?“

„Aber weshalb soll ich eigentlich?“ fragte ich hartnäckig.

Da änderte er seinen Ton. „Wohlan, zwingen will ich dich nicht. Wenn du kein Verlangen hast, den Mann, der in das Schicksal Tausender eingreift, persönlich kennen zu lernen, so laß es.“

Er erhob sich gelassen und schritt auf und nieder.

Ich kämpfte mit mir. „Weshalb aber wollt Ihr mir keinen Unterricht mehr geben?“

Er hielt im Gehen inne. „Deshalb: weil ich in den nächsten Tagen Montgliard für immer verlasse.“

„Das wollt Ihr tun?“ rief ich erschreckt. „Das dürft Ihr nicht tun, meinetwegen nicht, der Eltern wegen nicht.“

„Spar dir die kindischen Worte. Ich tue, was ich muß.“

„Herr Gérard!“ ich sprang auf und eilte zu ihm, „ist's Euer Ernst, uns alle wollt Ihr verlassen, könnt Ihr das? Und was wollt Ihr beginnen?“

„Das habe ich dir bereits zweimal gesagt.“

„Vergebt, ich habe Euch nicht begriffen, wiederholt es mir.“

„Ich will mich Dominikus anschließen."

„Gott!" Ich verbarg das Gesicht in den Händen. Und plötzlich durchfuhr mich eine Vorstellung.

„Herr Gérard, nehmt mich mit zu Domingo, nehmt mich mit. Jetzt will ich mit, hört Ihr?"

Ein vorüberhuschendes Lächeln umspielte seinen Mund. Er blickte mir in die Augen, als läse er in mir. Dann nickte er. „Gut denn! Dann rüste dich übermorgen."

Ich schöpfte hoch Atem. „Aber wie kehre ich zurück? Dieses eine Mal bringt mich doch noch heim!"

Er tat, als überlege er. Dann sagte er: „Ich will dich also heimbringen."

Mit einem Herzen voll Widersprüche, voll Bangens und ängstlicher Erwartungen blieb ich im Garten zurück, während er, gleichgültig, als ginge ihn alles nichts mehr an, nach seiner Kammer schritt. Mir war nämlich durch den Kopf gefahren, den Mönch zu bitten, daß er Gérard bestimme, bei uns zu bleiben...

*

Frau Lusiane, mit verweinten Augen, stand an der Brücke. Auch Peire sah sorgenvoll aus, als er mir auf Gérards Reittier hinaufhalf. Gérard schwang sich elastisch hinter mich.

„Macht doch keine solchen Jammergesichter. Ich bringe euch das Mägdlein unversehrt zurück."

„Wie gerne wäre ich mit dir gegangen,“ seufzte Frau Lusiane.

„Du wirst bald mit mir sein, wenn ich vorm Altar stehe, sei nicht ungeduldig.“ Er warf ihr einen ermutigenden Blick zu, den sie mit einem unendlich sanften, hingebenden erwiderte.

„Gib nur acht auf sie,“ ermahnte Peire Gérard und deutete auf mich, „daß sie keine Dummheiten macht.“

„Sie wird keine machen, seid versichert. Aber jetzt laßt uns! Mit Gott!“

Er zog die Zügel an, und das Tier setzte sich in Trab. Als wir unten auf der Landstraße waren, wollte ich mich umwenden, um Montgliard Lebewohl zu winken. „Laß den Unsinn,“ herrschte mich Gérard an, riß ungestüm am Zügel, und wir sausten weiter. Sein Mantel flatterte ihm um das Haupt wie ein ungeheurer schwarzer Flügel. Eine Wolke Staubes hüllte uns ein, ich sah nichts, hörte nichts, der Atem verging mir, ich glaubte, die Sinne würden mir schwinden. Nachdem wir so eine Zeitlang dahingerast, sagte ich: „Herr Gérard, schlagt eine ruhigere Gangart ein, mir wird elend.“

„Was tut's?“ Sein Gesicht hatte einen Ausdruck, der mich erschreckte, etwas Unerbittliches lag darauf. „Kümmere dich nicht um dein kleines Befinden.“ Und wir flogen weiter.

Mehr tot als lebendig langte ich vor der Herberge an, in der ich einst mit Montgliard genächtigt hatte. Einige verwahrlost aussehende Mägde nahmen uns in Empfang und führten uns in eine weite Stube, in der verschiedene Fremde bereits der Ruhe pflogen. Ich war so müde, daß ich mich um nichts bekümmerte, nicht einmal einen Imbiß einnahm, sondern gleich auf das Lager fiel und einschlief. Am andern Morgen wurde ich früh geweckt, ging nach dem rinnenden Brunnen im Hof, wusch mich und brachte meine Haare in Flechten, und nachdem ich mich an Früchten und Brot erquickt, trat ich vors Haus hinaus, wo Gérard schon, meiner harrend, auf und nieder schritt.

Wir wechselten einige gleichgültige Worte, bestiegen unser Reittier und ritten weiter. Die Zahl der an der Straße liegenden Gehöfte vermehrte sich, man sah, daß in Bälde ein größerer Ort folgen mußte. Im Schatten eines kleinen Wäldchens machten wir Mittagsrast. Gérard zog aus seiner Satteltasche einige Feigen und Mandeln, die wir verzehrten. Er war nicht zum Sprechen aufgelegt, und so bestiegen wir schweigend wieder das Tier.

Gegend Abend, als sich der Himmel rötete, sah ich Türme und Mauern vor mir auftauchen. „Carcassonne?“ fragte ich mit hochaufklopfender Brust. Gérard nickte. Er gab am Tor flüchtig Auskunft über Woher und Wohin, dann sprengten wir durch

den dunkeln Bogen und dann — Tränen stürzten aus meinen Augen, wie ich mich umsah. Unser Häuschen war verschwunden, an seiner Stelle lag ein Schutthaufen da, und hohes Gras schoß daraus hervor.

‚O Montgliard, wärest du statt Peires Sohn an meiner Seite,‘ dachte ich, ‚jetzt wollte ich die Arme um deine Schultern legen und mich an deiner Brust ausweinen!‘

Gérard ließ mir nicht Zeit, meinen Erinnerungen nachzuhängen. Er trabte eilig vorwärts durch Gassen, in denen ich vieles verändert fand. Manches Haus, in dem früher liebe Bekannte wohnten, war gleich dem unsern niedergemacht. Mancher Neubau war erstanden, wo früher Schafe weideten. Die Brücke schien endlich fertig zu sein. Unweit von ihr ließ Gérard unser Maultier halten. Es war eine Herberge, vor der wir Halt machten. Sie schien besser als die an der Landstraße gelegene zu sein. Einige Knechte halfen uns aus dem Sattel. Gérard reichte mir das Päckchen mit den paar Habseligkeiten, die ich zu meiner Bequemlichkeit mitgenommen hatte. Dann wechselte er einige Worte mit der Herbergsmutter und empfahl sich.

„Ich komme, dich morgen früh abzuholen, mögest du gut ruhen!“ Im Nu war er auf und davon.

Und so erbärmlich ist der Mensch, daß er an der Stätte seiner größten Erinnerungen gleichgültig wird, wenn die Müdigkeit des Körpers ihn überwältigt.

Statt hinauszueilen auf diese Gassen, die meine Eltern vielleicht auf ihrem Todesgang durchschritten hatten, diesen Boden zu küssen, der Zeuge ihres Martyriums war, fiel ich kraftlos auf das Lager, das die Herbergsmutter in einem Stübchen für mich ganz allein hergerichtet hatte. Und kein Traum der Nacht führte mir die schrecklichen Begebnisse, die ich einst hier erlebt, vor die Seele. —

Am folgenden Morgen kam eine Magd herein und weckte mich. Sie half mir, wohl auf den Befehl ihrer Frau, ins Bad, und später brachte sie mein unbändiges Haar in Ordnung und legte mir das Tüchlein um, mit Montgliards kostbarer Spange. Sie boten mir auch ein stärkendes Frühstück, und als ich mich so gekräftigt — die Glieder schmerzten mich freilich noch vom Ritt — und schon den Plan erwog, ob ich mich ein wenig auf die Straße hinauswagen dürfte, erschien Gérard. Er trug ein langes, schwarzes Gewand mit weiten Aermeln und sah so feierlich aus, daß ich mich fast vor ihm fürchtete. Er hatte in dem Hause geschlafen, in dem sein neuer Herr bei etlichen Genossen abgestiegen war. Nach einem flüchtigen Blick auf mich, der seine Zufriedenheit ausdrückte, nahm er mich an der Hand und ging mit mir hinaus. Wir durchschritten einige Gassen, mir war so wunderlich zumute, daß ich es nicht schildern kann. Am liebsten hätte ich mich nun von Gérards

Hand losgerissen und wäre nach der Trümmerstätte neben dem Tor geeilt, um mich auszuweinen, aber er hielt mich fest. Als wir an St. Nazaire vorbeikamen, gingen mir die Augen über. Mir war, als fühlte ich die Umklammerung seiner Hand stärker werden. Dann kam ein langes niederes Haus, es sah noch neu aus, mit einem Kreuz über der Türe. Hier ließ er den Klopfer schwer niederfallen, und wir traten ein, nachdem uns jemand, den ich nicht bemerkte, geöffnet hatte.

*

Ich sehe es noch vor mir. Es war ein dämmriges Gemach, dessen vergittertes Fensterlein in einen Raum hinausging, der halb Hof, halb Garten war. Grünlicher Schimmer fiel von draußen herein. Ein Gang, von kurzen, gedrungenen Säulen getragen, lief ringsum. Ich sah ein Lilienbeet, dann sah ich ein Weilchen nichts mehr — denn es war eine Türe aufgegangen, und durch diese rauschte es wie Sturmwind herein. Zuerst bemerkte ich nur zwei Füße, die unter einem weißen Gewand hervorblickten, dann flüsterte mir Gérard etwas zu, und ich hob den Kopf höher. Ein Kranz kohlschwarzer Haare, die ein in der Mitte kahl geschorenes Haupt umgaben, begegnete meinen Blicken, und eine Stirn, so hart und kantig wie die Felsen rückwärts bei Montgliard, über welche die Natur sanftes Moos und Blumen gebreitet, damit man nicht erschreckte.

Die Augen, die sich auf mich richteten, glichen zwei Schwertern in einer Kinderhand, zwei Fragen, die ein Verdammter zum Himmel weinte. Gefährlichkeit und höchste Beruhigung, Engelsfrieden und Höllenstärke, einen Willen, der mit der Wucht unbezwingbarer Dämonen arbeitete, und ein Ziel, licht wie die Glorie um Christi Haupt, verrieten sie.

„Mägdlein, warum bebst du?“ Aus den Falten des weißen Gewandes streckte sich mir eine Hand entgegen. „Ich füge dir kein Leid zu.“

Ich sah mich hilflos nach Gérard um, der aber war verschwunden.

„Laß den Bruder, er wird wiederkommen, wenn's Zeit ist. Gib mir doch die Hand!“

Ich versuchte meine Hand ihm zu reichen, aber sie gehorchte nicht meinem Willen.

Er nahm sie selbst und hielt sie in der seinen. Mich wandelte eine Ohnmacht an.

„Bin ich denn so schrecklich?“ fragte die Stimme voll fremdartigen Wohllauts. „Siehe, ich krümme keinem Wurm ein Härchen, fürchte dich doch nicht.“

Und er zwang mich, ihn anzusehen.

Sein Gesicht strahlte von Güte, die stolzgeschnittenen Lippen, die über Leben und Tod geboten, sprachen kindlich zum Kinde. Ich starrte ihn an.

„Sprecht von Gott, sonst glaube ich, der Böse mit seinem Zauber hält mich gefangen.“

„Nein, mit Kindern spreche ich nicht von Gott. Aber von den Engeln, die sie beschützen, will ich mit dir sprechen.“ Er zog mich dicht an sich heran. „Du bist schön wie einer der ihren. Sie müssen dich sehr liebhaben. Ich sehe den Abglanz ihrer Reinheit auf deiner Stirn, das ist ein Licht, nicht für alle Augen erkennbar. Dein Mund gleicht einer unerschlossenen Rosenknospe. Du wirst über das Wunder erstaunt sein, das deine Lippen öffnen wird. In einer Frühlingsnacht wird es über dich kommen. Es ist immer ein Name, der die Lippen der Magd öffnet. Bis dahin ist ihre Sprache Geschwätz, kindisch Gelalle. Der Name des Geliebten trennt sie erst zum wirklichen Wort ...“

Mir wurde schwül und schwüler. „Ich habe geglaubt, Ihr könnt nur vom Himmel sprechen,“ stotterte ich.

„Rede ich denn von der Erde?“

Ich konnte den Blick seiner Augen nicht ertragen und senkte die meinen. „Ist es denn süß, was nicht von der Erde ist?“

„Ist süß, was von der Erde ist? Kennst du denn nicht das Wort: Kein Aug' hat es gesehen, kein Ohr gehört, was denen bereitet ist, die —“ ein Leuchten zuckte über sein Antlitz. „Ich schenke die größte Seligkeit der Welt denen, die sich mir anvertrauen. Kein Mann und kein Mensch kann dir das geben, Jungfrau, was ich dir schenke ...“

„Und was muß ich tun?“ stammelte ich, an seinen Augen wie gebannt hängend.

„Nichts, lachen und fröhlich sein.“

„Ihr predigt das Lachen, Ihr, und — mir! Bin ich wahnsinnig?“ Ich schloß die Wimpern. „Bin ich Esclarmonde, das Kind der Albigenser, die hier, einige Gassen weit von uns, verbrannt wurden? Habe ich nicht den gellenden Todesschrei meiner Mutter vernommen, und Ihr sagt — Ihr behauptet, Süßigkeit zu schenken, nur ein Lachen zu begehren? Ja, ich muß wahnsinnig sein, oder wäre es Verleumdung . . ., seid nicht ihr es, Roms Knechte, die morden? . . .“

Sein Gesicht verharrte in seiner strahlenden Güte, aber das Schwert in seinen Augen sauste auf meine Lippen nieder, daß ich sie fast schmerzhaft schloß.

„Nicht so; Engeln ziemt es nicht, zornig das weiße Gefieder zu schütteln. Eltern, die ihre Kinder lieben, suchen sie mit aller Macht dem, was sie als gut und recht erprobt, zuzuführen. Und wenn die Kinder, die nie so weise wie die Eltern sind, sich störrisch gebärden, so werden sie gestraft, auf daß sie williger ihrem Glück zugänglich sind.“

„Was nennt Ihr Glück?“

Er sagte kein Wort, er richtete nur das Haupt empor mit einem Ausdruck, daß ich die Decke sich öffnen sah und Lichtströme meinen taumelnden Blicken begegneten.

„Wenn Gott das Glück ist," meine Stirnhaare streifte ein Schauer, „glaubt Ihr, daß nur Rom ihn besitzt? Auch mein Vater und meine Mutter besaßen ihn. Weshalb habt ihr sie getötet?"

„Sie selbst haben sich getötet, giftige Beeren mit gesunden verwechselt. Als vorsehende Herzen sie darauf aufmerksam machten, erklärten sie, lieber sterben zu wollen, als das Beharren beim Gifte zu lassen. Und weil der Ungehorsam wie eine Pest ist, die sich von einer Stelle zur andern verbreitet und endlich auch alle Gesunden ergreift, so hat man sie ungefährlich gemacht."

„Domingo," schrie ich auf und stürzte zu seinen Füßen nieder, „und das nennt Ihr nur ein Lachen begehren?! Ihr verlangt die Unterwerfung der Geister unter Euer Joch; und doch ist jedem von Gott sein eigner freier Weg gegeben worden. Woher wißt Ihr, daß gerade der Eure der richtige ist?"

„Aus der Seligkeit, die sein Begehen gewährt."

„Gut, dann laßt doch die andern nach Eurer Meinung unselig werden, aber hindert nicht ihre Freiheit."

„Wir sind Christen, die ihre Nebenmenschen lieben und ihr Bestes wollen. Wir besitzen die Gnade, heller zu schauen als sie, wir tragen die Verpflichtung in uns, für sie zu handeln."

„Glaubt Ihr wirklich alles das, was Ihr sagt?

Glaubt Ihr wirklich Gutes zu tun, wenn Ihr Holzstöße aufrichtet, Seelen zu nutzen, wenn Ihr foltert?“

Die Gestalt des Mönches richtete sich auf.

„Ich glaube es.“

Der Geist der Wahrhaftigkeit leuchtete von der mächtigen Stirn.

Ich vermochte mich nicht von den Knien zu erheben.

„Ihr glaubt also an einen Schöpfer, der eifersüchtig die Liebe seiner Geschöpfe begehrt? An den Grimm, den er über ihre Gleichgültigkeit empfand? An die Sehnsucht, uns zu gewinnen, welche die Form des Fleisches annahm? Ihr glaubt an Christi göttliche Abkunft, an die Auferstehung, an das Gericht? ... Ja, dann, wenn Ihr all das wahrhaftig glaubt, wahrhaftig mit Euern Sinnen glaubt, dann seien Euch Eure Taten vergeben, denn Wahnumstrickte kann die Gerechtigkeit nicht vor ihr Gericht laden.“ Mein Haupt sank auf die Diele, ich wußte nichts mehr von mir.

Als ich die Augen wieder aufschlug, sah ich Gérards Gesicht über mich gebeugt.

Ich lag auf dem Boden der Klosterstube, eine milde Hand hatte ein Polster unter mein Haupt geschoben.

„Was macht meine kleine Schwester für Geschichten,“ sagte Gérard in einem Ton der Zärtlichkeit, den ich früher nie von ihm gehört. „Fühlst du dich besser?“

Ich richtete mich auf und erhob mich taumelnd. „Weshalb habt Ihr mich verlassen, das war gegen das Wort, das Ihr mir gabt.“

„Es wäre dir auch in meinem Beisein geschehen, es ist immer so, wenn man zum erstenmal mit ihm spricht. Auch mir ging's ähnlich, damals, als ich ihn zum erstenmal vernommen. Doch komm, wenn du kannst. Stütz dich auf meinen Arm. Ich führe dich nach der kleinen Herberge, dort ruhst du aus von deiner Erschütterung. Komm!“

Ich stützte mich schwer auf seinen Arm, und so verließen wir langsam das Haus, dessen Tür jemand hinter uns verschloß. An der Schwelle der Herberge verabschiedete sich Gérard von mir. Er würde morgen wiederkommen, um nach mir zu sehen. Ich ging auf mein Kämmerlein und warf mich auf das Lager. Niemand kam herein, niemand störte die Gedanken, die über mich herfielen wie Krieger über ihre Beute. So hatte ich mir die Mörder, die Scheiterhaufen errichteten, nicht vorgestellt. Nicht mit diesem Wohllaut in der Stimme, nicht mit diesen weichen, segnenden Gebärden, diesem Glauben an ihr Recht: Andersdenkende ihren Ueberzeugungen zu gewinnen. Ich hatte ihm das Wort „Wahnumstrickte!“ ins Gesicht geschleudert, ich, das Nichts, ich, die armselige Magd, ich, nicht Héloise, die mit siebzehn Jahren mit gelehrten Männern Dispute führen konnte. Er würde mich mit seinem Haß ver-

folgen, nein, dazu war ich ihm zu gering, er würde mich verachten.

Und Gérard? Ob er Gérard unser Gespräch mitgeteilt hatte? Es schien nicht der Fall zu sein, sonst wäre mein Lehrer nicht so liebevoll zu mir gewesen.

Die Tür öffnete sich geräuschlos, und das gutmütige Gesicht meiner Herbergsmutter wurde sichtbar.

„Wollt Ihr nicht etwas zu Euch nehmen? Ein Gläschen Wein, oder Obst? Eßt wenigstens ein Stückchen Brot, auf daß Euch nicht schwach wird.“

Damit sie nicht weiter in mich dränge, ließ ich mir einiges von ihr reichen. Sonderbarerweise wußte sie, wo ich gewesen war, und sprach ihre an Anbetung grenzende Verehrung für den großen Mann aus, wie sie den spanischen Mönch bezeichnete. Sie schien der römischen Kirche sehr anzuhängen, und ich begnügte mich, ihr die knappsten Antworten zu geben, obzwar mich ihr freundliches Wesen angezogen hatte.

Als sie mich verließ, merkend, daß ich mich nicht in ein längeres Gespräch mit ihr einlassen wollte, ergriff mich solche Mattigkeit, daß ich in einen traumartigen Zustand verfiel, der sich bald in tiefen Schlaf verwandelte.

*

Es war schon spät am Tage, doch ich konnte mich nicht entschließen, aufzustehen. Meine Glieder waren

wie zerschlagen, mein Herz so beunruhigt, daß mir, ohne daß ich es wollte, Tränen über die Wangen liefen.

Da trat Gérard bei mir ein.

„Wie, seh' ich recht, du ruhst noch? Und ich wollte dich abholen zu ihm —“

„Nein, ich gehe nicht mehr zu ihm,“ rief ich heftig, „laßt mich heute ruhen, denn mir ist so schwach, als sei ich gelähmt, und morgen, morgen bringt mich wieder in mein Gärtlein auf Montgliard. Hab' ich auch dort nichts andres, so hab' ich doch den Frieden.“

Ich schluchzte in meine Hände hinein.

„Du bist krank, Esclarmonde; deine Seele hat schmerzendes Feuer gefangen, wohl dir! Ich verlasse dich, ruhe, bete. Kannst du eigentlich beten? Du hast es mir nie gesagt.“

Ich preßte die Lippen zusammen und antwortete nicht. Er durchschritt einigemal das Stübchen.

„Du willst also Dominikus nicht mehr sehen. Aber — wie unhöflich von dir! Man verabschiedet sich doch, bevor man auseinandergeht.“

„Ihr beliebt zu scherzen,“ sagte ich bitter, „redet von Unhöflichkeit und dergleichen elendem Formelkram, indes hier ein Kampf auf Leben und Tod ausgefochten wird.“

„Ich weiß es, Esclarmonde.“ Gérard blieb vor mir stehen und sah mir ernst in die Augen. „Eben

deshalb. Warum willst du diesen Kampf voreilig abbrechen, bevor er zu einem natürlichen Ende gediehen? Weshalb morgen schon heimkehren?“

„Was soll ich weiter hier? Glaubt Ihr, ich sei aus so weichem Stoff geformt, daß mich eine Hand von einemmal zum andernmal ummodeln kann? Ueberdies, glaubt Ihr, diesen Mann, den die weitgehendsten Pläne beschäftigen, interessiere ein Geschöpf wie ich, ein Mägdlein ohne Herkunft, ohne Wissen, ohne Reichtum?“

Gérard lächelte. „Du unterschätzest dich, dem ist nicht so. Du bist der Pflegling eines im Lande bekannten vermögenden Edelmannes. Eines Edelmannes, der ein Verwandter Montforts ist. Welches Ansehen Montfort genießt, weißt du. Er wird nicht geringer wie ein König geachtet. Kaiser und Päpste sind seine Freunde und ehren ihn mit allen Ehren der Erde.“

Ich hätte gerne hingeworfen, wie wenig Sympathie Montgliard für Montfort besaß. Wie er viel mehr auf Seite der Angegriffenen als der Sieger stand. Aber ich durfte nicht sprechen, um das Vertrauen nicht zu mißbrauchen, das der Edle mir geschenkt. Ich schwieg.

Gérard hielt mein Schweigen für Trotz und sagte: „Du bist nicht zum Sprechen aufgelegt, ich lasse dich schweigen und gehe.“

„Ich habe,“ sagte ich, denn mich bedrückte das Wort, das ich dem Mönch ins Gesicht geschleudert,

„Dominikus auch schwer beleidigt. Ich nannte ihn wahnumstrickt, weil mir das, was er zu glauben behauptet, als gegen den gesunden Verstand widrig erscheint.“

Gérard schrak flüchtig zusammen, doch er faßte sich gleich und sagte mit vollster Ruhe: „Wenn er es persönlich aufgefaßt hat, vergibt er dir; sah er es aber als Gotteslästerung an, dann wird dich nichts vor seinem strafenden Arm erretten.“

Er nickte mir zu und schritt hinaus.

‚Vater! Mutter!‘ rief es in mir auf, ‚vielleicht teilt Esclarmonde euer Schicksal! . . .‘

*

Es war gegen Abend.

Ich lag noch immer auf meinem Lager hingestreckt. Da pochte es an meine Tür. In der Meinung, es sei die Herbergsmutter, forderte ich nicht zum Eintreten auf, denn ich war nicht dazu gestimmt, Geschwätz anzuhören.

Die Tür öffnete sich aber doch, trotz meines innerlichen Protestes, und herein trat eine hohe, weißgekleidete Gestalt.

„Dominikus!“ schrie ich auf und sah Lichter vor meinen Augen wirbeln.

„Bleib ruhig;“ er legte die Hand auf mein aufgerichtet Haupt, „du bist krank, sagt dein Bruder, und ich bin gekommen, nach dir zu sehen, denn die Ursache deines Unwohlseins bin wohl ich, der dich

gestern durch sein Gespräch aufgeregt hat. Bleib ruhig." Er schob sich den Stuhl an mein Lager und richtete die machtvollen Augen schweigend auf mich.

Da wußte ich, daß er mein schweres Wort persönlich aufgefaßt hatte, denn es lag Vergebung in diesem Blick.

„Ihr kommt zu mir —", ich war ganz in Scham aufgelöst, „Ihr!"

„Weshalb nicht?" Seine Stimme klang wunderbar sanft. „Jetzt erst recht."

„Aber ich habe Euch doch beleidigt —"

„Ich bitte dich um Verzeihung, daß ich dich zum Zorn gereizt."

Ich fühlte es wie ein Messer durch die Brust gehen. Ich sah ihn an, und ich sah seine Blicke von einer Demut erfüllt, die meinen Schmerz noch steigerte. Meine Sinne wollten sich verwirren.

„Komm zu dir, kleine Schwester!" Er nahm meine Hand in die seine. „Wann kehrst du wieder nach Montgliard zurück? Hast du viel Blumen in deinem Gärtlein? Und welches sind deine Lieblingsblumen? Erzähl mir von ihnen!"

„Das sind schreckliche Waffen, mit denen Ihr kämpft. Stärker erscheinen sie mir als Feuerbrand und Steinschleuder."

„Waffen? Wovon sprichst du?"

„Von Eurer zermalmenden Sanftmut. Wenn Ihr

so vor eine Rotte der Verworfensten trätet, sie müßten vor Euch auf die Knie sinken."

„Ich bin nie anders, als ich es jetzt zu dir bin."

„Und so macht Ihr dem Feind Bedingungen?"

„Nie anders."

„Um — seiner, nicht um Eurer Vorteile willen?"

„Um seinet-, nie um meinetwillen."

Meine Seele trieb wie auf einem sturmgepeitschten Meer dahin. Ich sah, wie ich, ohne zu wollen, näher und näher an ihn herankam.

„Aber," rief ich, um mich zu retten, „Ihr könnt doch nicht gleichzeitig an all den Orten anwesend sein, wo es Arbeit für Euch gibt. Da müßt Ihr andre zu Helfern haben."

Er nickte.

„Und diese andern, sind sie wie Ihr?"

„Ich hoffe, besser."

„Herr," meine Hand umfaßte krampfhaft die seine, „diese andern sind nicht wie Ihr seid. Sie kämpfen nur mit der einen Waffe, die Ihr vielleicht wähltet, wenn alle andern erfolglos blieben, auch nicht Euer Ziel treibt sie zum Krieg. Ihr eigner Vorteil ist's, der sie anspornt, Gericht zu üben, um Ruhm in den Augen der Kirche für ihren Eifer zu gewinnen, um Güter zu erringen, die sie meistenteils nicht abgeben, sondern für sich behalten."

Kein Zug seines Gesichts verriet, was in ihm

vorging. Er sagte nur ruhig: „Unter zwölf Aposteln war ein Verräter; wunderst du dich, daß die Vollstrecker unsers Willens nicht immer in unserm Geiste handeln? Meinst du, diejenigen, die wissen, daß sie über jedes Wort, über jede Regung, jede Absicht, geschweige denn jede Handlung, am Tage des Gerichts Rechenschaft ablegen müssen, wagten, Taten der Grausamkeit, des Eigennutzes zu begehen, die sie des ewigen Heils berauben?“

„Und Ihr glaubt, was Ihr mir sagt? Und Ihr wäret bereit, für Euern Glauben zu sterben? Und es ist keine Lüge in Euch? Und die da morden in Euerm Namen, sind nicht Eure Handlanger, sondern vom Weg verirrte Verbrecher? Und die Strafen, die Ihr verhängen würdet über die nach Eurer Ansicht Irrgläubigen, geschähen nur aus Eurer Ueberzeugung heraus?“

„Mache ich den Eindruck eines Lügners?“ unterbrach er mich sanft.

„Und vielleicht,“ fuhr ich mit erhöhter Stimme fort, „wisset Ihr, die Ihr obenan stehet in der Verfolgung Euers Ziels, nicht einmal um alle Greuel, die in Euerm Namen verübt werden? Aber sagt mir nur noch eins.“ Ich sprang, mich und alles andre vergessend, vom Lager empor, auf dem ich in meinem dürftigen Linnenkleid geruht hatte. „Wenn Ihr glaubt, daß Euer Herr Jesus Gott ist und wirklich

in der Eucharistie wohnt, wie kommt es, daß Ihr nicht in Andacht und Hingerissenheit ersterbt, wenn Ihr am Hochaltar opfert? Ich sah in St. Joan den Priester, der einem Sterbenden die Wegzehrung brachte, und ich bemerkte, wie die ihm begegnenden Bauern sich gleichgültig bekreuzten und ihres Weges weiterschritten. Wenn ich glaubte, in dem Brote sei der lebendige Gott gegenwärtig, ich stürzte vor allem Volk auf der Straße, trüge ihn ein Priester vorbei, auf mein Angesicht und betete an. Und meine Lippen erbebten im Schauer, empfinge ich die Hostie, die Gott ist. Und mein Leib vergäße der Erde und ihrer Speise und ihrer Gewohnheiten, riefe mich die Glocke zur Zwiesprache mit ihm. Und es wäre mir unmöglich, glaubte ich seine Augen auf mich gerichtet, anders als in großer Demut zu wandeln, und ich begehrte nach nichts mehr auf Erden, wähnte ich den Herrscher der Himmel mein! . . .“

Ich weiß nicht, welche Gewalt meine Arme emporriß, daß sie sich auftaten, als wolle sich etwas in sie herabsenken . . .

Der Mönch stand langsam auf und näherte sich mir. „Das alles würdest du tun, wenn du glaubtest. Du glaubst aber nicht?“

„Nein!“ Ich senkte das Haupt. „Die aber, die glauben, ohne so zu handeln, was meint Ihr von denen?“

„Die gibt es nicht. Wer ihn besitzt, glüht von ihm, oder er besitzt ihn nicht. Du aber bist sein Eigentum. Und weil ich das erkannt habe im ersten Augenblick, da ich dich sah, habe ich die Spitze meines Willens auf dich gerichtet und dich nicht aus meinen Händen gelassen. Du kannst viel leisten, weil du viel erhalten hast. Ueber ein Kurzes, wenn du nicht sein in dir angefangenes Werk verzögerst, kannst du dich auf die Straße stellen und ihn verkünden, und sie werden entzündet von dir werden. Ich kenne Kinder, die noch jünger als du waren und predigten auf den Straßen und Seelen gewannen. Du kehrst dich ab und blickst finster zu Boden. Esclarmonde, du wirst dich weigern in deinem Stolz, das willenlose Werkzeug des Geistes zu werden, den du nicht anerkennen willst. Du wirst fliehen vor ihm, er aber wird dir nacheilen und dich im sichersten Versteck auffinden. Du wirst ihn mit den Lippen verleugnen, in deinem Herzen aber werden seine hallenden Donner ertönen und deine Verleugnung zuschanden machen. Du wirst Lampen brennen in der Nacht, damit er dich nicht im Dunkel anschleiche wie ein tastender Dieb. Er aber wird dir den Tag zur Nacht machen, du wirst die Sonne nicht sehen, weil sein Schatten sie dir deckt. Er wird das Stahlhemd seiner Kraft um dich werfen, daß du, ganz und gar bedeckt von ihr, nicht mehr anders als für ihn streiten kannst. Du

entkommst ihm nicht mehr, wehre dich, soviel du magst. Du trägst seine göttliche Last mit dir durchs Leben und wirst nimmer erlöst von ihr. Denn wen er sich einmal erkoren, den läßt er nimmer ...“

Ich umklammerte die Hände des schrecklichen Sprechers.

„Ist's ein Fluch, den Ihr über mich aussprecht?“

„Nein, ein Segen, Jungfrau, und eine Prophezeiung ...“

Ich bedeckte mein Gesicht und kauerte mich frierend ans Fußende meines Lagers nieder. Als ich aufsah, war ich allein.

An allen Gliedern zitternd, erwartete ich die Nacht, die ich schlaflos durchwachte.

*

Wenn ich ein eigen Reittier gehabt hätte, so würde ich mich allein auf den Weg nach Montgliard gemacht haben. So aber hing meine Heimreise von Gérard ab. Gérard kam wohl in der Frühe des andern Tages, behauptete aber, ich wäre viel zu angegriffen, um den beschwerlichen Heimweg antreten zu können. Ich müßte mich noch einen Tag gedulden.

„Komm doch nachmittag mit mir,“ fügte er so nebenbei hinzu, „ich will dich ein bißchen hinausführen und dir ein und das andre zeigen. Vielleicht erfrischt dich die Luft.“

Ich wußte, daß seine Wünsche immer verborgene

Befehle waren, richtete mich zum Ausgang her und harrte seiner.

Er kam auch pünktlich, führte mich durch einige Straßen, zeigte mir den halbfertigen Bau einer Kirche, an der Hunderte von Arbeitern tätig waren, und erzählte mir, daß Carcassonne eine uralte Stadt sei, die schon im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt Bischofssitz gewesen sei und später die verschiedensten Schicksale erlebt hätte. So hätte sie sich in der Gewalt der Westgoten befunden, die Guntram, Chlotars Sohn, hier eine schwere Niederlage bereiteten. Auch Fredegundis, König Chilperichs fürchterliche Ehegenossin, habe hier einmal kurze Zeit gehaust und Ränke gesponnen. Sie, die als ehemalige Magd ihre gütige Herrin Galswintha auf schändliche Weise von der Seite ihres Gatten verdrängt hatte. Da es mich interessierte, mehr von der Galswintha zu hören, fuhr Gérard fort. „Als sie in seiner Abwesenheit ihm einen Sohn gebar und niemand zur Hand hatte, der ihn zur Taufe trug, vertraute sie sich in ihrer Ratlosigkeit Fredegundis an. Diese riet ihr, doch selbst ihres Knäbleins Taufpatin zu sein und es zur Kirche zu tragen. Galswintha fiel in die Schlinge der Nichtswürdigen und folgte ihrem Rat. Sie wußte nichts von dem Gebot der Kirche, das Paten untersagt, ehelich miteinander zu leben. Als Chilperich nun, nichtsahnend, heimgekehrt, kommt ihm Frede-

gundis geschmückt und lächelnd entgegen und fragt: ‚Wer wird wohl heut nacht mit Euch zu Bett gehen, Herr König?‘ Und sie erzählt ihm Galswinthas Tat. Da ergrimmt er und sagt zu ihr: ‚Wohlan, so nimm du ihre Stelle ein.‘ So wurde Fredegundis, zum Jammer der Welt, Königin der Westgoten. Galswintha aber ließ Chilperich erdrosseln.“ Auch einen Abraxas zeigte mir Gérard, einen jener uralten Steine mit magischen Zeichen, welche die Zahl 365, die eine Gott wohlgefällige sein soll, ausdrücken. Den Stein besaß ein Sonderling, der mit einem Kauffahrteischiffe aus dem Orient gekommen war und sich hier in Carcassonne niedergelassen hatte. Gérard erzählte mir, indem wir noch weitergingen, allerlei merkwürdige Dinge und ließ mich so nicht meinen eignen Gedanken nachhängen. Plötzlich nahm er meinen Arm in den seinen. Wir waren vor St. Nazaire angekommen. Ich sah aus der offenen Kirchtüre Kerzenglanz strahlen, und ein schwüler Duft drang mir entgegen.

„Komm mit hinein,“ bat Gérard.

„Nein,“ rief ich heftig und versuchte mich loszureißen. Aber er hielt mich mit eiserner Gewalt gepackt und zog mich hinein.

Auf dem Predigtstuhl, von einer großen Anzahl Volkes umgeben, stand — Dominikus und sprach. Gérard zog mich durch die Reihen der Anwesenden

fort, weiter und weiter nach vorn, so daß ich dem Sprecher fast gegenüber zu stehen kam. Ich sah, wie tausend Augen an seinen Lippen hingen, ich sah brennende Wangen, die bereits die Glut seiner Worte gefärbt haben mochte, verweinte Augen, denen er Tränen geraubt. Es waren alle Stände vertreten. Kaufleute, niederes Volk, mehrere Adelige in stolzen Kleidern mit ihrem Gefolg und sehr viele Priester. Es waren sogar Kinder anwesend und viele Leute beiderlei Geschlechts in meinem Alter. Ich senkte den Kopf tief auf die Brust, denn ich meinte, so nahe müsse mich Dominikus erkennen. Er sprach mit einer Stimme, die trotz seiner Jahre voll jugendlicher Kraft und Weichheit war. Er mochte schon lange gesprochen haben, denn er befand sich mitten in einer Auseinandersetzung.

„Sagt mir nicht, ich irrte mich,“ fuhr er fort, „ich, der fast in allen Weltreichen herumkam, ich versichere euch, ich sehe überall das gleiche. Unruhen wüten draußen, ich kann sagen, fast in all den Ländern, die ich durchzogen, doch die Leute seufzen nicht nach Frieden, Krankheiten verwüsten große Strecken, aber man hört nicht nach Gesundheit stöhnen, Dürre, verderbliche Gewitter vernichten den Ertrag der Felder, die Frucht, die Menschen im Schweiße ihres Angesichts ausgesät haben, doch man hört niemand darüber klagen. Nur nach einem klagen und schreien, nein, brüllen sie

mit der Kraft letzter Verzweiflung: nach Gott! Nie hat eine Zeit ihn heißer gesucht als die unsre. Wenn ihr durch die Hauptstädte geht, begegnen euch wunderliche Aufzüge, abenteuerliche Prozessionen, Männer und Weiber durcheinander, fieberglühend, erhitzt, wie trunken. Einer von ihnen hat eine Vision gehabt und glaubt dem Herrn auf der rechten Spur zu sein. Er hat einige Genossen gefunden, die ebenso brünstig wie er nach dem Unsichtbaren geseufzt haben. Nun gründen sie eine Sekte. Sie ziehen im Land umher, ihnen selbst unverständliche Dogmen predigend. Erinnert euch Tankelins, des Verruchten, der sich anmaßte, unser Herr Jesus selbst zu sein, die Welt durchzog und mit seinen Schandtaten erfüllte, bis ihn ein Priester im Namen Gottes erschlug. Erinnert euch der Bogumilen, die mit wüstem Geschrei umhergingen und behaupteten, die wahre Lehre Christi zu verkünden. Von den Sekten, die hier in euerm engsten Vaterland leider noch den Giftsamen der Irrlehren ausstreuen, will ich nicht sprechen. Das wißt ihr so gut wie ich. Alle diese Gemeinschaften zeigen aber eins: daß ein wildes Suchen nach Gott die Menschheit bewegt. Nun werdet ihr mir einwenden: Weshalb suchen sie aber? Hat nicht die Kirche den wahren Gott längst in ihrer Mitte? Steht er nicht da im Tabernakel, sichtbar für alle, die seiner begehren? Darauf entgegne ich euch: Alle jene, die den Mutterschoß der Kirche verlassen haben, um

neue Gesellschaften zu gründen, hatten dunkle Gründe zu ihrem Tun. Glaubt mir, ihr böses Gewissen oder teuflischer Ehrgeiz, sich selbst als Oberhaupt zu fühlen, trieb sie zur Gründung neuer Genossenschaften. Man zeige mir einen fleckenlosen Charakter, einen demütigen Nachfolger Jesu unter den Ketzergemeinden. Es gibt keinen solchen, er wäre ja sonst im Schoß seiner Mutterkirche geblieben. Daher, meine Kinder, flieht alles, was vom Abfall ist, oder aber, sucht diesen Verirrten, wo ihr könnt, den Weg zu Christus zu zeigen. Wenn Liebe nicht fruchtet, greift zur Strenge, aber bleibt tapfere Krieger Christi, die für seine Fahne kämpfen. Was wollen wir denn? Wollen wir nicht das Glück derer, mit denen wir streiten? Herrscht nicht Frohlocken und Jubel in unserm Kreis, wenn wir dem Herrn eine neue Seele gewinnen, und wäre es die des ärmsten Bettlers? Denkt euch ein einmütig Volk vor dem Herrn. Eine Kirche auf Erden, eine Liebe unter denen, die sich gegenwärtig mit Haß und Wut verfolgen, Kriege gegeneinander anzetteln, von Rosseshufen die Saaten der Feinde zerstampfen lassen, ihre Brüder gefangennehmen und als Sklaven benutzen. Denkt euch diese alle in Frieden am Altar vereint, demjenigen zu danken, der euch allen die Arme vom Kreuz entgegenstreckt. Denkt euch eine Schar Menschen, die, anstatt mit Waffen in den Händen, blumenbekränzt, frohe Lieder singend an ihr Tage-

werk ginge, einer dem andern in Gottestreue und Freundschaft verbunden, einer dem andern mutig beispringend in Gefahr und Not, einer den andern anspornend zum Dank, zur freudigen Ergebung im Herrn. Der Hunger wäre aus der Welt getilgt, und keine Lippe bliebe ohne Trank, denn wer Gott liebt, liebt auch sein Ebenbild, den Menschen, und dessen Wohl liegt ihm so gut wie sein eignes am Herzen. Es gäbe keine verlassenen Kranken, denn die Treue wachte bei ihnen, keine unbegrabenen Toten, denn die Barmherzigkeit würde ihr Leichenträger. Kinder, wollt ihr denn nicht glücklich werden? Seid doch nicht so töricht und widersetzt euch dem Segen, den euer Heiland durch seine Kirche euch spenden will. Wollt doch! Seht da, am Altar, im Tabernakel, thront er und wartet, daß ihr euch liebend ihm zu Füßen werft. Wenn ihr nicht wagt, mit dem Herrn der Welten selbst zu sprechen, der in schrecklicher Majestät aus glutenden Himmeln alles Schicksal seines Erschaffenen prüft und beobachtet und vernichtet, was sich gegen seine Absichten auflehnt, so wendet euch an Jesum, die menschgewordene Liebe. Ihm dürft ihr euch nähern in all eurer Dürftigkeit, mit all euern kleinen Sorgen und Beschwerden, er versteht euch, er selbst hat das Elend des Fleisches kennen gelernt, um sich um so treuer seiner annehmen zu können. Du aber, Gebieter der Himmel, laß dir danken, daß du uns den strahlendsten Edelstein, den

deine Schatzkammer barg, das Gebet, gegeben hast. Laß dir danken für die Stunde, da dein göttlicher Sohn die Brücke schlug, die Himmel und Erde verbindet. Vater, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme zu uns." Dominikus warf sich auf die Knie und streckte die Arme empor. Sein Antlitz leuchtete von der Glut seiner Andacht. „Ich weiß, daß du bist und daß du gegenwärtig bist, nicht nur als Liebe, hier auf dem Hochaltar, als Geist, der uns mit deiner Vorstellung erfüllt, sondern als Kraft auch, schrecklich und unergründlich in ihrer Wirkung, voll ewiger Ueberraschungen; ich weiß, daß du, im Augenblick, da ich dieses spreche, Kenntnis von den Worten deines Knechtes hast —" er wandte den Blick starr zur Decke, „ich fühle das Zittern des Gebälks, über das dein Atem hinwegweht. Oeffne den First, laß deine Kinder den Rauch atmen, der verhüllend vor deinem Antlitz schwebt, damit sie deine Gegenwart verspüren —" seine Stimme stockte, einige Sekunden herrschte lautlose Stille, tausend Augen hatten sich voll Grauen emporgerichtet, da sprang er auf. „Nein, Herr, der du Jesum selbst, deinen geliebten Sohn, ohne Antwort am Kreuze ließest, um das Verdienst seines Glaubens zu erhöhen, vollziehe nicht das Wunder! Nein, wir glauben ohne dieses, daß du bist, wir wissen es, wir fühlen deine Gegenwart an dem Schauer, der augenblicklich diesen Raum durchdringt. Laßt uns auf

unser Antlitz fallen, um anzubeten!“ ... Dominikus warf sich nieder und verhüllte sich das Haupt. Das Volk folgte seinem Beispiel, hingerissen und erschüttert.

Ich vermochte nicht aufrecht zu stehen. Von rechts und links stießen sie an mich, so daß ich ins Wanken geriet und ebenfalls auf die Knie sank. Mein Blick suchte heimlich Gérards Antlitz. Nie hatte ich es so schön gesehen. Leise Röte war über die sonst blassen Wangen gebreitet, alles Herbe war aus den Zügen verschwunden, Mund und Augen lächelten glückselig.

Und plötzlich brauste es wie ein Sturm durch die weite Halle:

„Te deum laudamus!“

Vom Turm begannen die Glocken mit ehernen Tönen einzustimmen, neue Kerzen flackerten auf, Weihrauchwolken stiegen aus silbernen Gefässen zum Himmel empor.

Ich erhob mich und bahnte mir mühselig einen Weg aus dem Gedränge. Draußen vorm Kirchentor, inmitten der Krüppel und Bettler, die da lagerten, lehnte ich mich traurig an die Mauer. Durfte ich weiter drinnen verweilen, ich, das Kind der Ketzer? War ich sicher, daß nicht auch mich die siegreiche Macht, die da Hunderte in ihren Bann fesselte, ergriff?

O Gott, ich durfte nicht niedrig werden und an meinen Eltern Verrat üben, vergessen, wem sie ihr schmähliches Ende schuldeten. ‚Weich zurück von mir,

blasser Mann am Kreuz,' schrie es in mir auf, ‚der du die Arme nach mir ausstreckst! Wurdest du nicht vorangetragen auf ihrem Todesgang? Und du rissest dich nicht los vom Kreuz, um ihnen zu Hilfe zu eilen? Du sahst zu, wie sie unschuldig starben?'

„Auch er ist ungerecht verurteilt worden und trug den Tod gelassen und vergab ihnen, die an ihm gefrevelt. Tröste dich! Aber — waren denn deine Eltern schuldlos? Trugen sie nicht bei zum Zwiste, zum Bruderstreit, zur Rebellion, und doch ist das erste Gebot Christ: Frieden zu halten und niemand Aergernis zu geben." Ich schrak zusammen. Hatte Gérard gesprochen, der neben mir stand, oder war ich selbst es, in deren Herzen bereits der Glaube an der Eltern Märtyrerverdienst zu wanken begann.

„Esclarmonde, wohin willst du?"

„In die Herberge," sagte ich.

„Weshalb wartetest du nicht noch einige Minuten, bis er seinen Segen gab?"

„Habe ich ein Recht, in dieser Gemeinde zu weilen, und überdies, wollte ich es? Ihr habt mich gezwungen, einzutreten."

Er lächelte flüchtig. „Wehre dich doch nicht, es ist zu spät. Du bist bereits s e i n e Beute."

Mit leisem Grauen fühlte ich, daß nur wenig fehlte, um seine Worte zur Wahrheit zu machen.

Wir gingen ein Stück Weges stumm nebeneinander

hin, dann sagte ich: „Hört, Herr Gérard. Wenn Ihr mir morgen nicht zur Heimkehr verhelft, so gehe ich zu Fuß allein zurück.“

„Weshalb schon morgen?“

„Fragt lieber, weshalb nicht schon gestern, vorgestern? Seht Ihr denn nicht die Qualen, die Ihr mir fortgesetzt bereitet?“

„Wohl sehe ich sie, doch du kannst ihrer ja sofort ledig werden. Folge dem, was dein Herz dir befiehlt.“

„Mein Herz befiehlt mir ebensogut andres. Deshalb will ich, um den Zwiespalt in mir zu beenden, heim.“

„Du wirst doch wieder zurückverlangen.“

„Mag sein. Aber dann wohl überdacht,“ sagte ich, um ihn meinem Wunsch gefügiger zu machen. „Hier, was soll ich weiter hier? Ich finde nicht die Ruhe in diesem fremden Haus, unter fremden Menschen, um mich zu sammeln, ja, nur um die starken Eindrücke in mir zu klären. Suchtet Ihr nicht selbst Montgliards Einsamkeit auf, um Euch über Euch selbst klar zu werden, Euch vorzubereiten zu dem neuen Leben, nach dem es Euch zog?“

Gérard sann nach. „Du hast recht. Aber bei dir bedarf es keiner Ueberlegung mehr, in dir selbst ist bereits die Umwandlung vollzogen.“

„Habt Ihr Angst, daß mich etwas auf Montgliard anders stimmen könnte?“ fragte ich, verwirrt über

seine so sichere Behauptung. „Wer wäre denn da, der sich so lebhaft um mich bekümmerte? Eure Eltern sind auf Eurer Seite, das wißt Ihr, und werden nie etwas gegen Eure Wünsche äußern. Sonst aber ist nur die Natur da, die mehr wie Menschen zur Frömmigkeit anleitet.“

„Wohlan,“ sagte Gérard entschlossen, „du sollst morgen den Heimweg, wie ich versprochen, von mir begleitet, antreten.“

Ich atmete wie befreit auf.

*

Ich war nicht wenig erstaunt, am andern Tag zwei Reittiere, die unsrer harrten, vor der Herberge zu sehen.

„Das zweite Maultier ist dem Besitz des Klosters entlehnt,“ erklärte mir Gérard, „ich werde es zurückbringen, wenn ich wieder hierherkomme. Für mich wird der Rückweg von Montgliard der Heimweg sein.“

Ich wagte nicht weiter zu fragen.

In gedrückter Stimmung, von tausend neuen Empfindungen durchwühlt, ritt ich aus Carcassonne hinaus. Am Tor begegnete uns ein Zug Menschen, deren Anblick mir nicht geringen Schrecken einjagte. Es waren verwilderte Gestalten, nur in dürftige Lumpen gehüllt, die unter unartikulierten Lauten und Schreien mächtige Geißeln auf ihre blutenden Rücken niedersausen ließen. Auch Weiber waren darunter.

Ich mochte wohl ein ängstliches Gesicht machen, denn Gérard sagte beruhigend zu mir: „Fürchte nichts, es sind Flagellanten, eine Gemeinschaft von Menschen, die glauben, durch beständige Bußübungen Gottes Huld zu erwerben.“

Wir blickten der heulenden Rotte nach, die sich hinter uns verlor. Dominikus hatte recht. An allen Ecken und Enden vernahm man den Schrei nach Gott.

Mir wurde bang und bänger zumute. Ich fühlte eine Hand an mir zerren. Zurück, zurück! Auf die Knie vor ihm, auf daß er dich aufnehme in den Bund seiner Kirche. Ich umkrampfte die Zügel und stürmte vorwärts.

Der Heimweg wurde in ähnlicher Weise wie der Herweg zurückgelegt. Wir übernachteten wieder in der Herberge, kamen an lieblichen und einförmigen Strecken vorüber, und endlich tauchte der Kirchturm von St. Joan vor uns auf.

Gérard sprengte schnell durch den Ort, er wollte offenbar Laurel nicht begegnen, dem er innerlich nicht freundlich gesinnt war.

Als der Wald von Montgliard vor uns auftauchte, erinnerte ich mich des Bischofs Foulquet, dessen Zug wir damals vorüberkommen sahen. Ich äußerte meine Verwunderung darüber, daß die Kirche solchen Prunk unter ihren Dienern duldete. Gérard ereiferte sich. „Prächtig gekleidet soll der Priester nur vor des Herrn

Altar sein. Prächtig geschmückt ist auch der Altar, an dem unsre Gebete Gott dargebracht werden. Das hat die Kirche, die ja die Formeln ihrer Andachten zu feiern, aus dem jüdischen Ritus übernommen hat, diesem entlehnt. Das Habit, das der Hohepriester trug, der vor der Bundeslade opferte, ist fast dasselbe geblieben, das unsre Bischöfe während des Gottesdienstes tragen. Ja, die Urformen der Gewänder und Zeremonien gehen bis auf den ägyptischen Tempeldienst zurück. Wenn Diener des Herrn außerhalb des Gottesdienstes prunkend auftreten, so ist das unrecht und nicht in seinem Sinne gehandelt."

Wir bogen von der Landstraße ab und ritten den Wald hinauf, und plötzlich lag die alte Burg vor uns, von den mächtigen Nußbäumen beschirmt, die wie treue Wächter vor ihr die Zweige ausbreiteten. Ich konnte ein Gefühl der Freude nicht unterdrücken, als wir die Brücke passierten.

*

Frau Lusiane flog ihrem Sohn entgegen, es schien niemand Fremdes anwesend zu sein. Auch Peires Riesengestalt tauchte auf, um uns zu bewillkommnen. Frau Lusiane warf einen mißtrauisch forschenden Blick auf mich, aber Peire freute sich, daß ich wieder hier war. Er hätte meine Unordnung in den Stuben vermißt, lachte er. Dann griff Gérard in seine Satteltasche und langte ein paar Bücher heraus, die er mir

überreichte. „Ich habe sie für dich mitgenommen, trag sie gleich auf deine Kammer und lese aber auch darin.“

Ich dankte ihm und versprach, seinem Wunsch zu gehorchen. Es waren Eusebius Paneas und Papias Erklärungen der Reden des Herrn. Auch Schir Nassirim, das Hohelied, war dabei. Auf das letztere freute ich mich besonders.

*

So war ich denn wieder in meinem Kämmerchen, von dem aus man über die Wälder hinwegsah nach dem weiten Himmel. Mir schien, ich sei Jahre fort gewesen, nicht nur Tage. Ich ging nach dem Gärtlein und setzte mich auf meinen alten Platz in der Laube.

Gelbe Blätter flogen durch die Luft, es war Herbst geworden. Was würde er bringen?

Ich schloß die Augen. Weshalb war mir nur so weh ums Herz? Als sei ich von einem Besitz geschieden, ohne einen andern dafür eingetauscht zu haben. Ich sah zwei mir, ach, bekannte Gestalten traurig eine einsame Straße dahinziehen und konnte ihnen nicht folgen, sie nicht zurückrufen.

Etwas war in mir tot, das früher lebendig geleuchtet, ein edler Haß, eine Kampflust, es mit den Feinden aufzunehmen, eine lohende Hoffnung, den Meinigen Sühne zu verschaffen. Es schien mir, als wäre ich bis jetzt ein unschuldig Kindlein gewesen, das plötzlich zum Erwachsenen gereift, der weiß, daß er

ein heimliches Unrecht mit sich herumtrug. Ich öffnete das Buch auf meinem Schoße.

„Ich will aufstehen und in der Stadt umhergehen auf den Gassen und Straßen und suchen, den meine Seele liebt. Ich suchte, aber ich fand ihn nicht.

Es fanden mich die Wächter, die in der Stadt umhergehen. Habt ihr nicht gesehen, den meine Seele liebt?

Da ich ein wenig vor ihnen über kam, da fand ich, den meine Seele liebt. Ich halte ihn und will ihn nicht lassen, bis ich ihn bringe in meiner Mutter Haus, in meiner Mutter Kammer.“

Meine Augen sahen nicht weiter vor Tränen. Ich schloß das Buch. Ich wollte dich wohl geliebt haben, Sohn der Maria, wenn ich dich damals nicht im Bilde erblickt hätte. Aber so werde ich nie vor deinem Kreuz beten können, denn es würde mich stets an meine Untreue erinnern.

*

Sie haben so schöne Glocken. Es ist etwas Unaussprechliches um Glocken. Sie rufen Zeiten ins Gedächtnis, die man hier nicht erlebt hat, also muß es im Paradiese gewesen sein. Und ihr Weihrauch gibt den Gewändern Geruch der Ewigkeit. Wer ihn zum erstenmal opferte, muß ihren kühlen Hallen einen Hauch entführt und auf die Erde gebracht haben. Ihre goldenen Gewänder blenden, aber das Weiß von Domingos schlichtem Kleide machte mich

erzittern. Nie wieder hätte ich dem Mönch begegnen mögen. Er hat mein Herz nackt gesehen . . .

*

Drei Tage träumte ich so. Drei lange, blaue Herbsttage. Nichts störte mich. Der gelben Blätter lautloser Fall vermehrte nur meine Sehnsucht, so weiter zu dämmern, ohne geweckt zu werden. Ich fürchtete das Erwachen . . .

Da, am dritten Tag, kam jemand zu mir in den Garten. Gérard. Gérard, den ich seit dem Tag unsrer Ankunft nicht mehr gesehen hatte.

„Habt Ihr geweint, Herr Gérard? Eure Augen sind von rötlichen Rändern umgeben.“

„Nein, gewacht, nicht geweint. Und jetzt gehe ich heim.“

„Ihr meint nach Carcassonne?“

Er nickte. „In das Haus, das du kennst, in dem ich einstweilen mein Zelt aufschlage, bis er mich anderswohin befiehlt.“

„Und mich laßt Ihr allein, kaum daß ich die ersten Schritte auf dem Boden des Studiums gemacht habe, zu dem Ihr mich leitetet.“

„Du kannst leicht ohne mich weiterkommen, wenn du Fleiß hast, überdies, was gäb's in der Welt, das zurückhalten könnte, wenn der Herr ruft.“

„Und Eure Eltern?“

„Was soll die müßige Frage?“

„Und alles andre im Leben, das doch so schön sein muß, wenngleich ich es noch nicht kenne?“

„Was hätte ich davon? Süßes schmeckte mir bitter, und Genuß empfänd' ich als Qual. Wen Gottes Hand gefaßt hat, der ist verloren für das Leben. Er muß, ob er mag oder nicht, seinem Rufe folgen.“

„Blickt mich nicht so an, Herr Gérard, mir graut vor Euerm Blick.“

„Das soll dir nicht. Denn siehe, sein Joch ist ja süß und leicht seine Bürde. Ich gehe in mein Glück. Und dich, Schwester, komme ich zu holen. Bevor der Frühling da ist, wirst du schreien vor Ungeduld nach dem Herrn. Du wirst mir auf der Landstraße entgegeneilen und mich auf den Knien bitten, dich mitzunehmen. Du wirst vergehen vor Sehnsucht nach Christi Frieden, denn hast du ihn auch noch nicht gekostet, so sahst du doch einen, der ihn besitzt. Leb wohl, Esclarmonde, meine Schwester!“ Er machte mir auf Stirn, Mund und Brust das Zeichen des Kreuzes. „Vergiß nicht, daß du sein bist.“

Ich wollte etwas erwidern, doch meine Lippen waren wie zugefroren. Ich sah, wie er sich aus den Armen der Mutter riß, wie er seines Vaters Hand fest in der seinen drückte und ihm einige Worte zuflüsterte, dann schwang er sich auf das Maultier, auf

dem ich heraufgekommen war, ritt hastig über die Brücke und entschwand unsern Blicken.

Frau Lusiane weinte, aber ihr Mund lächelte dabei glücklich.

*

Ich weiß nicht, ob meine Eltern viel auf meine religiöse Ausbildung gaben. Ich glaube es aber nicht, denn ich wußte fast nichts von himmlischen Dingen, bevor mir Gérard einiges davon erklärt hatte. Trotzdem gingen Vater und Mutter für ihre Ueberzeugung tapfer in den Tod. Ein sonderbarer Zweifel befiel mich jetzt oft. Vielleicht hatte man den Eltern gar keine Wahl gelassen, römisch zu werden oder zu sterben. Vielleicht verurteilte man sie einfach zum Tode, eine Tatsache, welche die Richter wohl zu Mördern stempeln, aber auch die Eltern ihrer Märtyrerkrone entkleiden würde.

Weshalb waren sie Häretiker? Nur aus dem Grund, weil auch ihre Eltern demselben Bekenntnis angehört hatten, oder aus jenem andern, der viele Römische andern Konfessionen zuführen sollte, weil sie die Leichtfertigkeit der Priester abstieß? Aber dieser Grund wäre nicht stichhaltig gewesen. Denn ist ein König zu verachten, unter dessen Soldaten sich untreue und pflichtvergessene befinden?

*

Ich fühlte es, ich mußte mich mit dir auseinandersetzen, römischer Glaube. War dein Ursprung eine Sage, oder ist er begründet auf Tatsachen? Mochte meine schreckliche Unwissenheit meine Zweifel vor Gott entschuldigen. Denn nicht, wie Gérard sagte, durch blinde Unterwerfung, durch Augen- und Ohrenschließen wollte ich zu ihm gelangen. Nein, sehend, hörend, prüfend, und dadurch erst recht im Glauben befestigt.

Papias ist oft weitschweifig und allzu gelehrt in seinen Erklärungen, aber er versteht es, ungeheuern Hunger nach mehr Wissen auf dem heiligen Gebiet zu erwecken. Außerdem ist er dadurch merkwürdig, daß er der erste ist, welcher der Evangelisten Matthäus und Markus namentlich gedenkt. Ich griff nach den Evangelien, die sich nebst einigen andern frommen Büchern in Gérards Kammer befanden. Matthäus erschütterte mich jedesmal zu Tränen, wenn ich ihn wieder vornahm. Eusebius hatte den Entschluß in mir gesteigert, alle Kirchenväter zu lesen und außerdem noch Josephus Flavius' „Altertümer"; von Josephus behauptete Eusebius, selbst er als Jude und Enkel eines Hohenpriesters hätte die Gottheit Christi anerkannt und bestätigt, ja, er sei der erste der Geschichtschreiber gewesen, der Christus das Zeugnis seiner Wundertaten und siegreichen Auferstehung ausgestellt habe.

*

Ich las und las. Tage und Nächte verbrachte ich mit Lesen. Und je mehr ich die Hand nach einem Zipfel deines Mantels ausstreckte, o Jesus von Nazareth, um so weiter entwichst du mir in scheinbar unerreichbare Fernen.

*

Obwohl ich es nicht gern tat, schrieb ich doch an Gérard und bat ihn um die „Altertümer“ und um noch einige Bücher, die mir von historischem Wert zu sein schienen.

Ich ging nach St. Joan, um einen Boten zu finden, der mir nach Carcassonne ritt. Da es sich um fromme Dinge handelte, war Frau Lustane einverstanden und übergab mir ein kleines Geschenk, mit dem ich den Boten belohnen sollte. Der Knabe ließ nicht lange auf sich warten. Er brachte mir sorgfältig eingepackte Bücher und Schriften nebst Gérards Grüßen und Wünschen, daß mein Studium mir zum Heil gereichen möge. Und ich warf mich in die Welt dieser Kämpfe und Widersprüche, dieser Beweise und Hypothesen, die Menschen entstammten, welche die Glaubwürdigkeit ihres Gottes sichern wollten. Durch all die chaotischen Wirren aber sah ich eine Gestalt gehen von immer gleicher Schönheit und Größe. Die Blitze überirdischer Gewalt, die in ihre Hände gegeben waren, gebrauchte sie nicht. Sie wollte nicht erschrecken, nur lindern, wo Leid weinte, nicht verdammen, nur auf-

richten, was gefehlt hatte, nicht hassen, was störrisch sich empörte, nur überwältigen durch Liebe. Sie bemühte sich nicht, weder den Cäsar noch die Priester der Weisheit für sich zu gewinnen. Sie wußte mit himmlischer Klarheit ihren Sieg voraus und sah den Erdkreis sich angeeignet. Die Waffe, mit der sie eroberte, war die Sanftmut, und die Devise, die am Tor ihres Reiches stand, lautete: „Ich will euch glücklich und schmerzgefeit machen."

*

Und eines Tages, nachdem ich mühselig der Gestalt durch das Dorngestrüpp der Zweifel, der Widersprüche, der Mißverständnisse gefolgt war, da stand ich ihr plötzlich nahe und sah sie greifbar vor mir.

„Um diese Zeit lebte Jesus, ein Mensch voll Weisheit, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen darf. Er tat nämlich ganz unglaubliche Dinge und war der Lehrer derjenigen Menschen, die gern die Wahrheit aufnahmen. So zog er viele Juden und viele aus dem Heidentum an sich. Er war der Christus. Auf Anklage der Vornehmen bei uns verurteilte ihn Pilatus zum Kreuzestode, gleichwohl wurden die, die ihn früher geliebt hatten, auch jetzt ihm nicht untreu. Er erschien ihnen nämlich am dritten Tage wieder lebend, wie gottgesandte Propheten neben tausend andern wunderbaren Dingen von ihm

verkündet hatten. Noch bis jetzt hat das Volk der Christen, die sich nach ihm nennen, nicht aufgehört."

Als ich diese Stelle im Josephus gelesen, fiel ich auf die Knie und weinte vor Freude.

*

In diesen Tagen, da Wehmut und Stille in mich eingekehrt waren, unterstützt von der Wehmut und Stille der Natur draußen — leichte Herbstregen glitten lautlos nieder —, hatte ich eine Vision.

Ich sah eine Frau, deren Gesicht unendlicher Gram in hundert Rinnen durchlief, deren Augen traurig waren wie das Leid selbst. Und sie trat zu mir und nahm meine Hand in die ihre. „Ich bin Maria, die Mutter der Schmerzen, und wenn du meines Sohnes gedenkst, dann gedenke auch meiner, die um ihn leidet." Und ich, in der Seele erstaunend, versetzte: „Ich denke, daß du ein goldenes Gewand trägst und auf dem Haupt eine Krone, o Maria. Ich denke, daß du lächelst und spielende Engel vor dir her gehen." Da sah sie mich vorwurfsvoll an und schritt weiter. Ich aber eilte ihr nach und ergriff ihr Gewand. „Sag, liebe Mutter, weshalb trauerst du so?" Und sie senkte die Augen auf ihr Herz, daraus Blutströpflein quollen. „Wie soll ich nicht trauern, da sie meinen Sohn täglich aufs neue durch ihren Unverstand kreuzigen?"

*

Eine sonderbare Kraft begann mich zu durchströmen. Wäre ein Löwe mir in den Weg gekommen, ich hätte getrost meine Rechte in seinen Rachen gelegt. Hätte ich einen Kranken in meiner Nähe gehabt, ich würde ihn so innig in die Arme geschlossen haben, daß er genesen wäre.

*

In der Nacht erwachte ich über eine Eingebung.

Die Sehnsucht nach Gott ist der gewaltigste Beweis für sein Vorhandensein. Und alle, die ihn suchen, sind lebendige Zeugen seines Daseins, denn wäre er nicht, wie könnten sie ihn finden wollen? Nach einer Sache, die nie existiert hat noch existiert, kann niemand Sehnsucht ergreifen, schon aus dem Grunde nicht, weil der Begriff für sie fehlt.

*

Wer liebt, will über das Geliebte sprechen. Ich aber besaß niemand, mit dem ich das hätte tun können. Frau Lusiane verstand mich nicht, sie hielt mein Feuer für Heuchelei, ja sie, die immer eifersüchtig auf ihren Sohn war, glaubte bestimmt, daß ich ihm zuliebe mich der Frömmigkeit zuwandte. So ging ich denn einmal hinab, um Laurel, der sich schon lange nicht mehr hatte blicken lassen, aufzusuchen. Ich wollte etwas von meiner inneren Fülle verschenken und mit ihm, der klug, wenn auch ein Gegner der Richtung war, der ich zusteuerte, mich unterhalten.

An einem kühlen Tag, da Nebel die Sonne verhingen, stieg ich den Felsen hinab. Hätte ich es doch lieber nicht getan! . . .

*

Während des Abwärtskletterns gedachte ich des Mannes, der in St. Joan einsam dasaß, mit seiner fürchterlichen Gabe, der Menschen Tod vorauszuspüren. Kein Freund, keine Braut half ihm die unheimliche Bürde tragen. Kein Trost entquoll ihm aus labender Quelle. Und sein sehrender Unglaube verhinderte es, sich mit dem einen zu befreunden, der Schrecken in Frieden verwandelt und der Einsamen Tröster ist, wie ich an mir selbst erfahren. Ob ich ihm wohl einen Funken Freude in seine schaurige Nacht tragen konnte? Ich will's versuchen, dachte ich bei mir. Wie ich unten im Wald ankam, erschien er mir noch düsterer und nebelschwerer. Die Bäume glichen vermummten Riesen, die allerlei Dunkles in ihren Schatten bargen. Indem ich zwischen ihnen hindurchschritt, um die Landstraße zu erreichen, gewahrte ich in der graugrünen Dämmerung etwas, das mir eisigen Schreck durch die Glieder jagte. Ich sah die undeutlichen Umrisse eines Menschen, der über dem Erdboden auf mich zuzukommen schien; einen Augenblick lang wollte ich zurückfliehen, doch in der gefesteten Stimmung, in der ich mich befand, überwand ich mein Grauen und schritt vorwärts, gerade

auf das Trugbild zu. Es war kein Trugbild, es schien ein wirklicher Mensch zu sein; je näher ich kam, um so deutlicher glaubte ich das zu erkennen. Im Namen Christi, dachte ich, ganz nahe gekommen, und hieb mit der Rechten, ohne aufzusehen, in die Erscheinung. Da wich sie zurück, kam aber wieder zurück, unheimlich nahe. Und abermal sagte ich: „Im Namen Christi!“ und stieß die Hand nach ihr aus. Und von neuem wich sie zurück und schwebte wieder heran. Da hob ich das Haupt, um den Spuk durch die Kraft meines Blickes zu zwingen. Wie ich aber aufsah, erkannte ich, daß es kein Spuk war, sondern ein wirklicher Mensch, ein Mann, der an einem Baumast hing. Im ersten Augenblick taumelte ich vor Schrecken, dann aber faßte ich mich, um den Menschen genauer zu betrachten. Und ich erkannte — Laurels Gesicht. Es war verzerrt und bereits stark in Verwesung begriffen. Gott sei deiner Seele gnädig!

Ich kehrte um und klomm die Felsen zurück.

Als ich in die Küche trat, sagte ich zu Frau Lusiane: „Gebt mir rasch einen Schluck Wein, mir ist schlecht geworden.“ Und ich erzählte ihr das Erlebte. Sie teilte es Peire mit, der nach St. Joan hinabstieg und Leute herbeiholte, die Laurel abnahmen und begruben.

Lange konnte ich des Anblicks nicht vergessen,

der grauenerregend gewesen war. Was mochte den Unseligen zu seiner verzweifelten Tat getrieben haben? War er müde geworden der finsteren Gabe, die sein Leben zu keinem frohen werden ließ, oder war es nur Ueberdruß am Dasein? Ist das das Ende Glaubensloser? Das das Los derer, die des göttlichen Parakleis Hand verschmähen? O Laurel, um wieviel anders hätte dein Sterben sein können!

So, aller Hoffnung bar, geht der in die Nacht, der in sich allein Halt und Stütze zu besitzen vermeint. Verzweifelnd legt er Hand an sich selbst, um des Daseins unerträgliche Bürde nicht weiter schleppen zu müssen. Das Erlebte machte tiefen Eindruck auf mich. Ich glaubte eine leise Mahnung Gottes in ihm zu erblicken und begann zu beten. Indem ich das Paternoster stammelte, war mir, als sähe ich Dominikus' Angesicht. Es lächelte mir zu. Und ich fühlte eine unbeschreibliche Seligkeit mich durchströmen. Eine der wunderbarsten Einrichtungen der Kirche ist die Vereinigung Gleichgesinnter durch das Gebet. Hier ist eine Stätte gefunden, ein himmlischer Palmengarten, in dem Geliebte und Freunde einander begegnen und treffen können, wenn sie wollen. Ein echter Christ wird nie verlassen sein, denn jener Wunderstätte Tor steht ihm offen, und er kann einkehren, wann er will.

*

Je mehr ich mich in himmlische Dinge versenkte, um so heftiger stieg mein Hunger nach ihnen. Ich begann die Ewigkeit zu verstehen, die den in Gottes Anblick Versunkenen wie ein Tag ist. Ich ärgerte mich, wenn Frau Lustane mich zum Essen rief oder Peire den Kopf durch eine Spalte meiner Kammertür steckte und scherzhaft fragte, ob ich noch lebe, weil ich gar so unsichtbar sei.

Die Bücher, die Gérard mir geliehen, hatte ich ausgelesen, jetzt begann ich mich inneren Uebungen hinzugeben.

Dominikus' Worte fielen mir ein: Erst des Geliebten Namen sei der Antrieb, welcher der Magd kindischen Lippen das Sprechen lehre. Ich lächelte in mich hinein. Der König der Könige war mein Geliebter geworden, er hatte meine Seele überrascht, ohne daß ich es wußte.

Und ich hörte der toten Nonne Flüstern: „Auf deiner Stirne liegt ein Kranz. Es ist einer aus Dornen, aber Röslein drängen sich dazwischen."

Die Rosen meiner Liebe für den göttlichen Freier.

*

Ja, er freite um mich, ich vermeinte es zu spüren. Nichts flößte mir mehr Froheit, Interesse, Sehnsucht ein als der Gedanke an ihn. Mich mit ihm und den Eigenschaften, mit denen er die Welt bezwungen, zu beschäftigen, erschien mir als das einzige Glück.

Und wenn auf irgendeinem Ort der Erde Gelegenheit war, ganz in Beschaulichkeit zu schwelgen, in seligen Träumen unterzugehen, in Visionen sich zu verlieren, dann war es hier, hier auf Montgliard, wo wieder Ruhe eingekehrt war, wie zuvor, wo die Stille ihre unirdischen Schleier wob und die Seele ihren inneren Gesichten folgen konnte. Wenn etwas die Lautlosigkeit unterbrach, dann war es der Klang der Glocken von St. Joan, die ein frommer Wind manchmal emportrug. Dann schloß ich mich in meine Kammer ein und betete. Frau Lusiane murrte, daß ich nicht zur Kirche ging, aber ich verstand Christi Worte, wie man beten soll, anders und gehorchte ihnen auf meine Weise. Frau Lusiane erschien mir kühl und gleichgültig in der Ausübung ihrer Religion, sie tat das, was alle taten, die sich Christen nennen, aber nicht mehr. Ich hingegen brannte im Feuer meiner ersten Gottesoffenbarung und strömte über vor seliger Hingerissenheit.

*

Eines Tages ertappte ich mich bei dem Wunsch, nichts andres mehr sehen zu wollen als das Kreuz, mich ganz zu ihm zu bekennen. Ich bedauerte meine Eltern, daß sie, ohne die Fülle des Glückes zu kennen, das ich genoß, aus dem Leben geschieden waren.

*

Der Regen hatte längst nachgelassen, ohne daß ich es gemerkt hatte. Denn war ich nicht so versunken umhergegangen, als hätte die Erde keinen Anteil an mir?

Wie aus weiter Ferne drang der Jubel der kleinen Vögel zu mir, umschmeichelten mich süße Düfte.

‚Weshalb singen die Vögel nur so laut, und von wannen kommt der süße Geruch, den der Winde Flügel mit sich führen?‘ dachte ich bei mir. Und ich begann ungeduldig zu weinen nach Befreiung aus diesem Leben beständiger Entbehrung, da ich dem Tabernakel, das mein Liebstes umschloß, ferne war.

„Wann wirst du meine Lippen mit deiner Gegenwart segnen, wann werde ich auch äußerlich zu den Deinen gehören dürfen durch mein ausgesprochenes Bekenntnis?“ seufzte ich.

Und ich schritt den Weg über die Brücke hinab, über die Felsen ging ich nicht mehr seit dem letzten düstern Erlebnis, und betrat den Wald.

Als ich unter den klingenden Bäumen dahinschritt, umschmeichelte mich plötzlich köstlicher Geruch, und wie ich mich nach seiner Ursache umsah, da gewahrte ich Veilchen zu meinen Füßen. Ich pflückte sie beklommen und schritt weiter bis an die Stelle, von der aus man die Landstraße sah. Da erblickte ich in der Ferne einen Punkt, der größer wurde, je näher er kam. Es war ein Pferd, das einen Reiter herantrug.

Mir begannen die Knie zu beben. Ich ließ mich nieder und legte mein Gesicht in die Hände. Und als ich nach einer Weile aufsah, sah ich einen Mann in weißen Gewändern auf dem Rosse sitzen. Und er sauste in großer Eile heran. Es dunkelte mir vor den Augen, denn ich glaubte, Domingo sei es. Als aber der Reiter nahekam, erkannte ich Gérard.

„Gérard,“ rief ich und stürzte ihm entgegen.

Da lachte sein bleiches Gesicht, und seine Hände streckten sich nach mir aus.

„Der Frühling ist gekommen, meine Schwester. Erinnerst du dich noch meiner Abschiedsworte? Hier bin ich nun, willst du mir jetzt folgen?“

Er sprang vom Roß und schritt neben mir den Weg zum Schlosse hinauf. Ich konnte kaum sprechen vor Erregung. „Und Ihr, Ihr tragt ein Kleid wie er?“

„Ich habe die ersten Weihen empfangen,“ gab er zur Antwort. „In zwei Jahren darf ich das erste heilige Meßopfer feiern. Esclarmonde, vielleicht weih' ich an diesem Tag deine dunkeln Locken dem Herrn, wenn sie unter der Schere fallen.“

„Woher wißt Ihr, daß ich die Absicht habe, in ein Kloster zu gehen?“

„Das weiß ich längst, denn mein Vater Domingo sah es damals, als ich dich ihm brachte, in seinem Geiste voraus und sagte es mir.“

*

Die Mutter kniete vor ihn hin und bat ihn um seinen Segen. Und Peire wurde zum schüchternen Kind in seiner Gegenwart.

Sein Benehmen hatte sehr gewonnen, es lag etwas Heiteres, wie Erlöstes auf ihm. Er wußte jetzt, was er wollte, die Unklarheit war von ihm gewichen.

Er hatte nur einen Tag Urlaub erhalten und sollte so schnell als möglich wieder zurückkehren.

Ich, jetzt dicht am Ziel meiner Wünsche stehend, befand mich in mächtiger Erregung. Ich war wie im Fieber, gab verkehrte Antworten und weinte bald, bald lachte ich. Die Vorstellung, Domingo wiederzusehen, ihm in der Beichte mein Herz zu öffnen, aus seinen Händen die Kommunion zu empfangen, in die Reihen seiner geistigen Kinder aufgenommen zu werden, erfüllte mich mit Jubel, Zagen, Stolz, mit allen Gefühlen, deren eine Menschenbrust fähig ist.

Abends ließ Gérard, jetzt Frater Augustinus, Vater und Mutter allein und zog mich hinaus in das Gärtlein. Und seine Lippen flossen über von begeisterten Worten, in denen er das Lob seiner Kirche und ihrer Lehren pries.

Als wir uns endlich trennten, sagte er: „Ehe die Sonne zum drittenmal untergeht, ist aus der Tochter des Ketzers ein Kind Christi geworden."

Das Wort fiel wie ein Hammerschlag auf mein

Herz. Ich warf mich in meiner Kammer auf die Knie und begann zu beten. Und es war mir, als müßte ich vieles überwinden, das lange geschwiegen und plötzlich wieder zu sprechen begann. ‚Fort von mir,‘ dachte ich geängstet. ‚Was gilt mir jetzt Vater und Mutter?‘ Da schien's mir, als tötete ich etwas, das leben wollte in mir. Und ich faßte es immer wieder an, mit den würgenden Händen meines Willens, und suchte es zu erdrosseln.

Ich durchwachte die Nacht in heißem Kämpfen. Erschöpft und totenbleich verließ ich am Morgen meine Kammer. Im Hofe stand Gérards Roß gesattelt und scharrte die Erde.

Er kam mir entgegen und blickte mich an.

„Du hast die Nacht im Gebete durchwacht, ich seh's dir an.“

Ich senkte den Kopf und suchte nach einer Entgegnung.

„Laß jetzt alle Worte,“ sagte er hastig, „komm, komm!“ Er legte den Arm um mich, um mir in den Sattel zu helfen, da ertönten schmetternde Fanfaren, im Goldschein der aufgehenden Sonne sprengte ein Häuflein Reiter, Palmzweige in den Händen, herauf, in ihrer Mitte — Montgliard.

Gérard glich einem Erzbild, er regte sich nicht. Ich aber, als ich den Mann wiedersah, der so innig mit den mächtigsten Erinnerungen meines Lebens zu-

sammenhing, stürzte ihm entgegen. Und die Flammen des Holzstoßes, denen er mich entrissen, wirbelten wie feurige Zungen um sein Haupt und wurden zum Glorienschein, der es mir umgab. Die Vergangenheit erhob sich lebendig und forderte gebieterisch die Rechte zurück, die sie in meinem Herzen besessen.

„Mein Ritter und Retter zum zweitenmal!“ Ich sank vor ihm nieder, und er sprang vom Pferd und hob mich an seine Brust.

*

Ich kann mich nicht erinnern, wie es zuging, daß Frater Augustinus entwich, ohne daß einer von uns es bemerkte. Im Gedränge der Leute Montgliards mochte es ihm nicht schwer geworden sein.

Ich weiß von diesen ersten Stunden wenig zu berichten, denn mein taumelndes Bewußtsein zeigte mir die Dinge wie im Nebel.

Ich weiß nur, daß Graf Raynald Peire zärtlich die alten Backen klopfte und Frau Lusiane zurief, sie solle alles instand setzen und seine Leute versorgen, er würde diesmal längere Rast bei uns nehmen, er käme geradeswegs von seiner großen Reise und sei tüchtig müde.

Dann folgte eine Szene oben im Saal. Er hatte die Rüstung abgelegt, ein Bad genommen, sich erfrischt und stand nun in einem kurzen prächtigen Kleide vor mir. Ich vermochte mich kaum aufrechtzuerhalten,

aber er hatte mich sprechen wollen, und so mußte ich gehorchen.

„Und jetzt," hob er an, zog meine Hand an die Lippen und bot mir in einem der Sessel Platz an, „seid mir gegrüßt, Esclarmonde, Ihr seid ein Fräulein geworden, indes ich in fremden Meeren umhersegelte, und ich stelle mir vor, daß Ihr sehr schön sein müßt, wenn Ihr nicht gar so totenbleich aussehet. Weshalb seid Ihr so bleich, wollt Ihr mir's sagen?"

„Vor allem," bat ich, „redet mich nicht so förmlich an, es tut mir weh, und es ist überdies zum Lachen, daß Ihr das Kind, von der Straße aufgelesen, so ansprecht." Dann versuchte ich einige Augenblicke meine Gedanken zu sammeln; da es aber nicht gehen wollte, begann ich wirr und zerstückt, wie ich eben konnte, ihm die Dinge zu erzählen, die sich seit seiner Abreise hier oben begeben hatten. Ich schilderte meinen Durst nach Wissen, nach Aufklärung, wie Gérard mir geholfen, wie ich innerlich aber stets traurig gewesen, bis zu jener Reise nach Carcassonne, wo ich Domingo, den Mönch, kennen lernte, der mir wie eine Offenbarung Gottes erschien. Ich schilderte seinen Einfluß auf mich und das allmähliche Vergessen meiner Kindheitserinnerungen, die Wonne, die mir der neue Glaube gebracht, den Wunsch, in Zukunft nur ihm zu leben. Ich schilderte alles, bis auf den Augenblick,

da Gérards Roß geschirrt stand, um mich Carcassonne entgegenzutragen.

Graf Raynalds Gesicht war bei meiner Erzählung ernst und ernster geworden. Er sah nachdenklich in die goldene Ferne, die der Ausblick aus den Fenstern zeigte. Dann richteten sich seine Augen vorwurfsvoll auf mich.

„Und so hätte ich dich fast für immer verloren, hätte dich gar nicht mehr gefunden bei meiner Rückkunft. Das habe ich nicht von dir erwartet.“

Ich wurde noch verwirrter.

„Daß Euch daran läge, mich wiederzufinden, wäre mir nicht in den Sinn gekommen.“

„Nicht, Esclarmonde? Durfte ich auch dem Kinde zeigen, wie sehr es mein Herz eingenommen hatte, wäre das nicht sträflich gewesen? Später jedoch, als ich zum letztenmal hier war, als ich mich verabschiedete —,“ er stand auf und nahm meinen Kopf sanft zwischen die duftenden Hände, „hast du da nicht gefühlt, wie teuer du mir warst?“ . . .

„Nein,“ stammelte ich, „ich wußte nur um Euer edles Mitleid mit der Waise . . .“

„Nun, blasse Lilie, mag deiner Augen leiser Tropfenfall endlich versiegen, du sollst nicht mehr weinen und kämpfen, armes Herz. Hast du nicht vorhin gesagt: mein Retter zum zweitenmal? Wohlan, das will ich sein. Du sollst nicht dem krassen Zug der Zeit zum

Opfer fallen und entweder durch Askese und herbeigeführte Ekstasen in den Ruf der Heiligkeit kommen oder durch Zurschautragen deiner Schönheit und geistigen Anlagen der gefeierte Gegenstand schwärmerischer Troubadoure werden; du sollst in glücklichem Frieden deinem Geschmack leben, wohl auch einmal eine weite Reise unternehmen, um die Welt kennen zu lernen, sonst aber hier in der Verborgenheit deiner Veilchenbeete weilen, wissend, daß du einen beglückst, wenn du selbst glücklich bist. Fortan sollen dir alle Gemächer des Schlosses offen stehen, und du sollst dir das beste auswählen, um darin zu wohnen. Komme ich dann herauf, so übst du Gastfreundschaft an mir und nimmst mich auf.“ Er lächelte und fuhr mir liebkosend über die Wangen. „Ja, willst du das?“

Ich schlug meine Augen unsicher zu ihm auf.

„Du hörst nur mit halbem Ohr auf das, was ich zu dir spreche, deine Sinne sind von den Erlebnissen der letzten Zeit her noch zu sehr in Anspruch genommen, um ganz zu verstehen, was ich dir sagte. Geh jetzt zur Ruhe, meine zitternde Taube, geh, schlafe, und lache im Traum. Du hast Ursache dazu. Dein Ritter wird nun nimmer aufhören, über dein Wohl und Wehe zu wachen.“ Er schlang den Arm um mich und geleitete mich zärtlich, wie man ein Kind geleitet, zur Tür.

Ich schritt hinab, taumelte in meine Kammer und

warf mich auf das Lager, auf dem mir noch die Flammen der letzten durchrungenen Nacht zu brennen schienen. Freude und Schmerz zugleich, vor allem aber eine ungeheure Erschöpfung, hatten sich meiner bemächtigt. Ich war nicht fähig zu denken und schlief bald ein.

*

Am Abend erst erwachte ich. Der Himmel mit seinen unbeschreiblichen Wonnen war aus meiner Brust gezogen, dafür begann die Erde ihren Zauber um mich auszuspannen.

Nachtigallen, die ich bis jetzt nicht vernommen, riefen vor meinem Fenster, Amseln lallten betörende Strophen an mein Ohr, das Licht des Vollmonds umgaukelte mich mit süßer Schwermut. Aus der Schlucht stieg ein leises Raunen empor. Von dort, wo ich so viel Unheimliches erlebt, schien es heraufzuflüstern: Frühling ist's, weshalb blühen nicht auch deine Wangen, bleiche Magd, da selbst hier unten der Wald, der noch trauriger als du war, in tausend Blütenflammen steht?

Und ich ging nach dem Garten und ließ mich auf meinem alten Platz nieder.

Du, lieber Wald hier unten, hast Ursache zu blühen. Die Vögel des Himmels kommen zu dir und bitten dich um Obdach, du kannst jemand Liebes tun, Ursache genug zur Freude. Du, Nachtigall, wirst von

dem Liebchen erwartet, mit dem du das selige Geheimnis der Mondnacht teilen willst, Ursache genug zum Jubel deiner Kehle. Ihr schwarzgeflügelten Amseln, stammelt weiter, euer Nest ist voll kleiner Schnäbel, die erwartungsvoll sich euch öffnen, wenn ihr naht. Ich aber, seit der Himmel fortgezogen ist aus meiner Brust, was besitze ich nun?

Die weinende Erinnerung an meine Eltern, an eine vertrauerte Kindheit, ach ...

„Esclarmonde, so einsam im Garten? Siehst du, wie meine Leute unter den Nußbäumen tanzen? Selbst Frau Lustane geben sie keine Ruhe. Von ihrem Peire umschlungen, schwingt sie sich mit in dem übermütigen Reigen. Willst du nicht mittun? Komm, wie wollen uns unter sie mischen.“

„Nein, gnädiger Herr, laßt mich.“

„‚Gnädiger Herr!‘ Ich bitte dich inständig, nicht mehr die Anrede! Ich bin Raynald für dich. Raynald, dein Freund, dein Diener. Du senkst die Augen. Du siehst so krank, so elend, wenngleich so schön aus. Ach, wüßte ich ein Wort, um deine Wangen höher zu färben, ich spräche es aus, um sie einmal wieder glühen zu sehen wie ehemals. Esclarmonde, ich liebe dich! Esclarmonde, schon in dem Augenblick liebte ich dich, als du verwundet und wild unter die Hufe meines Hengstes dich warfst, um zwischen ihnen dem Holzstoß zuzustreben. Schon da-

mals tranken meine Augen entzückt die eigenartige Schönheit des Kindes, wenngleich kein sündiger Gedanke mich berührte. Ich fühlte nur heißes Mitleid mit dir. Aber ich hätte es vielleicht nicht gefühlt, wenn du nicht so schön gewesen wärst. Als ich wiederkam und du dich so vertrauensvoll an meine Brust schmiegtest, empfand ich Dankbarkeit gegen Gott, daß ich dich beschirmen durfte. Und später keimte aus dem Mitleid das, was ihm notwendigerweise entkeimen mußte, eine große Zuneigung zu dir. Aber du warst noch immer zu jung, und ich zauderte, deine kindlichen Ohren mit meinem Stammeln anzufüllen. Diesmal traf ich dich erblüht, eine weiße, bleiche Blüte wohl, aber reif für den Schmetterling, der den Honigseim deiner Schönheit verkosten will. Esclarmonde, erwidere das Mitleid, das ich einst für dich bezeigt."

„Wodurch?" hauchte ich traurig an seiner Schulter. „Besitze ich etwas, das Euch Freude machen könnte, o so nehmt es! Habe ich je vergessen, daß ich Euch mein Leben schulde? Ja mehr: die Makellosigkeit meines Gewissens den Eltern gegenüber. Wäret Ihr nicht in dem Augenblick erschienen —" ich hielt inne, denn ein wühlendes Weh erstickte meine Stimme.

Da fühlte ich zwei warme, duftige Lippen auf meiner Wange. „Weißt du denn, was du eben gesprochen hast? ‚O, so nehmt es hin!' Ist's dein Ernst? . . ."

„Was meint Ihr?“ Ich verstand ihn nicht. „Ich habe sagen wollen, wenn ich Schätze oder Kostbarkeiten besäße, ich gäbe sie Euch gern, um Euch Freude zu machen, denn ich bin Euch dankbarer, als Ihr glaubt.“

Er zog mich so dicht an sich, daß ich sein Herz pochen fühlte.

„Du besitzest einen Schatz, einen seligen, mein herzig Mägdlein ...“

„Ich? ...“

„Ja, du. Willst du mir ihn schenken?“

„Gern, wenn es in meiner Macht steht.“

„Nur in deiner.“

„Und was wäre es?“ fragte ich stockend, denn seine Blicke ruhten verwirrend auf mir.

„Du selbst bist der Schatz, den ich begehre, das heißt, wenn deine Dankbarkeit so stark ist, wie du sagst, und du mir ihn geben willst ...“

Irgendeiner aus dem Troß hatte eine Schalmei bei sich und begann zu spielen.

Es waren süße Weisen, Wiegenlieder für eine einsame Seele.

„So sei doch nicht so traurig,“ raunte es an mein Ohr, „sonst machst du mich ebenso.“

„Nein, das will ich nicht.“ Ich verstand mein eignes Geflüster kaum. „Wie sollte ich meinen Wohltäter traurig machen wollen?“ Und ich schloß

die Augen und ließ mich von seinen Armen umschlingen.

*

Ich lehnte unter den Nußbäumen und sagte mir, daß es schön sei, jemand glücklich zu machen und gleichzeitig eine Schuld damit abzutragen.

*

Weshalb hatte ich nun auch den Schimmer jedes Lächelns verlernt, ein frohes Lachen kannte ich ja nie, aber zuzeiten riß mich doch meine Jugend fort. Jetzt glich mein Gesicht einer Blume, die der Frost getroffen hat . . .

*

Montgliard vergötterte mich. Er schüttete Juwelen, die er in fremden Ländern gesammelt, in meine Hände und brachte zierliche Scherzsachen aus Gold und Elfenbein auf mein Stübchen, mit denen ich mich ergötzen sollte. Auch spinnwebfeine Seiden zu Schleiern und Gewändern schenkte er mir. Frau Lustane sah mich oft lange an. Sie sah mich an, als ob sie über mancherlei nachgrübelte. Peire sah mich nie an, ja er vermied es, meinen Blicken zu begegnen, wenn ich, irgendeine Sache besprechend, mich an ihn wandte.

*

Es herrschte fröhliches Leben und Treiben um uns. Montgliards Leute hatten zum größten Teil

die Reise mitgemacht; sie unterhielten sich jetzt bei den Fleischtöpfen, die Frau Lusiane ihnen vorsetzte, von den schweren Tagen auf der See und im Fremdland, von den Abenteuern, den frohen und gefährlichen, die sie erlebt. Sie schwatzten und sangen und würfelten und neckten einander. Ihr Gebieter war ein guter Herr und zufrieden, daß man ihn jetzt in Ruhe ließ. Vielleicht lag es sogar in seiner Absicht. Denn je mehr Trubel herrschte, um so ungehinderter konnte er sich selbst leben, um so weniger Beachtung wurde uns beiden geschenkt.

*

Habe ich das Glück zweier, die sich einander geben, ergründet? dachte ich oft. Liegt es nicht weniger im Austausch von Zärtlichkeiten, als im Bewußtsein ungestörter Zusammengehörigkeit, festen Besitzes? Es ist wohltuend, eine Brust zu wissen, an die man sich lehnen kann, wenn man müde ist. Es ist wohltuend, die Hände zu kennen, die einem dereinst im Todeskampf beistehen werden. Es ist wohltuend, den Schild zu besitzen, der einen gegen feindliche Angriffe und Fährlichkeiten des Lebens schützen wird.

*

Wir wanderten selbander durch Wälder und Wiesen. Er erzählte mir von Reisen, von Abenteuern, von wunderbaren Begebnissen in der Welt, vom Heiligen Grabe und den Tausenden von Pilgern dort, von

Anzeichen, die auf das Weltende hindeuteten, von berühmter Männer und Frauen Leben, nur von sich selbst sprach er nie. Er freute sich über meine Kenntnisse, gab mir oft auf mancherlei Auskunft, wenn ich ihrer begehrte, und ließ sich mit mir über alle Interessen der Menschheit ein. Nur von seiner eignen Person schwieg er. Weshalb? Diesmal empfand ich erst das Dunkel, das er immer um sich gezogen und aus dem er nur zeitweilig aufgetaucht, wenn er heraufgekommen war. Besaß er kein Innenleben? Hatte nicht auch er einmal gekämpft, gerungen, gejubelt? War nicht auch er enttäuscht worden wie andre? Und wie und wo verbrachte er eigentlich seine Tage? Jetzt, da er mir so nahe getreten, begann ich Interesse für all das zu empfinden. Früher hatte ich nie darüber nachgedacht. Ich würde wohl nach und nach alles erfahren, dachte ich, denn nun konnten sich unsre Wege nicht mehr trennen.

*

Er schien sehr glücklich zu sein und versicherte mir das jeden Tag. Er lag gleichsam beständig zu meinen Füßen, nannte mich seine Herrin, seinen Frühling, sein Liebstes auf Erden. Nur eins stimmte ihn zuweilen düster: daß ich selbst so ernst, so gelassen blieb und mich von seinem Glück nicht fortreißen ließ, daß ich es spendete, ohne selbst von ihm ergriffen zu sein.

„Gewährt mir Zeit,“ bat ich ihn einmal, „mich

in den neuen Zustand zu finden. Noch ist mir alles wie ein Traum, bedenkt, aus welchen Seelenkämpfen ich in Eure Arme glitt. Ich wäre verworfen, wenn ich jetzt schon Uebermut fände."

„Ich begreife dich ja auch, meine Esclarmonde," erwiderte er zärtlich, „und ich bin überzeugt, wenn ich das nächstemal wiederkomme, wirst du als Rose, nicht mehr als bleiche Lilie an meine Brust eilen."

„Das nächstemal?" Ich sah ihn verwundert an. „Wollt Ihr denn wieder verreisen? Ich hatte gedacht, jetzt bliebt Ihr für immer hier."

„Das meintest du?" sagte er ein wenig betroffen, „nein, Geliebte, das ist leider unmöglich. Ich wollte, ich dürfte es. Vielleicht läßt es sich später auch einrichten," setzte er einlenkend hinzu, „vorderhand muß ich dich leider noch verlassen."

„Weshalb?" Ich richtete meine Blicke auf ihn. „Ihr seid sehr schweigsam zu mir. Wenn Ihr mich wirklich so liebt, wie Ihr behauptet, so lüftet endlich das Dunkel, das um Euch lagert."

„Um mich lagert kein Dunkel, Kind." Leichtes Rot bedeckte seine Wangen.

„Dann sagt mir, weshalb Ihr wieder fortwollt und wohin?"

„Nach Fleureol," antwortete er. „Ich habe lange Zeit mich nicht mehr um meine Angelegenheiten bekümmert, bedenke, welche Arbeit meiner harrt."

„Die könnt Ihr auch hier bewältigen."

„Nein, das geht nicht, Teure, aber ich verspreche dir, ich kehre bald wieder."

Der Gedanke, jetzt hier allein zurückbleiben zu müssen, fiel mir schwer aufs Herz. Nein, um keinen Preis! Das ertrug ich nicht.

„Dann begleit' ich Euch nach Fleureol, wenn Ihr nichts dagegen habt."

Er bemühte sich, sein Unbehagen über meinen Vorschlag zu verbergen. „Ich danke dir, Liebe, für deine Opferwilligkeit, aber es hätte keinen Zweck, daß du den langen, beschwerlichen Reiseweg zurücklegst, da ich ja doch, wie gesagt, bald wieder bei dir sein werde."

„Mir ist kein Weg zu beschwerlich," wandte ich ruhig ein, „ich bin kräftig genug, ein paar Strapazen zu ertragen, nehmt mich nur mit Euch."

„Ich halte es für besser, teures Kind, wenn du hier zurückbleibst. Meine nicht, weil Montgliard in letzter Zeit von lästigen Ueberfällen frei blieb und ihr die Landstraße wieder ruhiger erblickt, daß etwa Frieden im Land herrschte! Es ist nur die Stille, die einem Gewitter vorauszugehen pflegt, in der wir uns augenblicklich befinden. Graf Raimund ist in Toulouse angekommen, und sein Sohn befindet sich mit vielen Getreuen, die sich ihm angeschlossen, bereits in Avignon. Die zerstörten Festungswerke von Toulouse sollen

wiederhergestellt werden. Natürlich wird Montfort zu einer Belagerung der Stadt schreiten — wer weiß, was geschieht! Innozenz der Dritte ist tot, und Papst Honorius verfolgt mit noch mehr Haß als sein Vorgänger die beiden Grafen von Toulouse. Fleureol liegt dem bedrängten Gebiet ungleich näher als die kleine Burg hier, und du genießest viel mehr Sicherheit hier wie dort."

„Mein Platz ist von nun an an Eurer Seite, mögt Ihr so viel einwenden, als Ihr wollt."

„Esclarmonde, quäle mich nicht, ich kann dich nicht mit mir nehmen." Er kam hastig auf andres zu sprechen.

*

Es vergingen einige Tage. Er begegnete mir zärtlich und liebevoll, trotzdem gebot er seinen Leuten, die Zurüstungen zur Reise zu beginnen. Ich fühlte bei alledem ein geheimes Frösteln in meinen Gliedern. Ich stand Unbekanntem gegenüber und wußte nicht, wie ich mich zu verhalten hatte. Alles, was ich im Glauben getan, an einer treuen Brust ein Bollwerk zu haben, schien vergebens gewesen zu sein, das Band, das ich für die Ewigkeit geknüpft meinte, schien, bevor noch die Rosen verblüht, seine Dauerhaftigkeit eingebüßt zu haben.

Des Abends vor dem Tage, an dem die Abreise stattfinden sollte, nahm mich Montgliard in die Arme

und sprach heiße Worte des Dankes und der Liebe zu mir.

Ich sah ihn verwundert an. „Ihr sprecht seltsam. Ich denke, ich bin Eure Genossin fürs Leben, und Ihr verabschiedet Euch dankend von mir, als wäre mit Eurer Abreise alles vorüber, was zwischen uns gewesen. Es kann sich doch nur um Tage handeln, die Ihr ausbleibt. Oder meint Ihr nicht?“

Er senkte den Kopf, um meinen Blicken auszuweichen. „Ich weiß nicht, Esclarmonde. Wie kann ich wissen, was alles meiner harrt, wenn ich heimkomme?“

„Ebendeshalb,“ sagte ich fest entschlossen, „ich gehe mit Euch, und nichts kann mich davon zurückhalten.“

„Schon wieder fängst du an,“ sagte er, die Brauen runzelnd. „Ich sagte dir doch schon, es sei unmöglich, daß ich dich mit mir nehme.“

„Erklärt mir den Grund, weshalb. Ihr selbst wart es, der mein Gehirn schulen ließ, auf daß es nicht genügsam wie das einer Hirtin bliebe. Nun zürnt nicht, wenn ich mich nicht mit dürren Tatsachen begnüge, sondern auch deren Gründe wissen will.“

Er zauderte einen Augenblick, dann stieß er hastig hervor: „Nun, so wisse es: Ich bin verheiratet.“

*

Ein Dolchstoß, der mich getroffen, hätte mich nicht mehr erschüttert, als dieses Bekenntnis.

Wie erschien ich mir nun, was war ich nun geworden? Wie nannte man ein Weib in derselben Lage, wie die war, in der ich mich befand? Ich fühlte Glutwellen über mich hingehen, den Erdboden sich vor mir auftun, um mich zu verschlingen. Montgliard wollte den Arm um mich legen, ich stieß ihn zurück. Da sagte er, mit einem traurigen Ton in der Stimme: „Esclarmonde, bevor du richtest, höre mich an. Um den Willen der Eltern zu erfüllen, nicht um meines Herzens Stimme zu folgen, ging ich dies Bündnis ein. Es lag im Vorteil der beiden Familien, daß die Kinder sich vermählten. Mabilia, meine Gemahlin, ist älter als ich. Sie ist eine ganz weltabgewandte Natur, der alles, was ich als junger Mensch begann, überflüssig und lächerlich erschien. Hätte sie mit mir gezankt, gescholten, so würde ich, um ihr Gezänk zum Schweigen zu bringen, vielleicht meinem übermütigen Treiben Einhalt getan haben, aber sie schwieg zu allem, trotzdem ich wußte, daß sie es nicht billigte. Sie schwieg und lächelte. Dabei verließ sie selbst nie den Weg der Tugendhaftigkeit und genoß den Ruf einer Heiligen. Dieses wortlose Herabschauen auf mich erbitterte mich immer mehr. Ich setzte meine Kraft daran, durch irgendeinen Streich sie zur Heftigkeit zu reizen. Sie sollte loskommen aus ihrer himmlischen Erstarrung, auf die Erde steigen, Mensch werden wie ich, meinetwegen auch ein bißchen Staub auf ihr Ge-

wand bekommen. Ich würde ihr vieles verzeihen, aber das eine verzeihe ich ihr nicht: ihre Vollkommenheit. Ihr gegenüber erscheine ich stets, ich kann handeln wie ich mag, als Satan, als armer Sünder. Und so tue ich denn," setzte er hinzu, „was gerade meine Natur begehrt, ob gut, ob das Gegenteil. Zum Schlechten bin ich nicht veranlagt; ich wollte lieber, ich wäre ein Bösewicht, als das, was ich bin: eine weiche Natur, ein Mensch, der vor jeder entscheidenden Tat zurückbebt, der das Schöne anbetet, das Häßliche flieht, niemandem ein Leid zufügt, aber auch zu keiner hervorragenden Kraftleistung fähig ist.

„Ich liebe Blumen und schöne Frauen. Früher verfaßte ich Gedichte und ließ mich auf die Schlösser befreundeter Familien einladen, um sie vorzutragen. Graf Foix war mein Freund. Er hat sich von mir zurückgezogen, weil ich nicht öffentlich gemeinschaftliche Sache mit ihm machen wollte. Denn obgleich ich innerlich ganz zu seiner Partei gehöre, erscheint es mir peinlich, in den Reihen der Häretikerfreunde zu marschieren. Zum Unglück wurde ich durch meine Ehe mit Montfort verschwägert, für den ich nicht die geringste Sympathie empfinde und dessen Annäherung ich mich durch alle möglichen Mittel, so zum Beispiel die Reise ins Heilige Land, zu entziehen gewußt habe. Selbst gegen dich, Esclarmonde, habe ich sehr selbstsüchtig gehandelt. Obgleich ich dich aufs innigste liebe, habe

ich Leid über dich gebracht; doch ich weiß, du wirst mir vergeben.“

„Nur unter einer Bedingung,“ stieß ich finster hervor.

„Und die wäre?“ fragte er bedrückt.

„Daß Ihr mich Frau Mabilia vorstellt.“

„Bist du von Sinnen?“ rief er erschrocken. „Meinst du, daß sie nicht sofort alles erriete, wenn sie dich sähe?“

„Mag sie. Ich werde ihr die Mühe des Ratens ersparen und ihr selbst alles mitteilen. Gleicht sie wirklich dem Bilde, das ihr von ihr entwerft, so verdient sie Besseres, als hintergangen zu werden.“

„Esclarmonde, ist's möglich? Du wolltest Verrat an mir üben?“

„Nein, mein Freund, ich will nur Euer und mein Gewissen entlasten.“

Er biß die Zähne zusammen. „O, weshalb führt mir das Schicksal stets Frauen entgegen, deren Edelmut mehr quält, als Falschheit und Leichtsinn es tun würden? Welche Reihe von Szenen beschwörst du herauf mit der Ausführung deines unsinnigen Planes! Du befindest dich überdies ganz im Irrtum, wenn du meinst, du hättest ihr ein Leid zugefügt. Da sie kein Herz besitzt, vermag sie auch kein Leid zu empfinden. Hegt sie einen höheren Wunsch, als aus den Wolken ihrer Erhabenheit vergeben zu dürfen?“

„Dann laßt mich die Erfüllerin ihres Wunsches sein.“

„Esclarmonde, ist's wirklich kein Scherz?“

„Nein, Graf Raynald. Laßt mich den Irrtum, den ich begangen, nicht im Dunkel verbergen, dadurch wird er gemein. Frei bekannt, verliert er sein Erniedrigendes.“

Ich sah den Zwiespalt in seinen Zügen. Teils mußte er meiner Ansicht recht geben, teils bangte seine schwache Natur vor den Folgen, die mein Handeln möglicherweise heraufbeschwor.

Aber ich gab nicht nach. Und so befahl er, sein Roß für mich zu satteln, so bequem es für eine Frau zu satteln ging, bestieg das eines seiner Leute und begann den Aufbruch.

Meine Augen sagten Montgliard kein Lebewohl, denn ich dachte an nichts andres als an den bitteren Weg, den ich einzuschlagen im Begriff war.

Hätte ich geahnt, daß ich zum letztenmal dieses Gärtlein, diesen Turm, diese Brücke sah!! Peire und seine Frau blickten und winkten uns noch lange nach.

*

Wir kamen in später Nachtstunde über Carcassonne. Und gut war's, denn heimlich träufelte manche Träne meine Wangen herab.

O Stätte meines seligsten Glückes, meines tiefsten Leides! Wie gern hätte ich meine Lippen auf deinen Boden gepreßt! Ich hieb auf mein Pferd ein, um es

zu größerer Eile anzutreiben. Jetzt durfte ich nicht weich werden.

„Du reitest wie ein Jüngling," sagte mir später Montgliard, „ohne Ermüdung, ja, je länger um so kühner. Fühlst du dich denn gar nicht erschöpft?"

Ich verneinte. Wir übernachteten einmal in einer Herberge und zweimal unter dem Zelt, das Graf Raynalds Diener, noch von der großen Reise her, eingepackt bei sich trugen.

Je näher wir Fleureol kamen, um so mehr umdüsterte sich Montgliards Gesicht. Noch einmal begann er mich zu bitten, doch von meinem tollen Vorhaben abzustehen. Da erkannte ich, daß er recht hatte, als er sich eine weiche Natur genannt.

Wer, der einen Vorsatz gefaßt, wird ihn unausgeführt lassen? Ich blieb unerschütterlich. Und so ritten wir weiter. Die Gegend wechselte öfters ihr Aussehen. Kahle Strecken mit dürren, von der Sonne verbrannten Halden wichen üppigem Obstland, Olivenwäldchen, Weingelände. Einige Weiler durchritten wir in schnellem Trab, ebenso einen uralten Marktflecken. Dann stieg eine dunkle Linie vor uns auf, wie es schien, dichter Wald, der sich fernhin verlor. Da deutete Montgliard flüchtig hinüber. „Dort liegt Fleureol."

Ohne weitere Worte zu wechseln, legten wir noch die übrigen Stunden zurück. Da machte der Weg eine Biegung; der Diener, der uns vorausritt, begann

lustige Weisen in sein Horn zu schmettern. Und im Abendglanz stiegen die Zinnen einer Burg, mächtiger und stolzer als Montgliard, vor mir auf. Hoch vom Turm wehte ein weißes Tuch uns entgegen.

Graf Raynald senkte das Haupt auf die Brust und sprengte mir voraus, den ansteigenden Weg hinan. An der Brücke erwarteten ihn viele aus dem Gesinde, das hier zurückgeblieben war. Sie umringten sein Pferd und bedeckten seine Hände und Kleider mit Küssen und erbaten sich Blättlein von den Zweigen, die er und seine Leute aus dem Morgenland mit sich trugen.

Er wandte sich nach mir um. Ein Diener nahm mein Pferd in Empfang und hob mich aus dem Sattel. Montgliard sagte artig zu mir: „Folgt mir, ich bitte.“ Mehrere Frauen kamen auf uns zu, darunter eine, die stattlich und vornehm aussah.

„Ist sie das?“ flüsterte ich.

Er lächelte. „Nein, das ist ihre Kammerfrau.“

Er wechselte freundliche Worte mit den Frauen, die alle schön und feingekleidet waren, wie mir scheinen wollte, viel zu fein für Mägde.

Im Hof, an der Treppe, schritt uns langsam eine hohe Gestalt entgegen, eine Frau, deren Kopf wie aus Marmor gemeißelt schien. Ueber das ergraute Haar fiel ein Schleier und berührte den Erdboden. Sie neigte lächelnd die Stirn, und Montgliard beugte sich tief auf ihre Hände herab.

Ein Zittern befiel mich. Das mußte sie sein, das war sie! Sie wechselten einige Worte miteinander, die ersten Fragen und Antworten nach der langen Trennung, dann deutete er auf mich. „Hier bringe ich Euch, liebe Gemahlin, ein Fräulein, das Euch durchaus kennen zu lernen wünscht. Sie wird später, wenn es Euch beliebt, mit Euch sprechen.“

Ich drückte meine Lippen auf den Saum ihres Schleiers und legte meine Seele in den Blick, mit dem ich sie ansah. Eine Sekunde lang ruhten unsre Augen ineinander, dann gab sie ihren Frauen einen Wink, und zwei von ihnen traten höflich an mich heran. Ich sah noch, wie Graf Raynald ihr den Arm bot, dann führten mich die zwei Mägdlein in ein Gemach und begannen mich auszukleiden. Ich hatte mir vorgenommen, mich nicht bäuerisch anzustellen und so zu tun, als sei ich das Vornehme von jeher gewohnt. So ließ ich mich ruhig in ein köstliches, nach Rosen duftendes Bad führen, mit wohlriechenden Essenzen abreiben, strählen und auf ein Lager bringen. Nachdem ich eine Zeitlang geruht, schleppten die beiden eine Truhe herbei und begannen mir allerlei kostbare Gewänder anzulegen. Die, welche am besten zu meiner Gestalt paßten, ließen sie mich anbehalten, die andern räumten sie wieder fort. Zum Schluß wandten sie Pfirsichblüten zu einem Kränzlein und befestigten es in mein Haar.

Ich wagte vor Scham nicht auf meine eignen Kleider zu schauen, die wie Bettlerlumpen in einer Ecke lagen.

So geschmückt wurde ich in ein prachtvolles, weites Gemach geleitet, das ganz mit kostbaren Hölzern getäfelt war und worin sich Stühle und Sofas von mannigfachen Formen befanden. Die Diener hatten bereits die Tische hereingetragen und zierliche Schüsseln mit allerlei Speisen aufgestellt. Bevor ich mir noch all die Pracht genugsam angesehen, trat Frau Mabilia, die in einer tiefen Fensternische mit ihrem Gatten gestanden, an mich heran.

„Frau Mabilia!“ ich ließ mich aufs Knie vor ihr nieder und ergriff ihre Rechte und wollte zu sprechen beginnen. Doch sie streckte abwehrend die Hand aus.

„Vor allem steht auf.“ Sie besaß eine tiefe, ein wenig vibrierende Stimme. „Euer Platz ist an meiner Brust, nicht zu meinen Füßen.“

„Wenn Ihr wüßtet, wie ich vor Euch stehe, würdet Ihr nicht so zu mir sprechen.“

Einen Augenblick flog ein Schatten über ihre herrlichen Züge, dann lächelte sie gleich und blickte zu ihrem Gatten hinüber. „Ich kann's mir denken. Ihr habt mir ein Stück Herz von ihm geraubt. Aber ich vergebe, denn — ich begreife.“

„Laßt Euer Pater peccavi für später.“ Mont-

gliard trat rasch heran, er mochte wohl fürchten, es käme da ein Gespräch in Gang, für das jetzt nicht der geeignete Zeitpunkt war. „Wenn es Euch Freude macht, liebe Gemahlin, so will ich Euch das Schicksal dieses Mägdleins erzählen, es ist merkwürdig genug."

Sie nickte. „Tut das, ich bitte darum. Aber vorerst können wir unsre Mahlzeit zu uns nehmen, denn Euer Schützling wird Hunger haben."

„Ich heiße Esclarmonde, gnädige Frau," sagte ich, „und ich werde glücklich sein, wenn Ihr meinen Namen oft aussprecht."

„Esclarmonde! Ich habe ein Fräulein dieses Namens gekannt, das sehr unglücklich wurde, Gott schütze Euch vor einem ähnlichen Schicksal."

Sie schlug mit einem Stäbchen gegen eine silberne Scheibe. Sofort eilten die Mägde herein und begaben sich wieder hinaus, um die Gäste zu benachrichtigen, daß gegessen werde. Bald füllte sich der Saal. Ich stand befangen in der Fensternische, denn Montgliard wurde von allen Seiten umringt und zu seiner glücklichen Heimkehr beglückwünscht. Man überströmte ihn mit Fragen und Bitten, zu erzählen, so daß er keine Zeit mehr fand, sich nach mir umzusehen.

Es waren Herren und Frauen, die zur Mahlzeit erschienen, alle glänzend gekleidet, alle heiter und vornehm. Aber die vornehmste von allen war die Gräfin, die, sich meiner erinnernd, mich leise an der

Hand nahm und an den Tisch führte. Ich fühlte, wie die Anwesenden nach mir blickten. Sie glaubten wohl, ich wäre ein vornehmes Fräulein, vielleicht eine Verwandte der Schloßfrau. Ich bemühte mich, so ruhig als möglich zu erscheinen und mich ihr ähnlich zu benehmen, die meine Tischnachbarin war. Uns gegenüber saßen zwei Fräulein, nicht mehr jung, aber sehr auffallend gekleidet und die Gesichter mit Farbe bestrichen. Ihre Köpfe glichen Blumenbeeten, und ihr Benehmen war über und über geziert. Sie schmachteten einen Jüngling an, der zwischen ihnen saß, lange strohgelbe Locken über den Ohren und ein himmelblaues Wams an, das aussah, als wäre es von innen gepolstert. Er deklamierte ununterbrochen, sah aber dabei Frau Mabilia an, die sich mit einem greisen Gast, es schien ein Krieger zu sein, unterhielt. Unweit von mir saß eine schwarzgekleidete Matrone, die ein goldnes Kreuz auf der Brust trug und einem tauben Herrn in sehr kostbarer Gewandung Geschichten ins Ohr schrie, so daß Montgliard, ihnen gegenüber, sehr laut sprechen mußte, um von seinen Nachbarn, wie es schien, hohen Würdenträgern der Wissenschaft, verstanden zu werden. Mehrere Knaben reichten silberne Waschbecken und Linnen herum, darauf gingen die Schüsseln, von Mägden und Dienern gereicht, flink von Gast zu Gast. Sie füllten auch die blitzenden Becher mit Wein.

Ich fühlte, wie Graf Raynalds Augen mich suchten, wie sie auf mir ruhten, wenn sie mich fanden. Aber seltsam, mein Herz rief beständig nach einem Liebesblick seiner Frau, die neben mir saß und mit mir aus einer Schüssel aß. Ahnte sie es, sie, die alles ahnte? Sie wandte mir ihr schönes Gesicht zu, und sagte leise: „Später wollen wir miteinander sprechen, Ihr bleibt vorderhand mein Gast, nicht wahr?“

Mein Gast! Feinfühlige Frauenseele! Ich nickte errötend und sah ihr in die Augen. Etwas verlegen kehrte sie sich wieder ihrem Nachbar zu.

Da wurde die Türe weit geöffnet. Unter Lachen und Lärmen traten zwei Männer ein. Der eine von ihnen war in prachtvoller Gewandung, hochmütig, selbstbewußt. Man sah ihm an, daß er verwöhnt war. Ich will gleich hinzufügen, daß es Amauri von Hauteville, der berühmte Troubadour, war. Der andre aber, der, Montgliard erblickend, sich ihm stürmisch in die Arme warf, glich einem Abenteurer. Seine hohe, sehnige Gestalt steckte in wenig vornehmer Kleidung. Sein Gesicht war von breiten Narben durchfurcht, die dunkelrot schimmerten. Zwei funkelnde Augen unter der niederen Stirn, die eine Wildnis kastanienbrauner Haare umsäumte, vervollständigten den nicht besonders günstigen Eindruck, den er auf mich machte. Mit seinem Eintritt in den Saal war ein andrer Geist erschienen. Witzworte, die er losließ und keck auf jeden feuerte,

forderten Antworten. Ein Durcheinander von Stimmen erhob sich. Die Matrone mit dem Kreuz bekam ein rotes Gesicht und ließ Pfeil um Pfeil ihrer scharfen Zunge auf den Uebermütigen schwirren, den sie Roger nannten. Frau Mabilias Nachbar krähte mit seiner ausgeleierten Stimme dem Eingetretenen einige Scheltworte über irgendeine vollbrachte Untat entgegen, und zwei Studenten, die unten am Tisch aßen, setzten sich gleich in Positur und eröffneten ein geistreiches Wortgefecht. Roger antwortete und verteidigte sich nach sechs Seiten zugleich, brüllte über die Tafel hinüber dem tauben Herrn einige Neuigkeiten aus Toulouse zu und besänftigte seinen Strafprediger. Dann streckte er den Kopf vor und sah nach Montgliard, der sich lächelnd in seinen Stuhl zurückbog. Für mich hatte er nur einen flüchtigen Blick seiner dunkeln Augen. Hingegen erscholl bald aus der Ecke, wo er saß, ein Zischeln und Lachen, das lauter und lauter wurde und aller Blicke auf die drei lenkte, auf die beiden Jungfrauen und den strohgelben Jüngling. Frau Mabilia sah mißbilligend auf Roger, da begann er seiner Bosheit Einhalt zu tun und seinen Uebermut an den beiden Studierenden zu üben, die ihm Gleiches mit Gleichem vergalten. Ich genoß das Schauspiel um mich herum mit so viel Behagen, daß ich ganz vergaß, was mich hierher unter diese Menschen geführt hatte. Als es dämmrig wurde, brachte man

Lichter herbei, und das Bild wurde noch reizender. Wenn Montgliards Augen nicht gewesen wären, die sich ab und zu lange auf mich geheftet, würde ich wahrhaftig gedacht haben, ich sei in einer neuen Welt. So aber fühlte ich die Fesseln der alten um meine Seele . . .

Als die Mahlzeit beendet war, blieben die Gäste noch beisammen und sprachen dem Wein zu, der eingeschänkt wurde. Einige unter ihnen hatten sich, ihre Becher in der Hand, erhoben und tranken stehend und schwatzend weiter. Auch Frau Mabilia hatte sich von meiner Seite entfernt. Montgliard trat zu mir und fragte, wie ich mich befände. Dann flüsterte er: „Ich wünschte, ich wäre allein mit dir oben in unserm Gärtlein. Du siehst schön aus wie ein Trugbild."

Ich blickte nach seiner Gattin, die so tat, als hätte sie die Annäherung des Gemahls nicht gesehen, obwohl sie gerade hergeschaut hatte. Ich antwortete Montgliard nicht, sondern trat zu ihr.

„Werdet Ihr mir morgen eine Unterredung gewähren, edle Frau?"

Sie stockte in ihrem Gespräch mit dem einen der Professoren und reichte mir die Hand.

„Gewiß, gern. Wann Ihr wollt."

„Dann Dank und gute Ruhe!" Wir sahen einander wieder in die Augen.

Indes sich um Montgliard ein Kreis von Gästen

bildete, die ihn baten, von seiner Reise und seinen Erlebnissen zu erzählen, ließ ich mich von den beiden Mägdlein, die zu meiner Bedienung bestimmt waren, in meine Kammer führen und auskleiden. Bald ruhte ich auf dem Lager und konnte mich nun ungestört meinen Gedanken hingeben. Es waren keine heiteren.

Ich hätte gern gebetet, aber ich erschien mir so unwert, mit Gott zu sprechen, daß ich fest meine Lippen schloß.

*

Am andern Tag endlich traf ich Frau Mabilia allein. Sie saß in ihrer Stube am Fenster und hatte eben einen Brief an jemand beendet, als ich bei ihr eintrat.

„Nur noch den Namen," sagte sie freundlich. Indes sie noch ihren Namen unter das Schreiben setzte, sah ich mich in der Stube um. Ein großes Kreuz mit einem Betstuhl davor, ein köstlich eingelegter Schrein, zwei Truhen, mehrere Stühle und die Tafel, an der Mabilia schrieb, nebst einigen Stickrahmen mit angefangenen Arbeiten, bildeten die Einrichtung. Wenn die blühenden Topfgewächse am Fenster nicht gewesen wären, die Stube hätte fast allzu ernst ausgesehen.

„So." Die mit mir zugleich eingetretene Magd nahm der Herrin das Brieflein aus der Hand und

versprach, es sofort dem Boten zur Beförderung zu übergeben. Ich ließ mich auf den Schemel zu Mabilias Füßen nieder.

„Weshalb setzt Ihr Euch nicht neben mich?“ sagte sie gütig.

„Ich finde den Platz gerade gut für mich.“

„Dann behaltet ihn,“ erwiderte sie gelassen. „Und nun sagt, was kann ich für Euch tun?“

Sie blickte mir forschend in die Augen. Ich hielt dieser großen, reinen Augen Blick ruhig aus und sagte: „Darf ich Euch alles vom Anfang an erzählen?“

Sie zögerte einen Augenblick. Das Weib in ihr mochte sich sträuben, allzu Bitteres zu vernehmen. Aber ihr großmütiges Herz siegte.

„Tut es,“ sagte sie beherrscht.

Da begann ich zu erzählen und schilderte mein Leben. Der Eltern Schicksal, Montgliards edle Tat, die Jahre in der kleinen Burg am Walde, meinen Hunger nach Wissen, der durch Gérard einige Stillung fand, Montgliards Besuche, Gérards Kämpfe, die Nachricht des Spielmanns, die ihn dem Manne zutrieb, den er einst flüchtig sprechen gehört und der so gewaltigen Einfluß auf ihn ausübte; dann schilderte ich Gérards Heimkehr und wie er mich beredet, mit ihm nach Carcassonne zu gehen, wo Domingo als Gast bei Priestern weilte. Wie ich ihn kennen gelernt, wie er mein Herz ergriffen, wie er meine Seele

sich zu eigen gemacht. Wie ich gleichsam im Traum von ihm geschieden, in mir den dunkeln, noch unklaren Wunsch, die Tochter einer geistigen Gemeinschaft zu werden, die so erstaunliche Gewalt über die Seelen besitzt. Wie der Wunsch mächtiger und mächtiger in mir geworden, bis er sich zur Ekstase gesteigert. Wie da im Augenblick, als Gérard erschien, um mich unter das Kreuz zu führen, durch ein Wort von ihm die Erinnerung an meine Eltern, an das Leid, das ich ihnen zufügte, indem ich ihrem Bekenntnis zuwiderhandelte, mächtig in mir erwacht sei, wie ich nach einer durchkämpften Leidensnacht noch schwach hinausgetreten sei, um Gérard zu folgen, der meiner harrte, und wie da plötzlich unter jubelnden Fanfaren mein Ritter erschien, der gleichsam als Mahner der Vergangenheit auftrat, die Erinnerung an meiner Eltern schreckliches Ende wieder frisch bluten ließ und mich so in allen Tiefen meines Gewissens aufrüttelte, daß ich, ihm an die Brust stürzend, gelobte, alte Vorsätze nicht zu brechen. Wie ich, schwach und wund von unbeschreiblichen Kämpfen, voll Sehnsucht nach einem Halt, einem Hort, in diesem Augenblick, da ich mich verlassener denn je fühlte, die Seine geworden sei.

„Und,“ schloß ich meine Beichte, „nun straft mich, Herrin, daß ich in Eure Rechte eingegriffen habe.“

Frau Mabilia hatte, den Arm auf den Tisch gestützt, den Kopf in die feine, weiße Hand gelehnt,

mir lautlos zugehört. Als ich aufhörte zu sprechen und mein Haupt auf ihre Füße sinken ließ, fühlte ich ihre sanfte Hand auf meinem Haar.

„Richte deine Stirn auf, Esclarmonde, komm, komm an meine Brust. Kein grausamer Bild, als wenn sich die Meute auf das blutende Wild stürzt, um es ganz zu zerfleischen! Du begehrst Strafe von mir. Nun wohl, sie soll dir werden. Von nun an bleibst du bei mir, verstehst du, bei mir, deiner Nebenbuhlerin," sie lächelte leicht — „und sühnst durch Liebe zu mir, die ich zu erringen suchen werde, deine Schuld."

Ich warf mich ihr an die Brust.

„Großmütigste der Frauen, meine Liebe, meine Anbetung besitzt Ihr schon seit der ersten Minute, da ich Euch gesehen habe." Und während meine Tränen ihren Schleier benetzten, drangen von draußen aus dem Hof süße Flötentöne herein, und eine junge Stimme sang:

„Ihr muß sich jede Wonne neigen,
Die Macht ihr dienen weit und breit
Ob ihrer holden Freundlichkeit,
Dem milden Blick auch, der ihr eigen,
Laßt einen hundert Jahr erreichen,
Sie sättigt ihn zu keiner Zeit."

„Hörst du den Joglar?" flüsterte die Edle, „er sagt dir, was du bist. Du bist holder als alle Frauen

und Mägdlein, die ich bis jetzt gesehen, und ich begreife meinen Gemahl vollkommen, daß er dich liebt, wenngleich ich, daß er dir das gestand, für grausam und sündhaft halte."

Dieser Joglar aber, der damals sein Lied ertönen ließ, warst du, o Guillem! Erinnerst du dich dessen und Fleureols, und der reichen Gaben, die dir Mabilia entbieten ließ?

Während ich, meine nasse Wange an die ihre geschmiegt, an ihrem Herzen lehnte, trat Montgliard herein. Er sah uns beide mit einem langen Blick an. Mabilia senkte das Haupt. Ich sah es wie flüchtigen Kampf durch ihre Züge gehen, doch sie faßte sich und streckte ihrem Gemahl die Hand hin.

„Hört, Raynald, damit Ihr nicht immer den beschwerlichen Weg zurücklegen müßt, um sie zu sehen, will ich Euch entgegenkommen. Sie soll einfach ganz hier bleiben, dann habt Ihr sie in der Nähe und könnt sie sprechen, wann Ihr wollt."

Ich sah seine Schläfen sich färben. Er wandte sich zu mir. „Seht, so rächt sie sich. O, sie ist schlauer als die Hölle."

„Ich hoffe es," flüsterte sie, „denn die Hölle ist vom Himmel besiegt worden."

„Willst du hier bleiben, Esclarmonde?" Er sah mir frei in die Augen.

Ich erwiderte seinen Blick offen. „Ich will bleiben,

wo sie bleibt, denn sie ist meine größte Liebe geworden."

„Dann seid mir willkommen als Hausgenossin." Er verbeugte sich mit vollkommener Selbstbeherrschung vor mir. Ich aber wußte in dem Augenblick, daß ich ein scharfes Messer in seine Brust gestoßen hatte, doch tat es mir nicht leid, denn ich war nicht so blind, um nicht zu erkennen, wie sehr er seine hochherzige Frau verkannte.

Nicht nur, daß sie ein sehr lebendiges und feinfühliges Herz besaß, sie litt auch bitter durch seine Handlungen, aber sie hatte sich mächtig in der Gewalt und wußte zu verbergen, was sie empfand.

Mit vollendeter Galanterie richtete der Ritter noch einige Worte an sie, sagte mir eine Liebenswürdigkeit über mein gutes Aussehen und entfernte sich.

Als er fortgegangen war, durchmaß Frau Mabilia einige Male das Gemach, dann blieb sie vor mir stehen. „Ich liebe ihn mehr als du wähnst, aber ich weiß, daß ich ihm nie etwas galt. Das drängte jedesmal, wenn ich ein zärtliches Wort auf den Lippen hatte, mein Herz zurück. Er glaubt, er könne mich nicht verwunden? Nur er," sie deutete auf das Kruzifix, „weiß, wie oft ich leidgemartert um Kraft bete. Ich bin nicht, was ich scheine, eine kalte, weltabgewandte Natur, aber muß ich mich nicht so geben, um nicht die Schmach der Abweisung zu erleben von

dem einzigen, den meine Sinne verlangen? Nein, so schamlos bin ich nicht, um mein Glühen zu zeigen, wenn ein andrer friert."

„Kann man für einen Mann glühen?" fragte ich ungläubig, „ich begreife es nicht. Um ihn glücklich zu machen, ihn gewähren zu lassen, das vermag ich zu verstehen, aber das, was Ihr andeutet, unbegreiflich scheint's mir."

„Wohl dir," sagte die stolze Frau, „daß du trotz deiner Erfahrung ein Kind geblieben bist. Bliebst du es immer, ich wünsche es dir."

*

Ich war viel um sie. Sie gab mir kleine Beschäftigungen, um mich glauben zu lassen, ich machte mich nützlich. Ich schrieb ihr Gebete ab, goß Oel in die Lampe, die vor dem Kreuz hing, und pflegte die Blumen auf ihrem Fenstergesimse.

Beim Mahle ließ sie mich immer neben sich sitzen und sprach manch vertraulich Wort zu mir.

Die meisten Gäste, die sich auf Fleureol einfanden, lud sie nur um des Gemahls willen zu sich. Sie selbst stand in keinen besonders herzlichen Beziehungen zu ihnen. Es waren Freunde oder weitläufige Verwandte von ihm, denen sie Gastfreundschaft gewährte. So die beiden gelehrten Herren, die einst seine Lehrer waren, der alte Krieger, an dessen Seite sein Vater gegen die Osmanen gekämpft. Die beiden

Jungfrauen, zwei Fräulein von Bouceur, waren Töchter einer seiner Schwägerinnen, der Troubadour ein Jugendgenosse von ihm. Und manch andre noch bat sie nur deshalb nach Fleureol, weil sie wußte, er unterhielt sich gern mit ihnen, oder ihr Anblick machte ihm Freude. Sie selbst blieb einsam mitten im lebendigsten Treiben um sie herum. Ich drückte den Wunsch aus, ihr etwas, wenn auch das geringste, zu werden.

„Du bist mir schon etwas geworden seit den paar Tagen, die du hier weilst," sagte sie liebreich. „Ich ehe, daß du aufrichtig bist, und das läßt mich hoffen, daß wir uns nahetreten werden. Denn von allen Tugenden am Menschen schätze ich die Ehrlichkeit am höchsten." Wie mußte sie leiden neben Montgliard, der, um sie nicht offen zu kränken, um aber auch seinen Wünschen Rechnung zu tragen, fortwährend Ausflüchte ersann, die ihm Freiheit verschafften!

Mabilia ließ mich einmal durchblicken, daß seine Neigung für die Schönheit, Jugend und Anmut der Frauen beständig Nahrung suchte, daß er nach jeder Blume griff, die seine Augen entzückte.

Je mehr sich sein Charakter mir enthüllte, um so höher stieg meine Wertschätzung für sie. Auch jetzt betrug er sich nicht, wie es sich geziemte. Sprach er auch nicht über unsre abgebrochenen Beziehungen, so redeten seine Augen um so deutlicher, die sich oftmals vor-

wurfsvoll und anklagend auf mich richteten. Ja, einmal standen zwei Tränen in ihnen, und ein solcher Gram lag um seine Lippen, als er mich ansah, daß ich — es war bei einem Spiel im Garten, bei dem sich alle beteiligten — die Hand auf seinen Arm legte und ihn fragte, ob er denn nicht glücklich wäre, da sich alles so harmonisch gewendet.

Da flüsterte er: „Du weißt recht gut, daß du mir den Tod gegeben hast, indem du die unübersteigbarste Schranke zwischen uns errichtetest. Du hast den bittersten Verrat an mir geübt, den je ein Weib an seiner Liebe begangen, verstelle dich nun nicht und frage, ob ich zufrieden sei."

Was sollte ich darauf antworten?

Zu Argumenten meine Zuflucht zu nehmen, dazu war ich zu stolz. Ich schwieg. Aber diese Augen mit ihrem beständigen Vorwurf, die mich jedesmal trafen, wenn ein Strahl der Heiterkeit in meine umdüsterte Seele dringen wollte, verbitterten und erschwerten mein Leben. Ich mied jede Begegnung mit ihm aufs ängstlichste und hielt mich treu zu Mabilia.

Sie ließ mir Seide und Goldfäden kommen, und ich begann unter ihrer Leitung ein schneeiges Gewebe mit Blumen zu bestreuen. Während sie an ihrem Stickrahmen saß, saß ich an dem meinen, unwissend, woran ich eigentlich schuf. Doch einmal sagte sie mir's.

„In St. Ivette, dem uralten Kirchlein jenseits

des Olivenwäldchens, ist eine Madonna aus Holz, von der die Sage geht, sie sei eines Tages aus einer Zypresse herausgewachsen. Fromme Hirten bauten einen Verschlag rings um den Baum, um ihn vor den Unbilden des Wetters zu schützen. Später verwandelte sich der dürftige Bretterzaun in eine Kapelle. Alljährlich am Gedächtnistag des Fundes, kurz vor Sonnenwende, pilgern trostbedürftige Seelen zu der Mutter des Herrn. Und für sie stickst du das weiße Gewand, das ich ihr zu schenken längst gelobt habe."

Der Gedanke war rührend schön und beflügelte meine Nadel.

„Ich sticke den Schleier zu dem Kleide," fügte die fromme Frau hinzu, „siehst du, für uns Frauen sind solche Arbeiten große Wohltaten. Sie lehren uns die Tugend der Geduld üben und lenken unsre Gedanken von andern, oft quälenden Dingen für kurze Zeit ab."

„Ihr seid weiser als ich," sagte ich, „ich zerquälte mir den Kopf mit meinem Studium, fand aber nicht die erhoffte Genugtuung in ihm."

„Weil du es um eitler Zwecke willen verfolgtest. Hast du mir nicht verraten, daß du Christi wirkliche Gegenwart auf Erden bezweifeltest und für sie überzeugende Beweise in den Büchern gesucht hast? Das war ebenso sündhaft als töricht. Denn siehe, spürtest du denn nicht sein Leben in dir, wozu da erst nach

den Quellen forschen? Ferner mußte dir dein Verstand sagen, ein so gewaltiges Gebäude, wie unsre heilige Kirche ist, konnte niemals ohne Baumeister entstehen. Du hattest also zwiefache Ursache zu glauben."

„O schweigt, liebe Frau, schweigt und mahnt mich nicht an ihn." Ich ließ die Nadel ruhen und sah scheu auf die Füße des Kruzifixes vor mir. Zu seinem Angesicht wagte ich meine Blicke nicht zu erheben. „Ich mag nicht zurückdenken an das, was ich verloren..."

„Verlorst du es denn, Esclarmonde?" Ich fühlte ihre fragenden Blicke auf mich gerichtet.

„Ich verlor es, deutlich fühle ich's. Hat mich nicht früher, so oft ich seiner gedachte, eine Flutwelle unbeschreiblicher Süßigkeit ergriffen? Seitdem ich ihm untreu geworden und die zürnenden Geister meiner Eltern zu beschwichtigen gesucht, anstatt seinem Rufe zu folgen, ist mein Herz starr und öde."

„Er hat dir die Süßigkeit seines Trostes entzogen, weil du ihn verließest, aber er selbst ist nicht von dir gewichen; gerade die Oede in deiner Brust ist ein Zeichen, daß seine Traurigkeit um dich sie erfüllt, daß er bei dir ist und ernst um dich wirbt."

„Keine Tränen," rief ich, da ich fühlte, meine Augen gingen über, „Maria soll ihr festtäglich Gewand ohne Flecken erhalten."

Manchmal, wenn wir nicht mehr Licht genug hatten, um die feine Arbeit fortzusetzen, griff ich zu

einem Buche und las Frau Mabilia vor. Sie liebte die Alten und holte aus dem Bücherschatz ihres Gatten kostbar eingebundene Exemplare verschiedener Dichter der großen Epochen.

Und ich freute mich, ihr vorlesen zu dürfen und mich selbst dabei weiterzubilden. Wir lasen Plautus und Terenz, und wenn ich stockte und nicht weiter konnte, da half sie mir, denn sie verstand fließend Latein und Griechisch.

*

In den letzten Tagen war unsre Tafel einsamer geworden. Montgliard war mit der Gesellschaft, einer Einladung folgend, auf ein benachbartes Schloß geritten. Nur die Matrone mit dem Kreuz auf der Brust, eines mächtigen Barons Gattin, der am Heiligen Grabe geblieben war, und der alte Krieger waren noch anwesend. Aber die beiden spürte man kaum. Meist saßen sie an einer schattigen Stelle im Garten und stritten über die Vortrefflichkeit vergangener Zeiten oder spielten Schach.

Es herrschte ein wonnevoller Frieden um uns, und ich bat Gott, daß es so bleiben möge. Aber — er will nicht, daß seine Geschöpfe untätig sind . . .

*

Eines Nachmittags kehrte Montgliard zurück. Frau Mabilia wunderte sich, daß ihr Gemahl den für länger

geplanten Besuch schon abgebrochen hatte und wiederkehrte. Sie wollte ihm entgegeneilen, aber schon an der Tür begegnete er ihr, er und jener, den sie Roger nannten.

Montgliard begrüßte uns flüchtig. Roger maß mit drei großen Schritten die Stube und rannte alles um, was in seinem Weg lag.

„Setzt Euch, Roger," bat die Hausfrau, „und sagt mir, weshalb ihr beide so unruhig ausseht."

„So hast du es noch nicht erfahren?" Die beiden Männer blickten einander an, und Montgliard, etwas zaudernd, nahm die Hand seiner Gemahlin in die seine. „Du hast einen schweren Verlust erlitten, meine Teure." Und wie sie ihn ängstlich ansah, fügte er hinzu: „Dein großer Verwandter, Simon von Montfort, der Held des Kreuzheers und Stützer der Kirche, ist durch den Steinwurf aus einer Kriegsschleuder ums Leben gekommen."

Mabilia verfärbte sich leicht, blickte auf das Kreuz und senkte den Kopf in die Hände.

Roger begann wieder auf und nieder zu rennen.

„Raimund ist in Toulouse angekommen, von unbeschreiblichem Jubel empfangen. Die Bürger rissen ihm fast das Gewand vom Leibe, als sie seiner ansichtig wurden. Seine erste Tat war, an die Befestigung des zerstörten Bollwerks zu gehen, um der Stadt wieder zu ihrer alten Stärke zu verhelfen.

Honorius in Rom schreit Zeter und Mordio und streut Bannstrahlen nach allen Seiten aus."

„Simon hinterläßt, Gott sei Dank, vier Söhne, die sein Werk fortführen werden." Die Schloßfrau fuhr sich mit dem feinen Tüchlein über die Augen.

„Nein, gnädige Frau, das werden sie nicht." Roger richtete die blitzenden Augen auf Mabilia. „Drei davon sind noch zu unerfahren und jung zum Kriegshandwerk, Amalrich, der Aelteste aber, ist ein Schwachkopf. Er besitzt keinen Funken von seines Vaters mächtigem Geist, Raimund wird ihn mit einem Finger zerdrücken."

„Ihr habt Montfort immer gehaßt, Roger, weshalb, weiß ich nicht."

„Weshalb hätte ich mich für ihn begeistern sollen? Er war ein Schurke, wenn auch einer, dem man seine Achtung nicht versagen konnte, weil seine Schurkereien von großen Linien waren. Ich schwärme auch nicht für die Foix und Comminges, nicht für den Grafen von Toulouse selbst, nicht für den tollkühnen Schwager Raimunds, Aragoniens tapferen König. War's nicht Unsinn von Peter, vor der Schlacht die Kleider zu wechseln, um unerkannt desto wilder fechten zu können und natürlich den Tod zu finden? Ja, wenn's andre Dinge gälte," Roger raffte im Eifer des Gesprächs eine Strähne meiner weißen Seide auf und zerriß sie zwischen den Fingern, „aber für Trug-

bilder, für nichts. Religionskrieg! Fühlt doch nur den Hohn, der in dem Wort liegt. Religionskrieg! Tausendfacher Mord um Christi willen, der Frieden und Liebe gepredigt hat. Hahaha! Alle zusammen sollen sie zur Hölle fahren, Innozenz ist's schon, und Honorius wird ihm bald, so Gott will, folgen. Was hat die Kirche mit den Thronen und ihren Listen zu schaffen, könnt Ihr mir das sagen? Was maßt sie sich Rechte an, die ihr nicht gebühren? Hat Christus nicht deutlich gesagt: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt?‘ Wozu der Hader? Was anders als gemeine Raubsucht war's, die den Teufel Arnold, Innozenz' Bevollmächtigten, zu allen seinen Höllenunternehmungen trieb? Hat er nicht selbst mit Montfort, seinem Verbündeten, Streit über weltliche Rechte begonnen, er, der Erzbischof, Gottes Diener?“

„Hört auf, Roger.“ Mabilia legte die Hände an die Schläfe. „Ihr zerreißt meine Ohren, wie Ihr Esclarmondes Seide zerrissen habt. Wollt Ihr mich etwa glauben machen, daß die Bürger von Carcassonne, Toulouse und den andern angegriffenen Orten Lämmer waren, die nicht auch gegen die Unsern heimlichen Haß nährten?“

„Ei, gnädige Frau, wann hätte ich das behaupten wollen? Nein, die Bekenner des seligen, zu Tode geschundenen Manes sowie die geistigen Söhne Seiner Hochwürden, des Herrn Waldensis, und noch andrer

merkwürdiger Existenzen, waren durchaus keine Lämmer. Auch sie gebrauchten ihre Hörner im Dunkeln und stießen damit, wenn sie konnten. Deshalb meine ich ja, man soll sich weder für die einen noch für die andern einsetzen."

„Euch fehlt der Ernst, Ihr spielt mit allem und habt vor nichts Ehrfurcht. Es ist immerhin etwas Hohes, ob Häretiker ob Christ es tut, wenn ein Mensch seine Zukunft, sein Leben für sein heiligstes Gut, für seinen Glauben, einsetzt. Und insofern achte ich auch die Ketzer hoch, als sie mit Gut und Blut für ihre Ueberzeugungen eingetreten sind."

Ich erhob mich und drückte meine Lippen auf Mabilias weiße Hand. Sie hatte mir aus der Seele geredet.

„Raynald, deine Frau spricht, als ob sie tausend Jahre später geboren wäre als die meisten. Ihr habt doch nichts dagegen, Fräulein," Roger wandte sich an mich, „wenn ich die linke Hand unsrer Herrin küsse, da Ihr die rechte vorzogt." Und er neigte sich über Mabilias Hand und zog sie an seinen Mund. Dann sah er zu mir herüber. „Guckt mich nicht so an, Fräulein, ich müßte sonst fürchten, Ihr verliebtet Euch in mich, und das wäre schade, denn ich könnte Euch keine Gegenliebe entgegenbringen. Mein Herz gehört der Freiheit, und in meinem Arm hat bis jetzt nur das Schwert geruht."

Ich errötete und zog die Brauen zusammen. „Die Freiheit zu lieben geben alle vor, die nichts Rechtes leisten wollen, und das Schwert im Arm nutzt wenig.“

„Beim heiligen Luzifer! Das Kind spricht gut. Hat Euch Eure Amme schon lange verlassen?“

„Roger,“ mahnte Mabilia, „seit wann ist mein Gemach der Tummelplatz Eurer Witze geworden?“

„Verzeiht,“ er richtete die Augen fast zärtlich auf sie, „ich bin ein nichtswürdiger Geselle, ich weiß es! Kommt, Oheim,“ er wandte sich an Graf Raynald, der die ganze Zeit über, an das Betpult seiner Frau gelehnt, mich angestarrt hatte, „hier ist kein Platz für uns.“

„Ich glaube es beinahe selbst.“ Montgliard verneigte sich grüßend vor uns beiden und folgte Roger, der vor Mabilia die Arme auf der Brust kreuzte und mir kurz zunickte.

„Wer ist dieser Roger?“ fragte ich, als die Schritte der beiden draußen verklungen waren.

Mabilia zögerte einen Augenblick, dann sagte sie kurz: „Irgendein ferner Verwandter meines Mannes. Es gab eine Zeit, da er sich sehr elend befand. Er hatte sich in fremden Heeren herumgetrieben, fiel in Gefangenschaft, entfloh, ging auf das Meer und machte gemeinsame Sache mit Piraten an der engelländischen Küste. Eines Tages fand ihn mein Gemahl unweit von hier in einer Bauernhütte, fiebernd und

krank, ließ ihn heraufbringen und pflegen. Später, nach seiner Genesung, verließ er uns wieder. Nach drei Jahren kehrte er zurück, wilder und unbändiger als je. Es vergeht fast kein Tag, an dem er nicht mit irgend jemand Händel beginnt. Man möchte glauben, sein Leben belästige ihn, weil er es beständig aufs Spiel setzt. Ich hoffe übrigens, er verläßt uns bald wieder, er hält es nirgends lange aus. Er könnte mir lieb sein, wenn er nicht gar so ungebärdig wäre. Denn im Grunde schlummern edle Eigenschaften in ihm."

Abends kamen unerwartet einige Herren aus der Nachbarschaft an, und es herrschte viel Lebhaftigkeit bei Tische. Man berücksichtigte wenig der Schloßfrau Trauer um ihren Verwandten — war man doch in dieser Zeit der Greuel an das Schrecklichste gewöhnt — und trank und ließ sich gehen. Die angekommenen Herren erzählten allerlei Neuigkeiten aus Toulouse. Die einen schimpften auf Montfort und berichteten verschiedene Grausamkeiten von ihm, die andern erhoben ihn bis zu den Sternen. Herr von Hauteville, der ebenfalls wieder zurückgekehrt war, sprach begeistert von Simon. Bevor er der heiligen Sache seinen Arm geliehen, wäre er noch glänzender Kavalier, Lebemann und Gönner der Kunst gewesen; er begann allerlei Historien von Montfort mitzuteilen, in denen schöne Frauen keine geringen Rollen spielten.

Mabilia hörte eine Zeitlang zu, dann erhob sie sich und gab auch mir einen Wink. Wir begaben uns so geräuschlos wie möglich hinaus, um uns noch ein bißchen im Garten zu ergehen. Plötzlich trat Roger zu uns.

„Darf ich die holden Frauen geleiten? Ich will auch artig sein, leise sprechen und vor dero allerhöchsten Schleppen den schuldigen Respekt bezeigen.“

Mabilia runzelte leicht die Brauen. „Wenn Ihr nicht wüten könnt und Eure Faust- und Lungenkraft betätigen, verfallt Ihr leicht in das Gegenteil und werdet süßlich und damit — langweilig.“

Das braune Gesicht des ungebärdigen Gesellen verzog sich lachend. „Daß ich doch immer nicht das Richtige finde, um Euch zu gefallen, teure Herrin! Und Ihr wißt doch, mein Leben würde ich dafür lassen.“

„Euer Leben nur,“ sagte ich, Frau Mabilia, die müde schien, die Last des Gesprächs abnehmend, „das schätzt Ihr doch so gering, habt Ihr nichts Besseres anzubieten?“

Seine Augen funkelten mich an.

„Möchtet Ihr mich als Hofnarr annehmen, holde Dame?“

„Nein, dazu seid Ihr mir zu schwerfällig. Narren müssen zierlich sein.“

„Wer sagt das? Je größer ein Narr, um so

besser. Aus mir könnte man," er reckte sich auf, „ihrer vier machen, denkt Euch, wie nett."

„Wir haben gerade an einem genug," warf Mabilia ein.

„Das glaube ich auch. Das Gute kann man nie in allzu großen Dosen genießen. Deshalb möchte ich nicht in den Himmel kommen. Stellt Euch nur vor, den ganzen Tag nichts wie Seligkeit und immer wieder Seligkeit. Ich begreife jene Engel, die vor Langeweile mit den Töchtern der Erde angebändelt haben."

„Ihr scheint stets die Religion zur Zielscheibe Eurer Witze zu machen," sagte ich herb. „Bietet Euch die Erde denn nicht genug Handhaben, um Euern Spott zu üben?"

Frau Mabilia ließ sich auf eine Rasenbank nieder, und ich setzte mich neben sie.

Er blieb uns gegenüber stehen. „Gewiß, Fräulein, mehr denn genug. Zum Beispiel Ihr selbst."

„Ich?" Ich blickte verwirrt zu ihm auf. „Wieso ich?"

„Ihr mit Euerm mächtigen, nachtschwarzen Haar, Euern Glutaugen, Euerm Granatenblütenmund, Euerm weißen, geheimnisvollen Hals, Euern — Euern — ach, all den andern schönen Dingen, ich meine den Orangenblüten im Haar, dem Kettlein auf Eurer Brust, dem Sänmchen an Euerm Schleier, Ihr wollt

mich glauben machen, Eure gesenkten Wimpern wären Wahrheit, Euer demütiger Gang wäre Natur, Eure gedämpfte Stimme Euch angeboren. Hahaha! Ich wollte Euch eine Stunde lang bei mir haben auf der Kruppe meines Rosses und der Sonne eine Wolke Staubs ins Gesicht blasen, damit Ihr nicht ihre Beobachtung fürchtet, und dann wollt' ich den Wald Eure Stimme hören lassen, Euer Jauchzen und Schreien, wollt' ihm das Feuer Eurer ewig gesenkten Augen verraten, die springende Kraft Euers Nackens, das Federn Eurer Hüften —"

Mabilia machte eine Handbewegung. „Hört, Roger, was hat Euch dieses Mägdlein getan, daß Ihr es so beschämt? Es ist mein Gast. Versteht Ihr?"

„Habe ich Euch beleidigt?" Er neigte sich zu mir nieder, bemüht, in mein gesenktes Antlitz zu sehen. „Womit? Weil ich behauptete, daß Euer Wesen außer der Schale auch noch einen Kern hat und daß dieser Kern der scharfen Zähne bedürfte, die ihn aufknackten? Ei, das ist doch keine Beleidigung."

„Nein," sagte ich trocken, hob den Kopf und blickte ihm gerade ins Gesicht.

Da stieß er einen Fluch aus, entschuldigte sich bei Mabilia und verschwand.

„Hast du ihm eine Grimasse gemacht?" fragte nach einer Weile Mabilia.

Grimasse? O wie fern lagen mir solche Scherze. Ich hatte ihn nur angesehen.

*

Am andern Tag war ich recht zerstreut und unruhig. Die Arbeit wollte mir schlecht aus der Hand, ich mußte das Angefangene immer wieder auftrennen. Frau Mabilia war so in ihre Gedanken versunken, daß sie meine Anwesenheit übersah. Ich war dem Weinen nah und wußte nicht weshalb. Gern wäre ich dem Mahle ferngeblieben, doch das ging nicht. Zur festgesetzten Zeit begaben wir uns hinab. Ich erhob die Augen nicht vom Tischtuch, aber trotzdem wußte ich, daß zwei Menschen mich beobachteten: Montgliard wie immer und, vom unteren Tischende her, der Wilde. Er verhielt sich indes heute ruhiger als sonst, wendete sich nur an Graf Raynald, dem ich das Aufgestörtwerden aus seinen Gedanken recht vergönnte. Montgliard schien Roger besondere Liebe entgegenzubringen, denn seine Stimme hatte immer einen weichen, fast zärtlichen Klang, wenn er zu ihm sprach.

„Das wird wohl dein Ernst nicht sein," hörte ich den Grafen sagen, „weshalb solltest du uns jetzt schon verlassen wollen? Ich denke nicht daran, dir Erlaubnis dazu zu geben."

‚Die arme Frau Mabilia,' dachte ich, ‚wie würde sie froh sein, den Quälgeist loszuwerden, der ihr so viel Lärm ins Haus bringt!'

„Nein, nein,“ sagte Roger, „ich muß fort. Ich habe sehr viel vor. Auch will ich nach Toulouse, um den jungen Raimund zu begrüßen, den ich von Italien her kenne.“

„Ich begleite dich nach Toulouse, wenn du noch wartest.“

„Ich halte es auch für besser, Ihr wartet noch ein Weilchen,“ sagte einer der anwesenden Herren, „es ist kein Vergnügen, über aufgerissene Erdgräben und Schutthaufen zu reiten.“

„Dann gehe ich einstweilen heim,“ versetzte Roger trotzig.

Montgliard furchte die Brauen. „Was fällt dir ein, du wirst in das alte Mauerloch an der Aude kriechen, bleib hier, wir alle wollen dich nicht missen.“

Teils aus Höflichkeit, teils aus wirklicher Zuneigung stimmten die andern Gäste zu. Da sagte Roger ruhig: „Gut, ich bleibe, aber nur unter einer Bedingung.“ Man drang in ihn, sie zu nennen, doch er sagte später: „Später!“

*

Wir — Frau Mabilia und ich, befanden uns in ihrer Stube, als Montgliard, von Roger gefolgt, hereintrat. Der Graf lächelte und hatte ein höher gefärbtes Gesicht als sonst.

„O, ihr Frauen, was habt ihr schon wieder an-

gezettelt! Ihr habt Roger beleidigt, und er will uns verlassen, wenn nicht eine Bedingung erfüllt wird."

„Wer hat Euch beleidigt?" fuhr die sanfte Mabilia gegen ihre Gewohnheit auf.

„Nicht Ihr, gnädige Frau, Dame Esclarmonde tat's," versetzte er höhnisch.

„Ich? Euch?" Ich blickte ihn sprachlos vor Verwunderung an.

„Ihr, mich, jawohl! Es war gestern abend. Ich scherzte mit Euch, unsre Herrin ist Zeuge davon," er wies auf Mabilia, „da warft Ihr mir auf ein harmlos gemeintes Wort einen solchen Blick der Verachtung zu, daß — daß ich während der Nacht kein Auge schließen konnte. Wie kamt Ihr dazu, mich so anzublicken? Wärt Ihr ein Mann, ich bohrte Euch für den Blick auf der Stelle nieder."

„Aber Roger," lächelte Mabilia, „Ihr, der tausend Lebensgefahren überwunden, der sich nicht um die vergifteten Pfeile seiner Gegner noch um die Drohungen seiner Feinde bekümmert hat, Ihr werdet Euch doch nicht wegen des Blicks eines Mägdleins grämen?"

„Laß ihn," warf Graf Raynald ein, „das ist seine Sache. Nun sag aber, Roger, was für eine Genugtuung beanspruchst du eigentlich von ihr?"

„Genugtuung gar keine. Sie soll nur, falls Ihr darauf besteht, daß ich noch länger hier weile, mich bitten, sie mich, daß ich bleibe."

„Das wird sie nicht," sagte Mabilia, „wie käme sie dazu?"

„Doch, sie wird es, wenn sie erfährt, daß mir dein Hiersein Freude macht. Nicht wahr, Esclarmonde, Ihr tut es?"

„Weshalb sollte ich nicht," antwortete ich eisig, „wenn es Friedensbedingung ist . . ."

„Bevorzugst du irgendeine Form, unter der die Bitte geschehen soll?" fragte Montgliard.

„Sie soll sagen," stotterte Roger: „‚Lieber Roger, ich bitte Euch, bleibt noch hier. Wir alle haben Euch lieb.'"

„Dann lügt sie," fiel Mabilia ein, „denn sie wird Euch kaum liebhaben."

„Ich nehme die Sünde auf mich," sagte Roger und sah mich an.

Die Sache erschien mir auf einmal furchtbar kindisch, und ich lachte. Dann beherrschte ich mich und machte ein ernsthaftes Gesicht.

„Lieber Roger —"

„Nein, nein," unterbrach er mich eifrig, „Ihr müßt mich dabei anblicken."

Ich richtete die Augen auf ihn. „Lieber Roger, ich bitte Euch, bleibt noch hier, wir alle haben Euch lieb . . ."

„Esclarmonde, wie schön seid Ihr, wenn Ihr bittet! Ich möchte Euch allezeit so sehen. Ich danke

Euch," er wollte nach meiner Rechten fassen, um sie an seine Lippen zu ziehen.

„Nein, nein," rief ich und verschränkte die Hände rasch auf dem Rücken. Blitzschnell hatte er sich zurückgebeugt, und ich fühlte seinen brennenden Mund auf meiner Handfläche.

„Ihr seid toll," stammelte ich verwirrt.

„Dann habt nur Ihr mich dazu gemacht, denn, scheltet nicht, gnädige Frau," wandte er sich an Mabilia, „da mir das Fräulein vorhin eine Liebeserklärung gemacht hat, ‚Wir alle haben Euch lieb!' so wäre es unhöflich von mir, sie nicht zu erwidern. Du stimmst mir bei, Oheim?"

Montgliard blickte, peinlich berührt vom Uebermut seines jungen Freundes, auf mich. „Hier im Frauengemach habe ich keine Stimme. Jedenfalls kannst du stolz auf des Fräuleins Nachgiebigkeit sein, denn ich meine, es ist nicht leicht für eine Sache zu gewinnen."

„Bin ich eine Sache, ich, der Teufel von Brulac?"

Mabilia lächelte. „Kennt Ihr die Geschichte, Esclarmonde? Nein, richtig, wie solltet Ihr, da Ihr erst so kurze Zeit hier weilt? Erzählt, Roger, wie Ihr zum Teufel wurdet."

Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück, ich hatte mich gleichfalls niedergelassen, und im Nu saß Roger zu ihren Füßen und schmiegte den Kopf an ihr Knie.

Bevor ich beginne,“ sagte Roger, „möchte ich dich bitten, Oheim, daß du nicht so unverwandt Dame Esclarmonde anstarrst. Es schadet den Augen, allzulange auf einen Punkt zu blicken, wie du vielleicht wissen wirst, und da ich von jeher um dich besorgt war — ja, ich fange schon an, Frau Mabilia.“

Graf Raynald hatte mit erzwungenem Lachen einen Scherz gemurmelt, aber ich fühlte an meiner eignen Verlegenheit, wie unangenehm ihn Rogers Worte berühren mochten, und sah krampfhaft in des letzteren Gesicht.

„Kennt Ihr St. Kilian, Fräulein?“

„Nein.“

„Aber Beroches mit den Gebeinen des heiligen Eleusinus?“

„Auch nicht.“

„Nun, dann könnt Ihr Euch eine lebhafte Vorstellung von der Gegend machen. In dieser Gegend also, wo der Wald von Wild, der Fluß von Fischen, die Luft von fetten Vögeln wimmelt, ging eines Tages nach Christi Geburt ein Mensch zerfetzt, noch nicht geheilt von den Wunden, die er sich bei verschiedenen Abenteuern geholt hatte, das Schlimmste aber: hungrig, furchtbar hungrig, ging dieser Mensch auf der Landstraße hin. Ja, wenn er Spieß oder Bogen, ein Schwert, wenigstens ein Messer bei sich gehabt hätte! Hasen und Vögel wären genug dagewesen, die nur

darauf warteten, in einem anständigen Magen ihr Unterkommen zu finden. Aber alles war dahin. Die kostbar eingelegte Armbrust hatte er irgendwo für einen Trunk Weines hingegeben, um Pferd und Spieß hatten ihn Wegelagerer gebracht, das Messer hatte er verloren und sein Schwert bei einem Zweikampf zerbrochen. So ging der arme Tropf weiter, mit den Händen schlenkernd, die er augenblicklich als höchst überflüssige Zugabe seines Körpers betrachtete. Plötzlich, an einer Wegbiegung, gewahrte er ein kleines Städtchen mit einem Hügel, auf dem eine alte Burg lag. Er schritt wacker auf das Städtchen los und seine Nase witterte schon allerlei Gerüche, frischgebackenes Brot und am Spieß gebratenes Fleisch. Aber die Bürger waren wie alle Bürger, undankbar und kleinlich, und schätzten nicht den Gastfreund, der, wie der Fremdling bei Abraham, anpochte, ohne Woher und Wohin anzugeben. Ich erhielt nicht einmal einen Knochen, viel weniger ein Stück Fleisch gereicht. Schon am Ende des Städtchens angelangt, gewahrte ich einen Färber. Wenn auch der hart blieb, dann mußte ich, wollte ich Fleischkost genießen, meinen kleinen Finger verzehren. Ich trat also in das Häuschen des Färbers. Zum Glück war nur seine Mutter anwesend, er selbst und die Handlanger waren rückwärts im Garten, um Zeug aufzuspannen, das in der Sonne trocknen sollte. Ich bot der Frau guten Tag, dann begann ich über

die schlechte Straße zu schelten, die heiß und staubig und voll Buckeln war. Schließlich kam ich auf die unsicheren Zeiten zu reden, und wie es früher gut zu leben war. Früher! Ich tat so, als ob ich dreihundert Jahre alt wäre und noch des großen Carolus Urenkel auf meinen Knien geschaukelt hätte. Die Frau hörte zu und stimmte begeistert in das Lob der alten Zeit ein. Sie erzählte schrecklich viel, und mein Magen knurrte dazu ingrimmig.

„Endlich kam der Färber herbei. Er fand mich mit seiner Mutter in lebhafter Unterhaltung. Sie hatte glänzende Augen vor Schwatzen bekommen und deckte ohne aufzuhören den Tisch, an dem ich, höflicherweise, um sie nicht in ihrer Rede zu unterbrechen, gleich sitzen blieb. Die Gesellen kamen herein, unwillkürlich hatte nun auch der Färber das Wort ergriffen, unwillkürlich gelangte die Schüssel auch zu mir — schlechtes Essen, aber besser als nichts —, auch der Becher machte keinen Umweg. Man sprach von diesem und jenem, auch von Herrn Renaud Brulac, dem alten Geizhals, der verlassen und, um sich das Gesinde zu ersparen, allein oben auf dem Hügel in seiner Burg saß. Die Gesellen munkelten, daß er sich im Morgenland, er war früher Kaufmann, große Schätze erworben habe. Die Burg hätte er einem Ritter, der ihm Geld schuldete, abgenommen, weil ihm ihre sicheren, festen Mauern gefielen. Wie die

Gesellen so erzählten, stiegen allerlei Gedanken in mir auf. Damit sie aber nichts merkten, spielte ich den Narren, riß Zoten und Witze und brachte alle zum Lachen. Besonders die Alte. Ich glaube, die wäre mit mir durchgebrannt, wenn ich sie dazu aufgefordert hätte. Mittlerweile gingen die Leute wieder an die Arbeit. Ich folgte ihnen und stellte mich ungeheuer interessiert für das Färben der Stoffe, tauchte meine Fingerspitzen in die rote und tauchte sie in die schwarze Farbe. Die Alte, natürlich neben mir, erklärte mir liebenswürdig alles, was mich zu wissen verlangte. Auf meine Beteuerung, daß sie die vortrefflichste Hausfrau der Welt sei, die alles könnte, kochen, waschen, färben, ob auch Kühe melken, wüßte ich nicht, fiel sie mir eifrig ins Wort, und wie sie das verstünde, die Kuh hinten im Stall melke sie jeden Tag, auch die Ziegen. Also auch eine Kuh war vorhanden. Ich senkte die Augen, damit die treffliche Frau nicht den Freudenblitz sähe, der sie durchzuckte. Jetzt aber, Fräulein, nehmt Euern Mut zusammen, es kommt etwas Grausiges. Wie es dunkel wurde und die brave Alte nebst dem Färber den Schlaf des Gerechten schlief, schlich ich mich, der von ihnen schon Abschied genommen und auf die Landstraße gegangen war, wieder ins Haus zurück, tauchte alles, dessen ich an mir habhaft werden konnte, in den Kübel, der noch zur Hälfte mit dickem schwarzen

Farbstoff gefüllt war, und bevor die Kuh noch den Verlust ihres Schwanzes recht zu bemuhen begann, war ich auf dem Weg zur Burg. Denkt Euch, er hatte sich aus Geiz nicht einmal Hunde angeschafft, der Alte. Er war, trotz seiner Angst vor Räubern, viel weniger vorsichtig, als ich es an seiner Stelle gewesen wäre. Er lag in der Kammer und schlief, als der Teufel — daß er's war, konnte kein Zweifel sein, denn er hatte einen Schwanz — durch das offene, sehr breite Rauchloch auf den Herd, und von da in die Schlafstube kam. Was nutzte dem ausgemergelten Greis sein Schreien — der Teufel, Kavalier, wie er immer ist, sagte: ‚Schreie nicht, mein Sohn, ich tue dir nichts zuleide, dir soll keine Münze deines Schatzes entwendet werden, nur, damit nicht dein Reichtum in die Hände meiner Brüder in der Hölle fällt — in der Familie bleibt er ja doch —, sollst du eine Schenkungsurkunde ausstellen, in der geschrieben steht, daß ich, Leviathan, dein Erbe sei. Da aber der Notar, der deinen Nachlaß ordnen wird, eines menschlichen Namens auf der Urkunde bedarf, um nicht zu sehr zu erschrecken, so nenne mich in dem Schriftstück Roger von Montiban. Willst du das tun, mein Freund, dann sollst du, anstatt ewig in der Hölle zu sieden, mit dem Fegfeuer davonkommen. Das Geld, das vom Teufel kam — mit ganz rechten Dingen hast du's ja nicht immer verdient —, soll

wieder zum Teufel gehen, der Himmel bedarf seiner nicht, weil man dort alles umsonst bekommt. Also willst du?' Er fiel auf die Knie vor mir, daß seine dürren Knochen klapperten, ich aber zündete mitleidslos ein Lämpchen an, das gerade so lange brannte, bis er mein Diktat mit zitternder Hand niedergeschrieben hatte. Da sprang ich, das Blatt in der Hand, zum Fenster hinaus. Als Teufel mußte ich auf irgendeine ungewöhnliche Weise verschwinden. Zum Glück fiel ich auf eine weiche Masse, auf einen uralten Dunghaufen, der schon vor dem Einbruch der Franken hier geduftet haben mochte, und tat mir nichts zuleide. Ich ging nicht weit, sondern setzte mich in das Geäste eines Baumes und erwartete hier die zweite Nacht. Und der Teufel kam abermals zu Renaud, um ihm guten Abend zu wünschen. Der Alte piepte wie eine Maus in der Falle und rief alle Heiligen an. In der dritten Nacht — stellt Euch nicht so verschreckt an, Fräulein, ich tat ihm ja kein Leid an, ich besuchte ihn nur, hat Euch noch nie ein Teufel besucht? —, da piepte er nicht mehr, denn er war vor Schrecken gestorben. Da legte ich das Schriftstück so, daß es leicht gefunden werden konnte, und wusch mich sorgfältig mit allen Höllenkräutern, die ich für ähnliche Zwecke als nützlich kenne, dann forschte ich nach Gewändern, die ich mir so gut es ging zurechtrichtete, und suchte unbemerkt die Landstraße zu gewinnen.

„Als der Alte kein Mehl mehr mit dem Sack über den Rücken zu holen ging und keine Lebensmittel mehr einkaufte, drangen die Leute in seine einsame Behausung, fanden seine sterblichen Ueberreste und riefen die Väter des Städtchens, um zu beraten, was nun zu tun wäre. Da ihrer mehrere zugleich ankamen und so nicht leicht sich gegenseitig betrügen konnten, hätte doch einer des andern Verrat fürchten müssen, so erfüllten sie den Auftrag des Toten und beriefen Roger von Montiban, um ihm sein Erbe, weniger Geld als er erwartet, aber Burg und Wald, feierlich zu übergeben. Und nun sagt, könnt Ihr Euch einen schlauern Teufel als Roger denken?“ Er blickte mich an.

„Und besitzt Ihr Freude an diesem Reichtum, den Ihr Euch auf so seltsame Weise angeeignet habt?“

Er lachte. „Was freut mehr als das durch List oder Kampf Errungene?“

„Dabei kann Roger,“ sagte Mabilia zu mir, „großmütig gegen Arme, aufopfernd gegen Leidende sein, wie ich schon selbst Zeuge war. Es ist eine Fülle von Widersprüchen in ihm. Seine wirklichen Verdienste schraubt er klein, sonst aber vergrößert er gern die Tatsachen. So ist das Erbe des Wucherers ein geringer Besitz. Diese Burg, diese Wälder —“

„Gnädige Frau, beleidigt den Burgherrn nicht,“ mit einem Satz stand Roger aufrecht vor uns. „Graf

Raynald hat sich gedrückt, er kennt die Geschichte ja schon, sonst hätte er bezeugen können, wie wahrhaft vornehm mein Gut ist."

„Nun, Roger, wenn Ihr Euch brav verhaltet und einige Zeitlang keine Dummheiten macht, wollen wir beide, ich und Esclarmonde, Eurer Burg einen Besuch abstatten."

„Wär's möglich?" rief er freudig.

Sie nickte. „Ich versprech's Euch. Aber wehe Euch, wenn unsre Erwartungen enttäuscht werden."

„Und Ihr, Fräulein, kommt wirklich mit?"

„Gerne," sagte ich.

„Und Ihr zürnt mir nicht?"

„Weshalb sollte ich das?"

„Wegen — vorhin."

„Nein, wie könnte man Euch zürnen?"

„Ihr meint, Narren nimmt man nicht ernst." Er biß die Zähne zusammen.

„Werdet nur nicht wieder böse auf mich," spöttelte ich. „Ihr seid wie ein Kind."

„Ich wollt', ich wäre Euer Kind, Esclarmonde, dann dürft' ich mit Euerm Haar spielen, und Ihr würdet mir nicht verbieten, meine Lippen auf diese dunkle Fülle zu pressen." Er neigte sich dicht zu mir. „Wenn Ihr sitzt, berühren die Enden Eurer Flechten die Erde, es müßten immer kostbare Teppiche liegen, wo Ihr sitzt."

„Roger, Euer Freund Hauteville verdirbt Euch, Ihr werdet süß wie unsre Troubadoure,“ sagte Frau Mabilia.

„Ich war immer süß, teuere Herrin, aber der Anlaß, meine Süßigkeit zu vergießen, fehlte mir. Jetzt ist er da.“

Als uns Roger endlich verlassen hatte, sagte ich: „Weshalb ist er so seltsam zu mir, es bedrückt mich?“

„Es ist alles nur Scherz,“ sagte sie begütigend, „fasse es nicht anders auf.“

*

„Esclarmonde!“ Montgliard stand neben mir. Es war, als ich über die Treppe nach der Magdkammer hinabgehen wollte. „Esclarmonde, siehst du nicht, wie ich leide?“

Ich fühlte, wie ich erbleichte. „Ich füge Euch doch nichts Böses zu. Oder könnt Ihr meinen Anblick nicht ertragen, dann verlass' ich Fleureol.“

„Sie hat dir falsche Berichte über mich gegeben. Ich bin anders als du denkst. Bevor ich dich kannte, war ich ein Herumirrender, jetzt bin ich mir bewußt geworden. Noch nie habe ich wie dich ein Weib —“

Ich ließ ihn stehen und sprang über die letzten Stufen, denn ich hörte jemand heraufkommen. O Gott, wie litt ich! Und ich litt doppelt, weil ich fühlte, daß seine Reden nicht leere Phrasen waren. Je gleichgültiger er mir wurde, um so mehr entbrannten

seine Empfindungen für mich. Ich warf mich an Mabilias Hals.

„Ich werde Euch verlassen müssen, ich kann hier nicht bleiben.“

Sie erriet mich. „Dadurch würdest du alles verschlimmern, Kind, sei tapfer und halte treu zu mir, wir leiden ja beide.“

Ich küßte sie und weinte. Wenn ich sie nicht gehabt hätte!

*

„Fräulein, weshalb weicht Ihr mir nur so aus?“ Roger trat nach Tisch zu mir. „Wollt Ihr Euch nicht ein wenig mit mir im Garten ergehen?“

„Tu's,“ nickte Mabilia, „er wird dich aufheitern.“

Sie folgte mir in einiger Entfernung mit des Baronets Witwe. Ich begann ein gleichgültiges Gespräch, denn in Wahrheit bedrückte es mich, an Rogers Seite zu gehen. Er wurde ärgerlich.

„Bin ich der Freund der Bonceurs, daß Ihr mit mir solche Konversation führt?“

„Dann sprecht allein,“ sagte ich, „ich bin nicht aufgelegt, auf Entdeckungen auszugehen, was Ihr hören wollt.“

„Desto besser weiß ich's von Euch.“ Die Narben seiner Schläfe färbten sich dunkel.

Ich sah ihn unsicher an. „Was meint Ihr, ich verstehe Euch nicht.“

„Man muß Euch auf der Treppe im Dämmer auflauern und heiße Worte in Euer Ohr flüstern, das habt Ihr gern."

Ich prallte zurück. „Spion!"

„Nein," er packte meine Hände und verschlang seine Finger so in die meinen, daß ich auf die Knie vor ihm zu liegen kam, „das dulde ich nicht, bittet mich um Verzeihung, eher lass' ich Euch nicht."

Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. „Bedenkt doch, die Anwesenden —"

Er lachte rauh. „Die Anwesenden, Abwesenden, alle sind mir gleich. Bittet mich um Verzeihung für das schmachvolle Wort, eher lass' ich Euch nicht." Meine Finger schmerzten mich, aber ich schwieg. „Denn von allem Verächtlichem das Verächtlichste ist das, was Ihr mich genannt habt. Kein Mörder ist so gemein," seine Brust keuchte, er suchte nach Worten.

„Wenn Ihr keiner seid, wie konntet Ihr Zeuge jenes mir selbst unerwünschten Auftrittes sein?"

„Zufall, nichts als Zufall. Ich wollte den Oheim holen, um einen Ritt mit ihm zu tun —"

„Dann bitte ich Euch um Verzeihung für meinen ungerechtfertigten Argwohn," lispelte ich mit geschlossenen Augen, denn ich schämte mich zu Tode, von jemand in dieser Stellung betroffen zu werden. Er schleuderte meine Hände von sich und wandte sich zurück. Ich erhob mich wankend. In diesem Augenblick trat

Montgliard hinter einem Baum hervor. Sein Antlitz war totenbleich. „Was sollte die Szene, Roger, erkläre!“

Roger kehrte sich auf der Ferse um. Auch er war blaß. Da rauschte es über den Rasen. Mabilia, ihr seidenes Gewand nachschleppend, die alte Dame an ihrer Seite, kam heran. Sie schien von allem nichts bemerkt zu haben und sah nur Roger dicht vor sich. „Ei siehe, Roger? Was macht Ihr wieder für ernste Mienen? Kommt, Wilder! Hört zu.“ Ihr Arm schlang sich in Rogers Arm. „Frau von Quicastel erzählt eben eine Geschichte, die an Isolde und Tristan erinnert.“

Da entwand er sich ihrem Arm. „Ich gehe nicht eher mit Euch, als bis mich das Fräulein angelächelt.“ Und er beugte das Knie vor mir. „Esclarmonde, um der Milde der seligen Jungfrau willen, lächelt mich an, damit ich weiß, Ihr habt mir vergeben. Ich errate alles, nicht Ihr, ein andrer ist schuld an jener Szene, die mich zum Toren machte.“

Die Tränen lagen mir noch auf den Wangen, aber ich lächelte zu ihm nieder. Da erhob er sich, und Mabilia seinen Arm bietend, schritt er mit ihr weiter.

„Diese beiden,“ sagte die kluge Frau, die vielleicht den ganzen Vorgang erraten haben mochte, zu ihrer Begleiterin, „haben einander beständig zu necken.“

Ich aber stand einen Augenblick wie von Schrecken gelähmt. Konnte es möglich sein? Roger war meinem Herzen nicht mehr gleichgültig.

*

Andern Tags sah ich Montgliard mit Roger friedlich zum Tor hinausreiten. Was mochten die beiden einander vorgelogen haben? Montgliard, der wohl doppelt so alt wie Roger war, mochte dem jugendlichen Brausekopf wohl in seiner gelassenen Weise entgegengekommen sein. Mabilia fragte mich nach nichts aus, aber ich sah es an ihrem überwachten Gesichte, daß sie innerlich nicht ruhig war. Wir waren beide wortkarg.

Dann kamen Spielleute in den Hof und sangen. Sie sangen auch das Lied von Margarida, Raimund von Roussillons lieblicher Gattin, die Guillem von Cabestaing, den Troubadour, liebte und von ihm wiedergeliebt wurde. Als Raimund es erfuhr, schlug er Guillem tot und setzte Margarida sein Herz vor, das sie ahnungslos aß. Da zeigte er ihr dessen abgehauenen Kopf und fragte sie: „Weißt du, was du verzehrt hast?“ Sie aber entgegnete lächelnd, es habe ihr so gut geschmeckt, daß sie nach ihm nichts andres mehr essen wolle, und stürzte sich vom Balkon. Und der Joglar sang auch die Kanzone, die dem jungen Guillem den Tod gebracht:

„Das süße Sinnen,
Das Liebe mir beschied,
Läßt mich beginnen,
Vor euch manch hübsches Lied“ u. s. w.

Und wie er sang, sah ich, daß Mabilia die Hände vor die Augen gelegt hatte und Tropfen zwischen ihren Fingern hervorquollen . . .

Da schritt ich leise zu ihr und schlang die Arme um sie.

*

Die beiden Reiter kamen vergnügt zurück. Montgliard ließ bei seiner Gemahlin anfragen, ob er heraufkommen dürfe, eine Höflichkeit, die ihm sonst fremd war. Ich verließ hastig ihre Stube. Sie hat mir später mitgeteilt, daß er sie zu einer Festlichkeit eingeladen habe, die in der Nachbarschaft stattfinden sollte.

Der Gäste waren nun noch weniger geworden. Die Witwe des Baronets hatte mit ihrer Dienerschar in ihrer kostbaren Sänfte Fleureol wieder verlassen. Hauteville war abgereist, ebenso der alte Freund von Montgliards Eltern. Nur der Taube war wiedergekehrt, doch der aß allein und bekümmerte sich wenig um uns. So waren wir vier nun einander selbst überlassen und mußten, ob wir wollten oder nicht, engen Verkehr pflegen. Roger bestritt fast allein die Unterhaltung, er richtete fast immer das Wort an

Mabilia. Montgliard vermied es, mich anzublicken, und ich tat, als wäre alles gut und in Ordnung.

Aber wir fühlten alle das Erzwungene unsrer Haltung. Wie es begreiflich ist, drehte sich das Gespräch um Toulouse und die Neuigkeiten, die von dort kamen. Mabilia fühlte ihr Gewissen belastet, weil sie nach Montforts Tod der Familie nicht ihre Teilnahme ausgesprochen. Da aber ihr Gemahl schlecht mit den Montforts stand, wollte auch sie nicht aus ihrer Zurückhaltung heraustreten, um nicht Hader zu stiften.

„Eine Ehefrau ist eigentlich eine Sklavin," rief Roger. „Nie kann sie, wie sie will, stets schleppt sie die Erlaubnis des Gatten wie einen Hemmschuh am Bein mit."

„Gute Gatten, nach dem Sinn der Bibel, haben meist denselben Willen, und da werden sie des Hemmschuhs nicht inne."

„Nun," rief Roger lebhaft, „wenn ich Euer Gatte wär', Frau Mabilia, hätte ich Euch längst diese schreckliche Matronentracht verboten. Jetzt seid Ihr nicht mehr jung, aber als ich Euch kennen lernte, wart Ihr es noch, und doch trugt Ihr schwarze Gewänder und einen dunkeln Nonnenschleier. Wäre es auch Euer Wille gewesen, lebensfreudiger zu erscheinen?"

„Nein," sagte sie bestimmt.

„Nun, seht wohl! Wenn ich, Euer Gatte, es Euch aber befohlen hätte?“ Er richtete die Augen scherzhaft auf sie.

Sie lächelte. „Ich glaube, in Wirklichkeit liegt Euch wenig am Aeußeren, Ihr seht ebenso wie ich, und wie hoffentlich wir alle hier, hauptsächlich auf das Innere.“

„Macht mich nicht besser, als ich bin! Ich sehe sehr auf das Aeußere.“ Roger blickte nach mir hin. „Seit drei Tagen bemerke ich zum Beispiel, daß Fräulein Esclarmondes Haar schlecht gebunden ist. Es fällt nicht so schön wie sonst, ein Zeichen, daß sie vergaß, ihrer Magd die nötigen Anweisungen zu geben.“

„Die gebe ich nie,“ sagte ich ruhig, „die Mägde kleiden mich, wie sie wollen. Erst aus den Blicken andrer merke ich, ob ich gut aussehe oder nicht.“

„Erlaubt, holde Dame, daß ich an der Glaubwürdigkeit Eurer Worte Zweifel hege,“ Roger lächelte spöttisch, „solltet Ihr wirklich nicht wissen, was Euch kleidet, was nicht?“

Ich wurde verwirrt. „Ich bin überzeugt —“

„Sagt,“ unterbrach mich Roger, während Montgliards Blicke an seiner Frau hingen, die mich ansah, — „zur Feststellung der Tatsache, ob Ihr wirklich in der Beurteilung Eurer Schönheit so gar unerfahren seid, welcher Edelstein würde Euch am besten kleiden?“

„Der Smaragd," sagte ich nach einiger Ueberlegung.

„Getroffen, und weshalb?"

„Weil die grünen Rosenkäfer, die sich manchmal im dunkeln Haar verfangen, sehr hübsch darin aussehen."

„Im dunkeln Haar? Sagt doch: in meinem dunkeln Haar."

„Ja, gewiß in meinem, in wessen sonst?"

„Rosenkäfer?!" Er sah Montgliard an. „Spricht sie nicht wie ein Kind? Der kleinen Käfer Wirksamkeit hat sie erprobt. Habt Ihr denn nie Edelsteine, einen Smaragd, besessen?"

Ich verneinte. Jene Steine, die mir Graf Raynald einmal schenken wollte, hatte ich zurückgewiesen.

Roger wandte sich an Frau Mabilia. „Wann erzählt Ihr mir des Fräuleins Geschichte, wie Ihr einmal versprochen habt?"

„Sobald Ihr wollt," antwortete sie.

„Aber daß Ihr nie einen Smaragd besaßt," sagte er kindisch, auf sein früheres Thema zurückkommend. „Ihr glaubt also selbst, er würde Euch gut stehen?"

„Ich denke es." ‚Er ist doch viel mehr Kind als ich meinte,' dachte ich heimlich.

„Und wo würdet Ihr ihn hinstecken, wenn Ihr einen besäßt?"

Ich mußte lachen. „Ueber die Stirn, da, wo der Scheitel sich teilt."

„Glaubst du, daß er dort am besten angebracht wäre?“ Roger faßte Montgliard ungestüm am Arm.

Dieser richtete langsam die Augen auf mich. „Ich denke ja.“

„Aber — aber,“ Roger rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her —, „dann müßt Ihr auch einen haben. Ihr seht doch selbst ein, daß es Euch wunderschön kleiden würde . . .“

„Nun seht den Toren an!“ Selbst Mabilias ernstes Gesicht begann zu lächeln.

„Ueber die Stirne, da wo der Scheitel sich teilt,“ wiederholte Roger gedankenvoll. „Doch halt, noch eins. Wie groß müßte ein solcher Edelstein sein?“

„O, groß,“ sagte ich scherzend, „so groß wie ein Taubenei.“

Da sprang Roger auf, daß wir alle erschreckt zusammenfuhren. „Fräulein, Ihr sollt den Smaragd haben, aber schwört, daß Ihr ihn tragen wollt bis zum Tode.“

„Roger, bist du toll, wo willst du hin?“

Er stürmte zur Tür hinaus, von den Blicken des neugierigen Gesindes verfolgt, und Mabilia eilte ihm nach.

„Da seht Ihr,“ versetzte Montgliard steif, „was Ihr eben mit Euerm guten Geschmack für Unheil angerichtet habt.“

Weder Roger noch Mabilia kehrten zurück.

Nach einigen nichtigen Phrasen schieden wir, Montgliard und ich, mit höflicher Verbeugung voneinander.

*

In ziemlich vorgerückter Stunde trat Mabilia in meine Kammer. Ich saß noch wachend im Bette auf.

„Denke dir, der Tor ist fort. Bevor er sein Pferd satteln ließ, mußte ich ihm noch flüchtig deine Geschichte erzählen. Dann schwang er sich auf seinen Fuchs und ritt in Nacht und Nebel davon. Er geht, dir den Edelstein zu holen.“

Sie schüttelte nachdenklich den Kopf, und in mir lachte etwas vor Freude.

*

Die nächsten Tage, die folgten, waren die stillsten, die ich bisher auf Fleureol erlebt. Meine Seele glich dem Sommerhimmel, an dem fernes Wetterleuchten aufzuckt, schwere Wolken einander jagen, zugleich aber Lerchenjubel erklingt. Ich wollte nicht, ich bemühte mich immer wieder, an andres zu denken, an all das Traurige, das ich erlebt, an die Demütigung, die ich mir selbst zugefügt, an mein verlorenes Himmelsteil, aber trotz aller heraufbeschworenen Sammlung, des wilden Gesellen Bild verließ mich nicht und sang und klang in mir weiter. Seine Torheit, die mich heimlich so freute, verriet mir die — Jugend meines Herzens. Das Gefallen, das ich an Rogers wilder,

zügelloser Art fand, die mich abstieß, zugleich aber auch anzog, war der Beweis dafür, daß eine Saite meiner Natur mitschwang, also ähnlich gestaltet war. Er war ausgezogen, einen Edelstein zu suchen für die Stirne eines Mägdleins, daran war nichts Besonderes, ähnliche Torheiten taten andre auch. Aber von einer so rauhen, harten Natur, die nur im Kampf und Streit, im wilden Drauflosgehen ihr Heil fand, wirkte dieser kindisch-weiche Zug doppelt anziehend. Alles, was an Jugend in mir geschlummert und nun erweckt worden war, brach plötzlich hervor. Und mit ihm zugleich — Haß gegen Montgliard. Weshalb das letztere, wußte ich zuerst nicht. Erst später wurde es mir offenbar. Ich begann innerlich mit ihm abzurechnen, und ich fand, daß er höhere Belohnung begehrt, als er zu beanspruchen gehabt hätte. Und wenn ich diesen Gedankenfaden weiterspann, so erkannte ich die ganze Mattheit und das Träge seiner Liebe zu mir. Wie feig war er, verglichen mit diesem jungen Sturmwind, der, einer ganzen Welt zum Trotz, seine Liebe bekannt hätte. Wie vorsichtig im Verbergen seiner Neigung, dasjenige, das ein junges Herz am meisten abstößt. Er hatte mich nie vergessen machen, was ich um seinetwillen verlor, — Roger, ich preßte die Hände vors Gesicht, Roger mochte die, die in seinen Armen lag, über Himmel und Hölle hinwegtragen ... Erschreckt über meine eignen Vorstellungen,

zerriß ich sie und richtete ein paar Worte an Mabilia, die wie aus einem Traum emporfuhr und mich fragte, was ich gesprochen. Auch sie verfolgte innerlich ihre eignen Wege, ob sie zum Kreuze, ob sie zum Herzen des Mannes führten, den sie liebte.

Sie war eine viel zu vornehme Natur, um irgendeinen geistigen Zwang auf das Wachstum oder vielmehr die Rückkehr meiner religiösen Empfindungen auszuüben. Sie sprach selten über dieses Thema, und doch wußte ich, daß sie heimlich für mich betete und sicher war, ein Tag würde mich in Gottes Arme zurückführen.

Später hat sie mir's gestanden.

*

Zu allem übrigen begann die Regenzeit. Tagein, tagaus ging dicht der lautlose Tropfenfall vor sich. Die Wege waren grundlos und schlecht, weder ein Ritt noch ein Spaziergang war möglich. Nach dieser Einleitung des Winters pflegten wohl sanfte Sonnentage zu kommen, aber wo waren die noch? Montgliard ging mißvergnügt umher. Er spielte Dame mit dem Tauben, saß gelegentlich kühl und höflich neben dem Stickrahmen seiner Gemahlin, um ihr zuzusehen, wie flink sie die weißen Finger bewegte, oder trieb sich im Stall bei den Pferden herum. Manchmal sah ich ihn am Fenster lehnen und trüb in die graue

Landschaft hinausstarren. Dann trat zu meiner Geringschätzung ein großes Mitleid für ihn. Weshalb hat Gott solche weiche Naturen geschaffen, die eines Anzünders bedürfen, der sie zum Brennen bringt? Und plötzlich kamen mir wieder Rogers Worte ins Gedächtnis: „Euer demütiger Gang ist Heuchelei, Eure gesenkten Wimpern Verstellung. Ihr seid ganz anders als Ihr Euch gebt.“ O Gott, vielleicht kannte ich mich wirklich selbst nicht. Aber woher kam Roger zu dieser Beurteilung? Und wieder erkannte ich zu meiner Bestürzung den tiefen Anteil, den dieser seltsame Geselle an mir besaß. Er spürte und wußte, was ich selbst weder spürte noch wußte. Wunderlich dunkle Zusammenhänge, deren Knüpfung kein sterblicher Verstand entwirrt! Grübelnd und nachforschend verbrachte ich manche Stunde in meiner Kammer oder, wenn es das Wetter erlaubte, draußen jenseits der Brücke, wo der Wald begann. Manchmal stieg ich auch weiter hinab, hinunter in die Ebene, wo die Wiesen in üppigem Grün standen und durchfurchte Äecker lagen. Einmal fiel mir ein, ein Würzelchen zu suchen, das guten Duft gibt, zerreibt man es zwischen den Fingern. Um es zu finden, mußte ich den Graben an der Landstraße entlanggehen, da es an solchen Stellen häufig gedeiht. Da erlebte ich Grausiges, das mir noch lange quälend in der Erinnerung lag.

*

Eine braune, zerlumpte Gestalt hob sich plötzlich aus dem niederen Gestrüpp und grinste mich an. Ich hatte den Wegelagerer durch meine Schritte offenbar aus seinem Schlummer erweckt. Obzwar mir das Herz ängstlich klopfte, schritt ich ruhig weiter und tat, als wär' ich seiner nicht gewahr geworden. Mit einem Male fühlte ich seinen mißduftigen Atem auf meiner Wange. Er hatte sich ganz erhoben und folgte mir dicht.

„Ei, feines Fräulein, so allein? Ist der Herr Liebste in der Schenke zurückgeblieben, oder sucht Ihr Euch hier einen neuen?"

Ich begann schneller zu gehen, auch er. „Wie wär's mit mir, he?" Seine schmutzige Hand faßte nach meinem Kinn, entsetzt begann ich zu laufen, doch ich mußte sein Alter unterschätzt haben. Im ersten Augenblick war er mir nämlich alt erschienen, doch jetzt sah ich meinen Irrtum ein. Nur der starrende Schmutz und die schreckliche Verwahrlosung ließen ihn so erscheinen, er war nicht alt, er war jung, lief besser als ich und hatte mich gleich eingeholt. Verzweifelt blickte ich umher. Nirgends war ein Mensch zu erspähen, nirgends eine Hütte, in die ich hätte flüchten können. Drüben, jenseits der Felder, lag Fleureol und blickte ruhig von seiner Höhe herab. Da erbarmte sich die Vorsehung meiner.

Ich sah eine Schlange am Weg, auf die der Vagabund, sie nicht gewahrend, den Fuß setzte, und

plötzlich schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Ich schrie auf.

„Eine Kreuzotter, eine Kreuzotter, du bist vergiftet, Unglücklicher, zieh schnell dein Schuhwerk aus!"

Es war aber nur eine ganz harmlose Ringelnatter gewesen, deren Biß unschädlich ist wie der des Igels.

Des Vagabunden Gesicht entfärbte sich. Er warf sich nieder, riß das zerlumpte Schuhwerk ab und betrachtete entsetzt die winzige Bißwunde.

Ich beugte mich nieder. „Hier, siehst du, es schwillt bereits an, in dem rötlichen Rand da sitzt das Gift, das jetzt deinen Körper verdirbt. Ich eil' aufs Schloß, um dir Hilfe zu schicken, bleib ruhig sitzen, jede Bewegung bewirkt den schnelleren Kreislauf des Blutes und damit dein rascheres Ende."

Sein Gesicht begann sich mit Schweißtropfen zu bedecken, ein Würgen faßte ihn, er erbrach sich wimmernd und bebte vor Frost. Ich verließ ihn hastig. Ich war glücklich, als ich, das letzte Stück laufend, wieder auf der Brücke und im ersten Hof anlangte. Niemehr, gelobte ich mir, wollte ich mich allein so weit entfernen.

Am Abend erzählte mir Isaure, als sie mir beim Auskleiden half, daß man die Leiche eines Vagabunden, der anscheinend von einer Giftschlange gebissen worden sei, drüben auf dem Feld gefunden habe, einer unsrer Knechte hätte es erzählt.

Mich fröstelte es. Unheimliche Macht des Willens, stammst du von Gott oder dem Bösen? Tod vermagst du zu verhängen, wenn du im richtigen Augenblick deine Pfeile spannst! Kannst du auch Leben einflößen, Leiden vergessen machen? Ich glaube es fast! . . .

Eines Tages berührte Montgliard die Hand seiner Gemahlin leicht mit den Lippen und bot mir mit gesenktem Blick Lebewohl.

Er wollte nach Toulouse, sagte er, vielleicht ginge er aber auch anderswohin, er wisse es nicht.

Wenn Roger nicht anwesend war, hatte Mabilia mir einmal gesagt, war seines Bleibens nie lange hier. Ich begriff das geheimnisvolle Band nicht, das die beiden so innig vereinte. Seit mich Mabilia durch ihr kluges Verhalten an sich gefesselt, schien Raynald ihr innerlich vollständig entfremdet zu sein. Und doch, wie edel und weise zugleich hatte sie gehandelt!

Die Blüten auf der weißen Seide in meinem Stickrahmen standen im Sommerflor, die Saat war köstlich aufgegangen. Noch ein weniges, dann hatte Maria ihr Feierkleid. Mabilias Schleier war gleichfalls bald von der goldenen Borte umgeben, mit der sie ihn umrandete.

„Ich freu' mich auf den Tag, da wir das uralte heilige Bildnis schmücken werden,“ sagte sie.

„Wenn nur die Sonne scheint,“ fügte ich hinzu, „sonst werden der düstere Wald, die tropfenden Bäume, die durchnäßten Menschen, der Feier ihr Frohes nehmen.“

„O, wo Marias Gedächtnis gefeiert wird, blaut stets der Himmel, strahlt immer die Sonne, zieht die Natur immer ihr lichtestes Festgewand an, hast du das noch nicht wahrgenommen?“

*

Es war gegen Abend, als der Sturm gerade heftig wütete. Unten in der Gesindestube saßen die Mägde wie frierende Hennen eng nebeneinander und spannen und erzählten sich schaurige Geschichten. Zwei flackernde Kienfackeln verbreiteten ungewisses Licht über die Gruppe. Ich lehnte mich in eine Ecke und hörte eine Weile ihrem Schwatzen zu, dann sagte ich im Auftrag Mabilias: „Habt ihr denn auch alles bereitet, wenn Gäste kommen? Das Bad, Tücher zum Abreiben, warmen Wein? Und ist das Holz auch nicht feucht, auf daß es gleich brennt?“

Sie sahen mich verdutzt an, dann kicherte die eine und die andre. Isaure aber, die Aelteste, deutete in den Hof hinaus: „Wie sollten bei diesem unfreundlichen Wetter Gäste kommen? Wenn ich alles so bestimmt wüßte, Fräulein —“

Da vernahm ich ein Geräusch wie Pferdegetrappel

vom Weg unten. Des strömenden Regens nicht achtend sprang ich in den Hof hinaus und lauschte.

Ich hatte mich nicht getäuscht.

„Ihr schlechten Prophetinnen, die Fackeln in die Hand, und holt die Knechte! Hört ihr? Da sprengt es heran, es ist mehr wie einer."

Und wie sie hinauseilten und die Diener von allen Seiten in den Hof gerannt kamen wie Mäuse aus ihren Schlupfwinkeln, da sah ich im roten Fackelglanz, von seinem Diener gefolgt, Roger in den Hof sprengen. Er tropfte vor Nässe, der Sturm hatte ihm den Hut zerknittert, aber unter ihm sah sein braunes, kühnes Gesicht stolz und glücklich hervor.

„Roger!" wollte ich schreien, ich preßte aber die Lippen zusammen und eilte hinauf zu Mabilia.

„Denkt Euch, wer gekommen ist!"

„Mein Gemahl?" rief sie unter bangender Freude.

„Nein, Roger! Roger!"

Wir sahen uns einen Augenblick an, ich weiß nicht, was wir gedacht haben. Aber der einen Herzeleid war der andern Freude.

„Roger," sagte sie ruhig. „Nun, sorge dafür, daß er alles Nötige erhält."

„Isaure hat sich seiner angenommen," sagte ich und kauerte mich zu Mabilias Füßen. Mein Herz klopfte fast hörbar, und ich wagte meine Frau nicht anzusehen vor Scham, daß sie die Aufregung mir an-

merken könnte. Es dauerte nicht lange, so polterte es über die Treppe herauf, und er, dem Mabilia immer besondere Vorrechte gewährt, pochte an und trat, das Haupt auf der niederen Schwelle neigend, in die Stube. Mit seinem Erscheinen war immer Leben und Lärm, Anregung, Freude oder Aerger, aber Bewegung verbunden, so auch jetzt. Zuerst ein prüfender Blick seiner Falkenaugen durch den Wohnraum, dann ein zufriedenes Lächeln, wie er uns beide gewahrte, dann Küsse auf die bleichen Hände der gütigen Frau, dann — eine tiefe Verbeugung vor mir. Er trug ein Kästchen in der Hand, suchte einen Platz im Gemach, wohin er es stellen könnte, schien aber die Truhen, Schreine, die Tafel nicht zu sehen und stellte es endlich ungeduldig in Mabilias Schoß.

„Bei Nacht und Nebel fort, bei Nacht und Nebel heim, echter Abenteurer Art.“ Mabilia sah ihn freundlich an. „Habt Ihr Euch erfrischt? Trockene Kleider habt Ihr an, das sehe ich, aber ob Ihr gebadet, gegessen, getrunken, geruht habt nach dem Ritt in diesem Wetter, das bezweifle ich, da ich Euer Ungestüm kenne.“

„Diese schönen Geschäfte, gnädige Frau, verspare ich mir, mit Eurer Erlaubnis, für später, einstweilen drängte es mich, an die Ausführung des schönsten zu gehen. Hier, Fräulein,“ er sah mich strahlend an, öffnete das Kästchen und entnahm ihm etwas, „hier ist Euer Edelstein. Ich hoffe, er gefällt Euch.“ Er

reichte mir auf einem Stückchen schwarzen Samt das Juwel.

Ich schrie auf über den Glanz, der meine Augen blendete, über die Größe des märchenhaften Steins, welche die eines Taubeneis übertraf.

So geheimnisvoll sah kein Laubdämmer aus, so leuchtendes Grün besaß nicht der Wald, in dem Parzival aufwuchs. Die Stille traumseliger Selbstgenügsamkeit glänzte aus dem tiefen beruhigenden Grün, die Wunschlosigkeit gesättigten Glückshungers verkündete sein gehaltenes Licht.

Meine Hände bebten, als sie ihn hielten.

„Nun legt ihn auf die Stirne, da, wo der Scheitel sich trennt.“ Roger suchte seine Aufregung zu verbergen, doch ich merkte sie an seiner unsicheren Stimme. „Fassen lassen konnte ich ihn nicht, weil ich in diesem Punkt Euern Geschmack nicht kenne; bevorzugt Ihr Gold oder Silber, oder soll er ungefaßt, wie es mir am besten gefiele, an einem dunkeln Band befestigt, das man nicht unterscheidet, aus Euerm Haar hervorleuchten?“

Ich hob ihn mit den Fingerspitzen an meine Stirn. Mabilia stieß einen Ruf des Entzückens aus. Roger sah mich beseligt an.

„Nun, hab' ich's recht gemacht, Dame Esclarmonde, seid Ihr zufrieden mit Euerm Diener, verlangt Ihr nichts andres, Schöneres, Ihr, die ein

Stirnband aus den Edelsteinen des Himmels, den Sternen, tragen müßtet?“

„Herr Roger,“ sagte ich, es kam mir zum Bewußtsein, daß ich ihn zum erstenmal bei seinem Namen nannte, „ich wag's nicht zu denken, daß dieser Edelstein, um den mich jede Königin beneiden könnte, mein sein soll, wenn aber, dann ist jedes Dankeswort zu schwach, um Euch auszudrücken, welche Freude Ihr mir gemacht habt. Bevor ich jedoch meine Stirne mit Euerm Juwel schmücke, sagt mir doch, auf welche Art und Weise Ihr in seinen Besitz gelangt seid.“

„Ja,“ fiel Mabilia lebhaft ein, „erzählt uns, wieso Ihr den köstlichen Stein gewannt. Bei der Kürze Eurer Abwesenheit kann ich nicht glauben, daß Ihr eine besonders weite Reise unternommen habt.“

„Das habe ich auch nicht,“ Roger kauerte sich neben mich zu ihren Füßen hin, „nur die Straße nach Frankreich bin ich hinabgeritten. Paris, wohin die Kaufleute des Orients gerne kommen, um ihre Waren zu verkaufen, suchte ich ab, um meinen Stein zu finden. Doch vergebliche Arbeit war's. Demanten und Rubinen gab's genug, auch bleiche Perlen hätt' ich Euch bringen können, aber einen Smaragd, und einen von dieser Größe, fand ich nirgends. Verstimmt und ärgerlich ging ich von Goldschmied zu Goldschmied, ja selbst in den Kirchen suchte ich umher, nein, erschreckt nicht, gnädige Frau, nicht stehlen wollte ich,

nur, falls ich den ersehnten Edelstein entdeckt hätte, mich an den Pfarrer oder Abt der Kirche wenden, auf daß er mir diesen gegen einen andersfarbigen umtausche. Aber weder eine Madonna noch sonst eine Heilige trug den Stein, der doch der schönste von allen ist, wie wäre er sonst Euer Geschmack?“ — Roger sah mich von der Seite an — „da nahm ich meine Zuflucht zu einem alten Hebräer, von dem man mir erzählte, daß er alles beschaffen könne, was ein Menschengehirn nur ersinnen kann. ‚Aaron,‘ sagte ich, ‚wenn du mir den Stein verschaffst, sollst du die höchste Kundschaft im Reich haben. Siehe, ich bin ein Verwandter des Thronerben, und Papst Honorius ist mein Oheim, und wenn du mir in meiner Angelegenheit behilflich bist, so verspreche ich, dir den Ritterschlag zu erteilen.‘ Aaron rieb sich die Hände, sann nach, rieb sich wieder die Hände und sann wieder nach. Dann meinte er, das wegen des Ritterschlags glaube er nicht ganz, aber ‚daß Ihr etwas Vornehmes seid, merke ich wohl, und vornehmen Leuten bin ich immer gerne dienstbar. So hört. Ich selbst besitze leider nicht das gewünschte Juwel; augenblicklich bevorzugt die Mode Rubine und Perlen, und ein Kaufmann muß sich immer nach ihr richten, aber wenn Ihr den Weg nicht scheut, könnte ich Euch einen Ort nennen, wo sich ein Smaragd der gewünschten Größe befindet. Weit drunten in der Provence, wo

jetzt der Streit und Kampf tobt, auf einem der Güter des Grafen Cominges, unweit Lavaur, lebt auf einem Schloß eine Familie, de Breuil nennt sie sich. In dem Schatz dieser Familie befindet sich ein Smaragd, schön wie ein Traum, den die Gattin des Herrn bei festlichen Gelegenheiten am Gürtel trägt. Mein Bruder, Herr Ritter, hat ihn gesehen und kaufen wollen, aber sie haben ihn die Treppe hinabwerfen lassen, als er mit seinem Ansuchen kam. Möglich,' Aaron schmunzelte, ,daß sie selbst jetzt diesen Weg, ja einen weiteren, wie zum Beispiel die Witwe Giraude, gemacht haben, die Herr Montfort in einen Brunnen werfen ließ — die Breuils sind Albigenser —, möglich auch, daß sie noch leben und im Besitz ihrer Habe und auch des Steins sind. Versucht's, Herr, reitet hin. Vielleicht habt Ihr mehr Glück als David, mein Bruder.' O glücklicher Stein," ich hatte das himmlische Juwel leise an meine Lippen gehoben und drückte sie darauf, „wär' ich doch du! Doch ich will fortfahren. Ich beeilte mich, wieder auf die Landstraße zu kommen, und schlug den Heimweg ein. Ich langte in der mir bezeichneten Gegend an, fand das durch einen Zufall mitten in der versengten und verwüsteten Landschaft heil gebliebene Besitztum der Breuils. Freilich, die schöne Dame, an deren Gürtel dieser Stein geglänzt, die war dahin, ebenso die meisten andern Glieder der Familie, ein einziger Sohn war

übriggeblieben. Diesen suchte ich zu sprechen, trug ihm mein Anliegen vor, und er führte mich hinab in das tiefe Verlies, wo die Familie in der Zeit der Not ihre Schätze verborgen hatte. Da lag er vor mir und funkelte mir entgegen. Ich bot dem jungen Breuil Summen als Kaufpreis, die ich nie besessen noch besaß. Denn wäre er darauf eingegangen, so würde ich schon einen Vergleich ausfindig gemacht haben. Aber er sagte, hart wie der Stein, der so glücklich war, Eure weichen Lippen, Esclarmonde, auf sich zu fühlen: ‚Dieser Smaragd ist meiner Mutter wert gewesen, und er ist mir nicht feil.‘ Nochmals versuchte ich meine Ueberredung. Ich bot dem Hartnäckigen drei Burgen, ich weiß nicht, wieviel Wald und hundert eben aus Arabien eingetroffene Rosse für das Kleinod. Doch unerbittlich schüttelte er das Haupt und wiederholte seine Worte. Da fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf. ‚Ist Euch Geld nicht wertvoll genug und verachtet Ihr den Besitz liegender Güter, vielleicht darf ich Euch meinen Arm antragen, der, gebt Ihr mir den Stein, in Euerm Dienst und für Eure Sache kämpfen soll, solange Ihr wollt.‘ Ich streckte ihm die Faust hin, die mein Schwert hielt. Da fuhr er zurück, blickte mich durchdringend an und sagte: ‚Ist das Euer Ernst? Euern Arm wollt Ihr mir leihen? Ich kenne Euch, Ihr seid ein wilder Kämpe und schlagt eine scharfe Klinge. Gut denn,

der Stein ist Euer, ebenso wie Euer Arm der meine ist, solange ich's begehr'."

„Und" — ich fühlte Schauer durch meinen Körper rieseln — „Ihr seid darauf eingegangen, und der Stein ist der Preis für Euer Leben, das Ihr wagt?"

Da lächelte Roger: „Ihr wißt, wie gering ich das schätze."

Der Stein glitt gleißend aus meinen Händen, ich aber stürmte aus der Kammer, die Treppe hinab, nach der Vorburg, in der die Stallungen lagen.

„He, Knechte, ein Roß, aber schnell gesattelt, für mich, für Esclarmonde! Ich muß nach Lavaur."

Da fiel mir ein, daß das Juwel oben lag, und ich rief Isaure zu: „Geh hinauf, und hole mir den Edelstein, der auf dem Boden in unsrer Herrin Stube liegt."

Ohne den Stein in der Hand nützte auch der Weg nichts. Wie aber Isaure die Treppe hinaufwollte, da begegnete ihr Roger, und er herrschte sie an:

„Wo ist das Fräulein?" Was sie antwortete, weiß ich nicht, aber gleich darauf stand er neben mir. Seine Augen sprühten mir grimmig entgegen. „Was wollt Ihr hier, wo nur Männer hingehören?"

„Ein Roß satteln und nach Lavaur reiten, um Eure Dummheit gutzumachen."

„Esclarmonde!"

„Ja, Dummheit, Dummheit,“ wiederholte ich entrüstet. „Hat jemand einen solchen Streich vernommen? Um des Scherzes eines törichten Mägdleins willen verkauft Ihr Eure Freiheit, eines flüchtigen Menschenwortes wegen setzt Ihr Euer Leben ein.“

„Was geht Euch mein Leben an, ich kann's wegwerfen, wenn's mir beliebt.“

Das Roß wurde hereingeführt und wieherte. „Hört Ihr, Roger, ein gutes Zeichen, da kommt Isaure mit dem Edelstein, gib ihn her —“

„Nein, mir gib ihn, untreue Magd.“ Roger hatte ihr das Juwel entrissen und schwang es hoch über mein Haupt. „Der Stein gehört Euch, Esclarmonde, und so wahr ich lebe, Ihr werdet ihn tragen.“

„So wahr ich selig sterben will, ich werde ihn nicht tragen, so wahr ich Gottes Gnade teilhaftig werden will, ich werde ihn nicht tragen; trag' ich ihn, Aussatz und Pest soll meinen Leib faulen machen, Fluch und Verdammnis alle ergreifen, die mir die Hand reichen.“

Die Mägde, die sich um uns versammelt hatten, kreischten auf. Eine sanfte Hand legte sich um meinen Nacken.

„Esclarmonde, komm zu dir, du rasest.“ Mabilia war herabgeeilt und umschlang mich.

„Dann soll also er selbst den Tausch ungeschehen machen und das Recht auf sein Leben durch die Rück-

gabe des unseligen Steins zurückfordern," sagte ich schwach.

„Roger," Mabilia blickte ihn an, der finster wie ein dräuender Riese vor uns stand, „folgt Esclarmonde. Bötet Ihr aus innerer Ueberzeugung der Partei unsrer Gegner Euern Arm an, obwohl es mich kränkte, ich sagte: Folgt Eurer Ueberzeugung! Aber ich weiß ja, Ihr macht keinen Unterschied zwischen Ketzern und Rechtgläubigen. Euch ist es gleichgültig, welche Losung siegt. Um einer weltlichen Sache willen finde ich es aber unwürdig, sich in einen Kampf zu mischen, der für das Heiligste der Menschen, den Glauben, geführt wird."

Da entrang sich ein Seufzer seiner Brust.

„Sei es denn!" Dann wandte er sich an seinen Diener. „Besorge diesen Edelstein an Herrn de Breuil bei Lavaur. Sag ihm, mich —," noch einmal siegte der Zorn in ihm, und er stampfte wütend mit dem Fuß auf — „mich hätte der Handel gereut, und ich wünschte ihn rückgängig zu machen. Nehme er Anstoß daran, so sei ich zu einer Genugtuung bereit. Geh, mach dich sofort auf den Weg."

Mabilia reichte Roger die Hand. „Ich dank' Euch. Ihr gebt mir das Kind wieder zurück. Seht sie an. Gleicht sie nicht einer Leiche? Sie scheint Euch in größerer Freundschaft ergeben, als Ihr's meint."

Ein Zucken lief über sein Gesicht. „Daß es so

wäre! Aber es ist nur eine Laune. Im Besitz des Gewünschten verachtet sie es wieder."

„O Roger, wie tut Ihr mir unrecht!" Tränen stürzten mir aus den Augen. „Euer Edelstein war so schön, als sei er ein Stück aus dem heiligen Gral selbst, aber ich hätte ihn nie getragen, nach dem, was Ihr mir erzählt . . ."

„Hört Ihr's?" sagte Mabilia. „Nun aber komm, erhole dich."

„Solche Freundschaft ist dumm, und ich begreif' sie nicht." Der trotzige Geselle kehrte sich unwirsch um und verschwand durch eine der Türen.

*

Am andern Tag hörte es zu regnen auf, und die Sonne brach zwischen den Wolken hervor.

„Weißt du was," sagte Mabilia, „wir wollen, um Roger zu versöhnen, ihn bitten, daß er uns sein Schloß zeigt. Das wird ihn ungeheuer freuen. Mir ist es peinlich, daß Raynald, wenn er heimkehrt, von euerm neuen Zwist erfährt. Er ist doch Roger so sehr gewogen."

Ich stimmte ihr bei. „Das habe ich längst gemerkt. Es ist sonderbar, daß die beiden, die doch so wenig Gemeinsames besitzen, einander so ergeben sind."

Mabilia schwieg. Später ließ sie Roger suchen und zu sich bitten. Als er erschien, sagte sie freundlich:

„Roger, der Regen scheint vorüber zu sein, die Sonne lacht, die Luft ist frisch und die Wege ohne Staub. Wie wär's, wenn Ihr uns jetzt, mir und Esclarmonde, wie Ihr verspracht, Euer Besitztum zeigtet? Mein Gemahl ist abwesend, und so wird uns die Zeit bis zu seiner Rückkehr angenehm abgekürzt."

Ich selbst war nicht anwesend, als Frau Mabilia ihn empfing, aber später hat sie mir erzählt, daß sein anfänglich noch trotziges Gesicht bei ihren Worten sanfter und freundlicher geworden wäre und zum Schluß gar gelächelt hätte. Er freue sich sehr über ihre Herablassung und werde gleich einen Boten abschicken, der einige Gemächer für uns wohnlich herrichte. Es wurde ein Tag ausgemacht, an dem wir den Ausflug unternehmen sollten. Ich bangte und freute mich zugleich auf den Tag. Die Verwirrung meines Herzens nahm immer mehr zu. Bald fühlte ich Haß gegen Roger, erschien er mir törichter als das kleinste Kind, kecker als ein Gaukler, bald flog ihm mein Herz entgegen, und der Gedanke beseligte mich, daß ich ihm vielleicht nicht gleichgültig sei. Dachte ich daran, ihn für immer missen zu müssen, ihn zu verlieren, so war's mir, als lösche ein Licht vor meinen Augen aus, als würde ich plötzlich taub und hörte nicht mehr den Sturm und den Donner, das Gezwitscher der Vögel, das Raunen des Waldes,

die Stimme der Natur. Was war das, was ich empfand? Ein Anklammern der Jugend an die Jugend, das Sehnen nach einem lebendigen Ton in einförmiger Ruhe, die Freude an der Wärme, die ein Fröstelnder besitzt? ‚Ja, das und nichts andres wird es sein,' dachte ich bei mir.

*

Unser Reisetag brach an. Früh am Morgen begaben wir uns auf den Weg. Es war wunderbar klar und lieblich draußen. Ich ritt an Mabilias Seite, Roger war bald bei ihr, bald bei mir, er schien allen Groll, wie es so seine Art war, wieder vergessen zu haben. Der junge de Breuil hatte nichts von sich hören lassen, und bei Roger schien das Abenteuer bereits wieder in Vergessenheit gesunken zu sein. Wir hatten einige unsrer Leute mit uns genommen, gerade so viel, daß es sich leicht und bequem reiste.

Unser Weg führte durch mannigfache Gegenden. Bald ging's steil aufwärts, bald eben fort, bald im Walddunkel, bald auf der Landstraße, in deren kleinen Wassertümpeln sich der blaue Himmel spiegelte. Wir kamen an allerlei Ortschaften vorüber; die Landbewohner, die Roger an unsrer Seite erblickten, grüßten ihn und riefen ihm Wünsche für einen glücklichen Weg nach. Er hatte für jeden aus dem Volk einen herablassenden Blick und sprach sogar freundlich mit den Bauern, die doch sonst wie Tiere behandelt wer-

den. Wir hielten auch in einer am Weg liegenden Herberge, weil Roger fürchtete, Frau Mabilia könnte müde werden. Wegen des zahlreichen Ungeziefers konnten wir aber keinen Schlaf finden und bestiegen bald wieder unsre Pferde. Roger besaß die Gabe, müde Menschen durch launige Einfälle, überraschende Bemerkungen, Witze, Grimassen frisch und munter zu machen. So war er jetzt bald Gaukler, der auf seinem Roß die waghalsigsten Kunststücke ausführte, bald sang er unter Grimassen die neuesten Liebeslieder, die er fahrenden Sängern abgelauscht, bald ergötzte er uns durch Erzählungen übermütiger Stücklein aus seiner Jungherrnzeit. Mehrere Male verließen wir die Sättel, um uns zu einer einfachen Mahlzeit auf den Rasen niederzulassen, wo unsre Dienerschaft Decken und Tücher ausbreitete und aus den mitgenommenen Körben allerlei Eßbares herumreichte. So unter angenehmer Abwechslung, unter Scherzen und heiteren Gesprächen kamen wir endlich in eine Gegend, die dunkel aussah, wegen der vielen Waldungen ringsum. Schwarze Zypressen, groß und mächtig, wie ich sie nie gesehen, standen in dichten Gruppen umher, dazwischen Laubbäume, wunderlich knorrige uralte Oliven, Ulmen, Platanen, mächtige Ahorn. Plötzlich, als die Baumwildnis lichter wurde, befanden wir uns einer Handvoll Häuser, alt, grau, baufällig, gegenüber. In der Mitte dieser Häuser erhob sich ein langgestreckter Hügel, auf

diesem ein dunkles, massiges Gebäude, das drohend herabblickte.

„Montiban,“ sagte Roger stolz. Und dann deutete er mit verliebtem Gesicht auf das erste Häuschen, dem wir entgegenritten. „Hier wohnt mein Färber. Wollt ihr bei ihm Rast machen?“

„Lieber auf dem Rückweg,“ sagte Mabilia, „jetzt laßt uns zur Burg hinauf, ich brenne schon vor Neugierde.“

Wir ritten noch ein Stück weiter, dann warnte Roger: „Gebt ein bißchen acht, die Brücke ist morsch, und leicht verhängt sich des Rosses Huf in einer der Spalten.“

In der Tat sah man das Grün der Sträuche im Graben heraufleuchten, so weit auseinander klaffte das faulende Gebälk. Ich verbarg mein Lächeln, so gut ich konnte, und mit Anstand und Würde zogen wir durch das innere Tor in den Hof ein. Unsre Leute und mehrere von Rogers hier weilenden halfen uns aus den Sätteln und geleiteten uns über eine so finstere enge Treppe, daß ich, hinter Mabilia gehend, fortwährend mit dem Kopf an ihre Fersen anstieß und jemandem, der hinter mir heraufschritt, ohne daß ich es beabsichtigte, bei jedem Schritt ins Gesicht stieß. Denn die Leute mit den Fackeln standen oben, da aber die Treppe viele Windungen hatte, so blieben wir im Stockdunkeln. Endlich landeten wir glücklich

oben. Mabilia wurde in eins der größten Gemächer geführt, das aber immerhin so klein war, daß außer der Liegestatt und einem Schrein nichts weiteres mehr darin Platz fand. Mir gab Roger ein noch kleineres Stübchen, das die schönste Aussicht besitzen und noch dadurch besondern Wert haben sollte, daß es die Schlafkammer Brulacs war, dem Roger damals als Teufel seinen ersten Besuch abgestattet hatte.

„In diesem Bette verschied er," sagte Roger freundlich zu mir, „paßt auf, was Euch diese Nacht träumt, es ist nicht ohne Bedeutung."

Ich sah Mabilia an, die den Saum ihres Gewandes krampfhaft in der Hand hielt, denn der Boden war, trotzdem er gefegt war, rabenschwarz und von verschiedenen Flecken bedeckt. Ein paar Teppiche, die Roger, weiß Gott woher, aufgetrieben, hatte er klugerweise Mabilia und mir, anstatt auf den Boden legen, an die Wände hängen lassen. Denen schadete es nicht, daß sie verhängt wurden, denn sie sahen dunkelgrau, rissig und feucht aus und strömten starken Modergeruch aus. Isaure, die mitgekommen war, fragte ihre Herrin, ob sie Tücher auf den Boden ausbreiten solle, aber Mabilia, die Roger nicht beleidigen wollte, gab vor, dies wäre unnötig, und es sei alles gut und schön, wie es sei. Darauf brachten wir unsern Anzug in Ordnung, ruhten etwas aus und folgten dem Diener in den Saal. Von hier aus sah man die

alten Häuser im Städtchen, die dunkeln Wälder, die Hütte des Färbers, das Flüßchen mit seinen Weidenufern. Ich dachte bei mir, wenn ich hier wohnen müßte, würde ich vor Schwermut sterben. Frau Mabilia, die neben mir stand und ebenfalls die Aussicht betrachtete, erriet meine Gedanken und wollte etwas bemerken, da trat Roger herein.

„Nun, gnädige Frau, ist's nicht herrlich bei mir? Seht nur diese dicken Mauern —"

„Das war's wohl, was Euch am meisten anzog," lachte sie.

Er wies auf die Fensternischen, von denen jede so tief wie ein Kämmerchen war. „Hier würde die Kriegsschleuder umsonst arbeiten, und der Mauerbrecher bisse sich die Zähne aus, bevor es ein Loch gäbe." Roger schlug mit der Faust an die Wand. „Und die Kühle! Spürt Ihr's? Fast kalt möchte man es hier finden, eine Wohltat in der Sommerzeit. Was sagt Ihr dazu, Fräulein?" Er wandte sich an mich. „Möchtet Ihr hier hausen als Gebieterin?"

„Ich liebe die Burgen nicht," rief ich, „mir ist eine Gaaignerie lieber. Da gibt's Luft und Sonne, und es riecht nicht nach Moder."

„Ihr seid hungrig," entschied er, „deshalb gefällt's Euch hier nicht, Ihr müßt erst mit Euerm Magen Frieden schließen."

Er befahl dem Diener, das Essen auftragen zu lassen. Ich bangte ein bißchen, denn ich fürchtete, aus dem Bauch des gebratenen Wildschweins würden einige Ratten und Mäuse uns entgegenhüpfen. Freilich hätte man das schwer bemerkt, denn obgleich es draußen heller Nachmittag war, herrschte hier drinnen Dunkelheit. Die winzigen Fensterchen ließen das Tageslicht nur spärlich herein, und die paar Fackeln in den Fackelhaltern flackerten so heftig, von irgendeiner geheimnisvollen Zugluft bewegt, daß sie das Auge noch unsicherer machten. Ich nahm mir aber an Mabilia ein Beispiel, die sich freundlich wie immer bei der Mahlzeit verhielt und von all dem, was mich bangen machte, nichts zu gewahren schien. Nachdem Roger noch allerlei Leckereien hatte auftragen lassen, die ich kaum zu berühren wagte, das Mißtrauen hatte sich nun einmal meiner bemächtigt, winkte er, und mehrere Spielleute kamen herein und sangen und gaben verschiedene Tänze und Gauklerstücke zum besten. Die Fackeln qualmten aber so sehr, daß der Sänger Stimmen rauh wurden und sie mehr krächzten als sangen, was Roger unbändigen Spaß machte. Meine Augen tränten vor Rauch, und Frau Mabilia hustete.

„Wollt Ihr uns nicht noch ein bißchen herumführen?“ sagte sie leise zu ihm.

Obwohl er gerne noch an der Tafel geweilt hätte, erklärte er sich bereit, uns die übrigen Gemächer zu

zeigen, und hob das Mahl auf. Die Spielleute begaben sich mit der Dienerschaft hinab, und wir hörten wie aus einer fernen Tiefe noch lange ihr Singen und Johlen. Isaure aber und zwei Diener begleiteten uns.

Wir kletterten über halsbrecherische Treppen, durchschritten Türen, die so niedrig waren, daß man sich fast auf die Knie niederlassen mußte, um durchzukommen, und erblickten Kämmerchen, nicht größer als Zellen, die Roger mit dem stolzen Namen Gemächer belehnte. Mehrere Male fühlte ich im Dämmer etwas über meine Füße hüpfen und kreischte auf.

„Soll ich Euch tragen, Esclarmonde,“ lachte Roger, „weil Ihr so erschreckt, wenn ein harmlos Mäuslein oder eine Ratte über Euern Kleidersaum hinwegspringt?“

Da er gleich Miene machte, seinen Antrag auch auszuführen, klammerte ich mich ängstlich an Mabilia an.

„Laßt sie nur, sie soll sich angewöhnen, nicht so kindisch zu sein,“ bemerkte Mabilia. „Etwas dunkel ist's ja auf Montiban, aber mehr oder weniger ist es das überall auf unsern Schlössern. Du hast eben Montgliard in der Erinnerung, das mehr einem Landhaus gleicht.“

„Seid Ihr denn manchmal dort gewesen?“ fragte ich.

„Gewiß,“ entgegnete sie, „öfters, aber das ist

schon lange her. Später wurde mir der Weg dahin zu mühselig."

Montgliard, Stätte meiner heißesten Erinnerungen, wie lange hatte ich deiner nicht mehr gedacht!

Wir durchschritten noch einige Nebengelasse, dann zogen wir uns für den heutigen Tag zurück.

Mit heimlichem Zähneklappern kroch ich in mein eisiges Bett. Sobald ich mich bewegte, glaubte ich etwas sich mir nähern zu fühlen, glaubte das „Piep!" des armen Sünders zu hören, der in Todesängsten sich hier auf diesem Lager gewälzt. Obgleich nicht wenig Leute in der Burg anwesend waren, herrschte doch lautlose Stille, so daß man tief in einer Gruft jenseits des Lebens zu sein meinte. Mabilia hatte es freilich gut, Isaure schlief bei ihr. Aber ich bangte mich halb zu Tode. Um mir Mut einzuflößen, begann ich an Roger zu denken, und da mußte ich hell auflachen über diesen Burgherrn, und die Lust, ihn tüchtig zu zausen und in die Ohren zu kneifen, ergriff mich. Aber die Wand warf mein Lachen schaurig zurück. Ich versteckte mich unter die Decken und Hüllen, die sich ganz klamm anfühlten und nach Leichentüchern rochen, und begann trotz alles Grauens einzuschlafen.

Ich erwachte erst durch ein Klopfen an meiner Tür. Wie von weitem rief's meinen Namen, und als ich aufblickte, bemerkte ich, daß es dämmerte,

draußen gewiß schon heller Tag war. Wie hätte auch das Licht durch diese engen, mit Pergament verklebten Fensterrahmen hereindringen können! Ich erhob mich hurtig, machte mich fertig und trat hinaus. Isaure stand draußen, um mir behilflich zu sein. Da ich ihrer aber nicht mehr bedurfte, führte sie mich hinab nach dem Saal, in dem Mabilia und Roger saßen und meiner warteten.

„Ich freu' mich, daß Ihr so lange und so gut geschlafen habt," sagte er, meine Hände küssend, „nun gebt Eure Stimme ab, was wir heute alles beginnen wollen, Frau Mabilia, unsre liebe Herrin, überläßt in ihrer gewohnten Güte es Euch, zu wählen."

„Ich," rief ich, nachdem ich Mabilia begrüßt, „ich schlage den Heimweg vor."

„Wie," meinte Roger, „habe ich recht gehört?"

„Ich denke wohl," versetzte ich, „wenn Frau Mabilia mir die Wahl überläßt, so bitte ich inständig, den Rückweg einzuschlagen."

„Und weshalb," Roger machte ein gekränktes Gesicht, „wollt Ihr so schnell eine Herberge verlassen, in der sich kein König zu scheuen brauchte, einige Zeitlang zu hausen?"

Ich schlug die Augen nieder, damit er meine Heuchelei nicht gewahrte, und sagte ernsthaft:

„Es ist unleugbar prachtvoll auf Euerm Gut, Herr Roger, doch bin ich ängstlich und —"

„Was ist geschehen?“ fragte er bestürzt.

„Brulac war bei mir und hat mir die ganze Nacht keine Ruhe gelassen. Ich bleibe in keinem Fall noch länger hier.“

„Das ist eine Schurkerei von dem Wicht,“ Roger ballte die Faust, und seine Augen funkelten zornig auf, „was wollte er von Euch, da ich doch hier war, mit dem er sich verständigen konnte?“

„Das weiß ich nicht,“ gab ich zur Antwort, ohne die Wimpern zu erheben, denn ich fühlte Mabilias Blicke forschend auf mich gerichtet, „aber jedenfalls wünsche ich keine zweite Begegnung mit dem dürren Greis.“

„Dürr, ja, das war er, schrecklich dürr, zum Teufel, verwünschtes Gespenst, mit dir!“ Einige Flüche entflohen Roger, dann ergriff er treuherzig meine Hand. „Ihr könnt ja aber in meinem Gemach schlafen, Esclarmonde, ich werde schon mit dem Tropf fertig, unten, wo ich schlief, könnt Ihr unbekümmert sein, da ist kein Spuk, wenigstens ich habe noch nie etwas dergleichen erlebt.“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich würde mich ebenso ängstigen wie hier, und das wollt Ihr doch nicht.“

„Nein, nein,“ sagte er hastig, „das will ich nicht. Ich wollte Euch doch Freude bereiten, indem ich Euch hierherführte, nicht Unannehmlichkeiten aussetzen.“

Mabilia erhob sich und trat ans Fenster, wie

um hinauszusehen. Ich glaube, in Wirklichkeit verbarg sie ein Lächeln, denn sie durchschaute meine Taktik und daß ich um jeden Preis aus diesem Räuberwinkel hinauswollte.

„Aber für eins," sagte Roger, sich dicht zu mir herabbeugend, ernst, „war doch die Erfahrung der letzten Nacht gut. Ihr habt die Ueberzeugung gewonnen, daß es über Euern Verstand hinaus Dinge gibt, die Ihr nun nicht mehr leugnen könnt, wennschon Ihr sie nicht begreift. Frau Mabilia hat mir mancherlei aus Euerm Leben erzählt, so auch, wie Ihr für göttliche Tatsachen irdische Ursachen gesucht habt."

Ich streckte bestürzt die Hände gegen ihn aus. „Laßt die Religion aus dem Spiel, Roger, laßt dieses ganze Gebiet, es ist zu heilig, um jetzt darüber zu verhandeln."

„Gut," erwiderte er, „ich wollte Euch nur sagen, daß ich, der ich dem Formelkram aller Konfessionen feind bin, sei er irrgläubiger, sei er rechtgläubiger Frömmelei entsprungen, an den Wundern, die die Gottheit ausübte und ausübt, nie gezweifelt habe. Ist zum Beispiel der Stern, der bei Christi Geburt den Königen aus dem Morgenland erschien, nicht ein Faktum, an dem kein Gebildeter zweifeln wird? Ist —"

„Ihr wolltet doch nicht von heiligen Dingen sprechen," rief ich ungeduldig. Meine Lüge sollte nicht seinen Glauben an das Ernsteste der Welt be-

rühren. „Was ich glaube und nicht glaube," fügte ich hinzu, „hat nichts mit den Spielereien meiner aufgeregten Phantasie zu tun."

„Wenn Ihr ihn aber doch gesehen habt," warf er ein.

„Laßt ihn ruhen und uns reisen," sagte ich.

„Ich wollte Euch nur noch eins sagen, was ich Euch früher oder später doch gesagt hätte." Er neigte sich an mein Ohr. „In Clairvaux, wo St. Bernhard wirkte, waren unter seiner Priorschaft viele Mönche — mir wurde es von verschiedenen Seiten erzählt! —, die an Christi Gottheit zweifelten. Wo, riefen sie, stände im Evangelium, daß Christus von sich gesagt hätte, er sei Gott? Und sie stritten und zankten sich herum. St. Bernhard schwieg und betete mehr denn zuvor. Er wollte keinen seiner Söhne richten. Aber Gott richtete sie. Wißt Ihr, was ihnen geschah, die da zweifelten? Wahnsinnig wurden sie samt und sonders. Deshalb, teuere Esclarmonde, erstickt Eure Bedenken und sucht nicht nach irdischen Wurzeln des göttlichen Gewächses, das mit seinen schirmenden Zweigen die Erde deckt. Ihr seht, der Menschen Verstand hat mehr Grenzen als seine Burg. Darüber aber wölbt sich die Tiefe des Horizonts mit ihren Geheimnissen . . ."

So hatte ich Roger noch nicht gekannt. Ich fühlte mein Herz von Wärme durchströmt, die mir das Blut

in die Wangen trieb. Der wilde, ungebärdige Geselle! Tief in der Brust trug er den frommen Glauben seiner Kindheit.

„Kommt, kommt," sagte ich, „kommt hinunter in die Sonne, ins Freie, mich gelüstet's nach Bewegung, nach frischer Luft."

Er willigte zaudernd ein und gab seinen Leuten Befehl, alles für unsern Heimweg vorzubereiten.

Wir nahmen noch einen Imbiß, dann bestiegen wir die Pferde, ich das meine mit einem Seufzer der Erleichterung, sodann ging's auf demselben Weg zurück, auf dem wir hergekommen waren.

Als wir eine Weile geritten — der Färber war glücklich passiert, ohne daß Roger daran gedacht hätte, uns zum Eintritt in sein Häuschen aufzufordern, Mabilia war schweigsam geworden und warf mir vorwurfsvolle Blicke zu —, brachte ich mein Pferd dicht neben das Rogers und sagte:

„Damit Ihr's wißt, Herr Roger, die Mäuse und Ratten, der Modergeruch und die Feuchtigkeit, nicht des Alten Erscheinung, haben mich aus Euerm Kastell vertrieben. Brulac kam nicht zu mir, und er wird auch zu Euch nicht kommen, des seid versichert! Er ist froh, daß er mit Euch nichts mehr zu tun hat."

Roger war aufgefahren. „Wie, Ihr hättet gelogen, und alles wäre von Euch erfunden gewesen?"

„Ja, ich habe gelogen," ich sah ihn ruhig an,

„aber ich mache meine Lüge wieder gut, indem ich sie bekenne."

Da stieß er seinem Roß so heftig die Sporen in die Weichen, daß es in die Höhe stieg und dann ein wildes Rasen begann. Mir dunkelte es vor Schreck vor den Augen. In ganz kurzer Entfernung von uns lag der Fluß, und das wildgewordene Tier stürmte geradeswegs ihm entgegen.

Bevor ich noch einen weiteren Gedanken fassen konnte, spritzten die Wasser hoch auf, und Mann und Roß verschwanden in den Wellen. Ich aber, unkundig der höheren Reitkunst, spornte vergeblich mein Tier an, Rogers Hengst nachzuspringen. Da glitt ich aus dem Sattel und warf mich ohne zu überlegen in die Flut. Was weiter geschah, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich, auf dem Rasen ruhend, aus meiner Ohnmacht erwachte und Isaure mir mit kräftigen Essenzen die Stirne rieb. Links stand Mabilia bleich und sprach auf Roger ein, der, die Fäuste vor die Stirn gepreßt, tropfend neben ihr kniete.

Da rief ich seinen Namen, und er schrie auf, wie der Hirsch, der sein Weib erblickt in der Liebesnacht . . .

Mabilia beugte sich über mich und schalt und weinte und gab mir ein trockenes Gewand zum Anziehen. Und wie ich schwankend wieder aufrecht stand, da sagte sie noch greinend zu mir: „Was hast du

dir eigentlich vorhin gedacht, als du Roger nachsprangst, törichtes Kind? Er befand sich nicht in Gefahr, aber du, des Schwimmens unkundig, warfst dich dem Tod in die Arme."

„Ich habe gar nichts gedacht," antwortete ich zähneklappernd, denn mich fror sehr. „Aber sagt mir, wer trug mich ans Land?"

„Roger." Mabilia legte ihre Hand auf sein tropfendes Haupt. „Er sprang von dem Rücken des Tieres, welches das kalte Wasser wieder zur Besinnung gebracht hatte, herab, und brachte dich ans Ufer. O ihr beiden, wann werdet ihr aufhören, euch töricht wie unbändige Kinder zu benehmen?" . . .

Ich schwieg und sagte gar nichts, aber in mir war ein großes, stummes Danken, eine Andacht, die ich nicht beschreiben kann.

„Zieht doch andre Kleider an," sagte ich ruhig zu ihm.

Er schüttelte den trotzigen Kopf.

„Esclarmonde, Esclarmonde! Und wenn Ihr ertrunken wärt? Und was wolltet Ihr eigentlich von mir?"

„Das weiß ich nicht; ich glaubte Euch in Lebensgefahr und wollte Euch nach."

„Esclarmonde!" Er warf den Kopf in den Nacken und schloß die Augen, indes ein seliges Lächeln über sein Gesicht lief.

Mabilia legte die Hand auf seinen Arm. „Hier reicht Euch Euer Diener sein Obergewand. Zieht wenigstens das an.“

Da fuhr Roger zusammen wie aus einem Traum erwachend und schleuderte das mantelähnliche Kleidungsstück dem Knecht an den Kopf. „Was unterstehst du dich? Habe ich den dummen Lumpen begehrt? Marsch aufs Pferd ihr alle, uns wird nicht lange kalt bleiben.“

Seine Leute sprangen in die Sättel, er kniete vor Mabilia nieder und hielt ihr seine Hand hin. Leicht den Fuß darauf setzend, schwang sie sich auf ihr Tier. „Und Esclarmonde?“

„Die nehme ich, wenn Ihr nichts dagegen habt, zu mir, sie ist zu schwach, um ohne Stütze weiterzukommen. Hier, des Fräuleins Tier, kopple es an das deine an.“ Er warf die Zügel meines Pferdes einem seiner Diener zu. Dann nahm er meine auf dem Boden liegende Geißel auf und begann damit seinen Rappen zu bearbeiten, der zitternd, den langen Schwanz an die Beine geklebt, vor uns stand. Das Roß bäumte sich unter seinen Hieben, lief aber nicht fort.

„Laßt endlich,“ rief ich und suchte ihm die Geißel aus den Händen zu reißen.

„Ich wollte mir nur Bewegung machen,“ keuchte er, dann hob er mich in das nasse Sattelzeug, auf

das sie trockene Tücher gelegt hatten, und wir jagten den übrigen nach. Ich aber war von seinem Arm umschlungen und wagte nicht, mich zu rühren, denn ich bebte vor seinen Lippen, die mir so nah waren...

*

Diesmal freuten wir uns, als die Herberge in Sicht kam. Wir stiegen ab, beachteten die andern Gäste nicht, die uns mit ihrer Neugierde verfolgten, und taten, als seien wir allein im Hause.

Spät abends, als schon die meisten zur Ruhe gegangen waren, saßen wir drei noch um die dürftige Tafel, die mir wie ein Fürstentisch erschien.

Roger war in denselben Kleidern geblieben — er war in manchen Dingen wirklich trotzig wie ein Kind —, jetzt freilich waren sie wohl längst trocken geworden. Selbst das kurze Schwert, das er immer an der Seite trug, hatte er nicht abgelegt.

„Nun möchte ich nur eins wünschen,“ sagte er mich anblickend, „und zwar, daß Eure Haare trockneten wie Eure Kleider; doch diese schwere Wucht behält, was sie trinkt, und gibt es nur widerwillig wieder. Hat sie nicht mich ebenso gefangen, und zapple ich nun nicht drinnen, ohne den Ausweg zu finden?“

Mabilia lächelte. „Bringt Euer Bild in Verse, es wird ein hübsches Liebeslied geben.“

„In Wahrheit, habt Ihr je solches Haar gesehen?“ sagte er zu Mabilia, „jeder Faden davon schlingt Seligkeiten um die Sinne.“

Mabilia drohte ihm scherzhaft. „Macht sie nicht eitel. Nicht sie, Gott hat es erschaffen und auf ihr Haupt gepflanzt.“

„Ich wollte, ich könnte,“ warf er leise hin, „einmal mein Gesicht in dieses Haar hineinwühlen, so ganz mitten hinein, als sei es mein eignes, mein's, das ich zerren und küssen und um meine Hände schlingen darf, wann ich will.“

„Das könnt Ihr haben.“ Mit heimlicher Wonne hatte ich seinen Worten gelauscht. Jetzt sprang ich auf, riß das Schwert aus seinem Gürtel, ein Funkeln durch die Luft, und die dunkle Haarflut, die er eben so gepriesen, lag auf seinen Knien.

Mabilia schrie auf, es war aber so schnell gegangen, daß ihre beschwörende Handbewegung zu spät kam.

Roger lallte ein unverständliches Wort, dann raffte er mit einem hastigen Griff das Schwert auf, das ich vor seine Füße geschleudert, und wollte auf mich eindringen. Mabilia riß ihn zurück, um ein weniges, und die erhobene Waffe hätte sie selbst verletzt. Ich aber stand ruhig vor ihm und lächelte.

„Ist das der Dank für mein Geschenk an Euch?“

Da kniete er zu den verstreuten Haarsträhnen nieder, drückte sie an seine Lippen und weinte.

Als ich das sah, mußte ich mich abwenden, denn ich hatte noch nie einen Mann weinen sehen und schauerte unter dem Anblick.

Da sagte Mabilia, selbst dem Weinen nah: „Das habt ihr nun, ihr Tollen. Tränen und Kummer, Tränen und —“

In diesem Augenblick sprang Roger auf und riß mich in seine Arme. „Esclarmonde, so frei' ich den Knaben,“ er schwang meine Haarsträhne über sich, „da das Mägdlein durch einen Schwertstreich gefallen. Ihr, Frau Mabilia, Ihr seid Zeugin —“

„Halt!“ Mit erhobenem Arm warf sie sich zwischen uns. „Halt, ihr Unseligen! Kein weiteres Gelöbnis, kein Schwur, geht auseinander, geht auseinander!“ Sie schlug die Hände vor das verstörte Gesicht.

Ich aber sank an ihre Brust. „Frau Mabilia, Ihr, die Gütige, Ihr, die meine Mutter geworden, weshalb Euer Einspruch, da er mich liebt —“

„Unglückliche,“ stammelte sie, „er ist Raynalds Sohn!“

*

Die Erde wankt nicht, wenn eine ihrer Millionen Blüten, ein Menschenherz, welkt. Kein Vöglein singt auch nur eine Strophe weniger, keine Wolke geht auch nur eine Sekunde früher über die Sonne. Sie strahlt

weiter in Pracht, und der arme Mensch kann's nicht fassen, daß alles seinen Gang fortsetzt, da er selbst nun tot ist ...

Roger betrug sich wie ein Mann, den ein schweres Unglück betroffen, das ihm rätselhaft ist und dessen Lösung er geduldig erwartet.

Erst als Montgliard heimkam und über den Hof ritt, da trat er ihm ruhig entgegen und bat ihn um eine Unterredung. Wohl hatte er vorher Mabilia um Aufklärung gebeten, doch sie hatte ausweichende Antworten gegeben, so daß er nicht klug daraus geworden war. Ich selbst bot mich an, ihm aus seiner Unklarheit herauszuhelfen, aber er mochte wohl erraten, welch übermenschlichen Kampf mich das gekostet hätte, und erließ mir, ihm den Zusammenhang des unseligen Verhängnisses zu erklären.

Als ich ihn mit dem Grafen nach dessen Gemach gehen sah, kniete ich in meiner Kammer nieder und bat Gott, daß er mich sterben lasse ...

Es vergingen mehrere Stunden.

Es war so still, als ob die Leute selbst alle unter dem Bann einer aufregenden Erwartung stünden. Waren sie doch Zeugen vieler der Vorgänge zwischen mir und Roger gewesen und konnten sich manches nicht reimen. Besonders, daß ich mein Haar abgeschnitten, erregte die höchste Verwunderung, ja Mißtrauen. Wann begriffe auch ein Alltagsmensch den

bacchischen Uebermut einer feiertäglich gestimmten Seele?

Ich war auf das Aergste gefaßt. Keine Bewegung der Abwehr hätte ich Rogers loderndem Zorn entgegengesetzt, keine Miene der Kränkung angenommen bei dem wegwerfendsten Wort, das er mir entgegengeschleudert hätte.

Ja, willig würde ich meinen Nacken seiner strafenden Hand gebeugt haben. Da vernahm ich Schritte meiner Tür sich nähern. Noch einen tiefen Atemzug, ich war bereit zu leiden, zu sterben. Ein fester Finger pochte an meine Tür und öffnete. Montgliard, nein, Roger trat ein. Wie war sein Gesicht farblos und merkwürdig ruhig! Wie glänzten seine Augen in verhaltenem Fieber! Er trat an mich heran und faßte meine Hände. Mild und behutsam faßte er sie. „Esclarmonde, meine Liebe, mein kleiner, törichter Knabe, hör. Ich muß —“ hier versagte ihm die Stimme, doch er faßte sich gleich wieder und fuhr fort: „ich muß für einige Zeit fortreisen. Kehre ich wieder, dann wollen wir recht fröhlich miteinander sein, wie zwei treue Geschwister uns liebhaben, ja, willst du, kleine Schwester?“

Wie er das sagte, zitterte es leicht über seine Augen hin, und zwei Tropfen kämpften sich durch und rollten langsam die bleichen Wangen herab. Das war nicht mehr der wilde Geselle, das war ein gebrochener Mensch,

der da zu mir sprach. Kein Geliebter, eine Mutter, die von ihrem armen Kinde Abschied nimmt . . .

Ich fand kein Wort, stumm neigte ich mein Haupt vor ihm.

Und er wandte sich ab und schritt langsam hinaus.

*

Isaure kam und holte mich zu Tisch.

Montgliard, Mabilia und Roger waren bereits anwesend und sprachen von der Weinernte und von andern ähnlichen Dingen. Das Gesinde stand umher und bediente und begaffte uns und wurde nicht klug aus den vier Menschen, die von der Weinernte sprachen. Ich wagte kein Wort, keinen Blick. Mabilia fuhr scherzhaft durch mein Haar.

„Du sollst nun Pagenkleidung erhalten, Verschwenderin, die zu träg war, ihr schweres Haar zu pflegen. Komm dann auf mein Zimmer, wir wollen darüber sprechen."

Glaubte ihr denn jemand ihren heiteren Gleichmut? Aber ich verstand sie. Nach dem Essen, das so kurz als möglich dauerte, suchte ich sie auf.

Ich erschrak vor ihrer gefurchten Stirn, dem Ausdruck ihres Gesichts, das jetzt ohne Maske mir entgegenblickte. Aber der Schreck war ein gegenseitiger.

„Esclarmonde," rief sie und schloß mich in die

Arme, „verzehr dich nicht in Leid, trag es um Christi willen.“

„Ich klage ja nicht,“ wollte ich erwidern, aber meine Stimme klang so schrill und heiser, daß Mabilia ihre Tränen nicht zurückhielt.

„Du stirbst, ich sehe es, aber harre noch aus, vielleicht — höre! Ich habe meinen Gemahl zu mir gebeten, ich wünsche, daß du anwesend bleibst, wenn er kommt. Ist es dir peinlich und möchtest du hinauseilen, so betrachte es als Strafe, die ich über dich verhänge, Zeuge unsers Gesprächs zu sein.“

Sie hatte kaum ausgesprochen, als Montgliard eintrat. Sein Gesicht war mir nie edler erschienen als heute, es erinnerte mich an jene Stunde, da er sich zum erstenmal mitleidsvoll über mich gebeugt hatte. Aber diese übergroße Fassung befremdete mich. Er mit seiner Weichheit, er schien mir heute härter als Roger zu sein. Er grüßte mich gelassen wie eine Fremde.

Mabilia zog ihn an ihre Seite nieder und umfaßte zärtlich seine Hände. „Raynald, mein Teurer, hör! Du weißt, ich war von jeher deine Freundin, fürchte keine lange Auseinandersetzung, ich will dir nur ein paar Worte sagen. Esclarmonde und Roger werden sterben, denn ihre Liebe ist stärker als ihre Kraft. Ich Unselige hätte ja alles verhindern können, wenn ich zur rechten Zeit eingegriffen hätte, aber ich

hielt ihrer beider Benehmen für Uebermut, für Scherz, seine Launen und ihr Eingehen darauf für das Spiel zweier kampflustiger Naturen. Montgliard, befrei mich von meiner Schuld und erfülle meine Bitte. Die hier steht, mag alles hören, in der frierenden Nacktheit ihres Schmerzes gleicht sie einem Steinbild, das nicht verrät, was es hört. Beantworte mir einige Fragen, die du dir selbst wohl noch nie vorgelegt hast. Yvonne, das dunkeläugige Mädchen aus Firaval, das dir einst so viel Freuden geschenkt, hatte sie den Knaben schon lange geboren, als sie starb?"

Eine Pause entstand. Graf Raynalds Haupt hatte sich auf die Brust gesenkt, als gedenke er verklungene ferner Stunden. Dann versetzte er dumpf: „Nein. Weshalb fragst du?"

„Das, Teurer, sag' ich dir später. Aber du warst doch Zeuge, wie sie ihn erzog?"

„Nein."

Mabilia rückte dichter an ihn heran. „Ach, Lieber, hab nur noch ein wenig Geduld, ich höre gleich zu fragen auf. Du sahst das Kind also nie neben der Mutter. Hatte sie es denn von sich gegeben?"

„Das weiß ich nicht."

„Sprach sie nie von ihm?"

„Nein."

„Nicht? Wie lange vor ihrem Tod hattest du denn deine letzte Unterredung mit ihr?"

„Sie starb im Spätherbst. Im Frühling hatte ich ihr Lebewohl gesagt.“

„Und da hätte sie nie eine Erwähnung ihres Kindes getan? Raynald, ein Mädchen, das durch die Geburt des Kindes doch in ganz andre Verhältnisse geriet! Das ist ja unmöglich, ganz unmöglich.“

Er sah sinnend vor sich zur Erde. „Brauchte es denn da schon geboren zu sein?“

„Um so mehr hätte sie des Werdenden vor dir gedacht. Stelle dir doch eine Frau vor. Wäre ihr nicht das Herz aufgegangen, hätte sie dich nicht in die Arme geschlossen und dir ihr großes Geheimnis anvertraut?“

Er hob die Stirne und blickte auf einen Punkt, als sähe er jene Zeit an sich vorüberziehen. „Vielleicht. Ich weiß es nicht. Ich habe darüber nie nachgedacht. Damals war ich in Spanien, ein Fant, der mitten im Hofleben schwamm; sie glich einem glühenden Junitag, wir gefielen uns und liebten einander, um alles übrige hab' ich mich nie bekümmert. Die Nachricht ihres Todes grämte mich sehr. Bald darauf erhielt ich den Besuch einer ihrer Verwandten, die mich fragte, was mit dem Knaben, meinem Knaben, zu geschehen hätte. Ich gab ihr Geld für seine Erziehung. Eines Tages brachte sie mir ihn. Er gefiel mir. Er glich dem Jungen, das aus einem Adlernest herausgefallen ist, ich gab ihr wieder Geld.

Dann sah ich ihn erst wieder, als er zehn Jahre zählte. Da war ich bereits —"

„Da warst du bereits mein Gatte geworden, du erzähltest mir von ihm, ich wollte ihn zu mir nehmen, aber du zogst es vor, ihn bei den Söhnen St. Benedikts erziehen zu lassen. Dort entfloh er. Du fandest ihn, der zu dir wollte, hier in der Nähe, erschöpft und müde in einer Herberge und brachtest ihn mir. Er begann mich zu lieben, und er würde mich noch mehr geliebt haben, wenn —"

„Ich weiß, ich weiß." Montgliard machte eine Bewegung der Ungeduld. „Ich entfremdete ihn dir. Ich behandelte ihn zu sehr als Erwachsenen, nahm ihn auf die Jagd mit, weihte ihn in allerlei Abenteuer ein, bis er mir eines Tages davonging."

„Das Spätere kenn' ich, mein teurer Gatte, nun sag mir nur, sind dir nie Zweifel aufgestiegen, ob Roger Montiban auch wirklich dein Sohn sei?"

Montgliard legte den Kopf in die Hände.

„Vielleicht. Aber — ich liebe ihn, was kümmert's mich, ob er mein Blut oder andres in den Adern trägt."

„Nun wohl, jetzt aber, jetzt, wo das Glück zweier Menschen von der Ergründung dieser Tatsache abhängig ist, würdest du dich nicht aufmachen wollen, um in Yvonnes Heimat dem wahrhaftigen Verhalt aller dieser Dinge nachzuforschen?"

Da erhob Montgliard den Kopf mit rascher Bewegung und wandte sich zu mir.

„Esclarmonde, Esclarmonde, liebst du ihn wirklich und wahrhaftig? Ist's keine Täuschung, keine Laune, kein gutmütig Eingehen auf ihn, da du merkst, daß er dich liebt?“

Ach, diese bettelnden, um Bejahung bettelnden, diese beschwörenden Augen!! Nie hat mich eine Antwort größere Anstrengung gekostet als diese, die ich gab.

„Nein, Herr, mein Gönner und Freund, es ist keine Täuschung. Ich liebe Roger, ich liebe ihn mehr als alles auf Erden, ja mehr als meine Eltern und mich selbst. Ich liebte ihn, wüßte ich, daß er der niedrigste Verbrecher sei, ein Mörder, ein Spion, das Kind der verworfensten Dirne. Ich liebte ihn, wenn er mich schlüge, träte, wenn er mich mordete. Mein letztes Wort wird sein Name sein, mein seligster Traum ist's, wenn nicht in seinen Armen zu leben, so in ihnen zu sterben ...“

Da faltete Graf Raynald die Hände langsam auf seinen Knien, sah eine Weile starr vor sich hin und stand dann auf.

„Wohlan, so will ich's versuchen, gehe es, wie es wolle. Hier, Euer Wunsch soll erfüllt werden, Mabilia.“ Er reichte seiner Gemahlin die Hand hin. „Ich mache mich noch heut auf den Weg. Wenn es

länger dauern sollte, als Eurer Ungeduld lieb ist, so vergeßt nicht, daß Fraval fast an der spanischen Grenze liegt und alles ringsum voll Aufruhr und Kriegsunruhen ist. Bewahrt mir ein gutes Andenken, Ihr!" Er sah mich an. Seine Augen zerschnitten mir die Seele.

Arme Augen! Armes Herz, nein, großes Herz, trotz seiner Schwächen ...

Am Spätnachmittag ritt er fort.

Er ritt allein. „Er geht nach Montgliard," sagte Mabilia, „um sich Peire zu holen, seinen alten Getreuen."

*

Montgliard war fern und Roger verschwunden.

Roger sollte nach Montiban, auf seine Burg, sein, behaupteten die Diener, die es von den seinen gehört haben wollten. Er mochte wohl dort die Entscheidung abwarten.

Gott, ich vermochte sie nicht auszudenken! Weshalb stahl sich nun diese Hoffnung herein, da ich mich doch schon ergeben in den Sarg gelegt hatte? Weshalb von neuem bangen, zittern, von neuem sterben müssen? Denn war es möglich, daß aus all diesem Irrsal und Jammer doch noch Glück entsprießen konnte? Esclarmonde, vermochtest du dir vorzustellen, wie es sei, ein einzigmal glücklich zu sein? Nicht wie der Dieb auf der Flucht, der verstohlene Blicke

auf den geraubten Schatz wirft, sondern ruhig und unbekümmert wie die Göttlichen, die keinen Schatten mehr zu fürchten haben? ...

*

Mabilia machte lange, einsame Spazierritte, auf denen sie nur ein Knecht begleiten durfte. Sie hatte einen Plan gefaßt, das heißt, sie, die Starke, hatte sich gezwungen, einen Plan zu fassen, um ihre Gedanken auf andres zu lenken. Im Grunde bangte ihr sehr sehr um ihren Gemahl, dessen Reise in diesem Land der gärenden Unruhe durchaus nicht gefahrlos war. Sie zitterte wie ich der Stunde seiner Heimkehr entgegen, denn — trotz allem! sie liebte ihn mehr als ihr Leben. Sie liebte ihn mit ihrer mächtigen Seele, die vieles begriff und selbst da vergab, wo sie nicht begriff.

Neben der Kapelle der Jungfrau vom heiligen Holz, wie sie die Maria nannten, deren Bildnis dem Baum entwachsen sein soll, hatten fromme Bauern eine Hütte errichtet. Drohte ein Gewitter oder wurde einem der Wallfahrer elend, so fand er hier ein Dach überm Haupt, freilich niemand, der ihm Labsal bot.

Mabilia wollte nun diese Hütte in ein Haus verwandeln, einen Garten darum anlegen und so eine Art Asyl für einen oder den andern Weltmüden schaffen, der gern bei Maria ausruhen wollte. Schon war ein Baumeister hier angekommen, und angestellte

Arbeiter begannen die ersten Spatenstiche. Da der Boden fett und ergiebig war, mochte der Garten bald grünen.

Wir hatten nun die Uebergabe des weißen Kleides und des Schleiers an die Jungfrau verschoben, bis das Haus fertig stand und die erste Blume im Garten erblüht war. Es sollte auch eine Mauer das Ganze umfrieden, damit kein unbefugtes Auge die Ruhe der heiligen Stätte störte.

Ab und zu gestattete mir meine liebe Frau einen Einblick in ihr stilles Walten. Es würde sich eine gute Raststatt hier erheben, und die Eingekehrten mochten der milden Hand einst danken, die sie errichtet hatte . . .

*

Zwei, deren Herzen bange und bänger wurden, je mehr Tage und Wochen ohne Nachricht verstrichen. — Von unten klang das Hämmern und Klopfen der Steinmeißel, das Knirschen der Karren herauf, die Sand und Erde zum Bau hinführten. Dann und wann erschien ein oder der andre Gast, aber nur flüchtig, denn wir beiden Frauen mit unsern verhärmten Gesichtern ermunterten wohl wenig zum Hierbleiben. Dann und wann erschien ein fahrender Sänger und ließ seine Weisen auf dem Hof ertönen. Aber von jenen sang keiner, über die wir Kunde begehrten . . .

*

Oft in Abendstunden, wenn die letzte Röte am westlichen Himmel verglommen war und schwermütige Ruhe auf Burg und Hof, auf Wald und Wiesen sank, dann fanden wir uns zusammen, Mabilia und ich, faßten einander an den Händen und saßen schweigend und jede ihren Gedanken sich überlassend da. Wenn dann Isaure mit der dreiarmigen Lampe erschien, fuhren wir auf, wechselten einige gleichgültige Worte, die alles berührten, nur das nicht, was am meisten unser Herz einnahm, und gingen traurig zu Bette.

*

Das war am Spätnachmittag.

Ich war den ganzen Morgen über sehr unruhig gewesen. Mabilia hatte mir's angemerkt und mich aufgefordert, sie hinab zum Bau zu begleiten. Ich weiß nicht weshalb, mir war, als müßte ich daheim=bleiben, als würde sich etwas ereignen, als bewege sich etwas dicht vor mir, und ich sollte abwarten, bis es seine Vermummung von sich geworfen.

So ritt sie allein hinab, und ich blieb in meiner Stube. Die Mägde waren bei ihren verschiedenen Beschäftigungen in den Räumen zerstreut, die Diener in Stall und Garten, im Hof war's ruhig und leer. Ich ging auf und nieder, weil ich vor Unruhe nicht zu sitzen vermochte.

So oft ich am Fenster vorbeikam, warf ich einen

Blick auf die Brücke, die man von hier aus überschauen konnte. Und immer war sie und blieb sie leer, und niemand kam herauf. Da war mir einmal, als sähe ich etwas Weißes, wie einen lichten Schatten, der zwischen den Bäumen heranhuschte und wieder verschwand. Ich blickte einige Sekunden lang hin, gewahrte indes nichts mehr und meinte, meine Wahrnehmung wäre Einbildung gewesen. Als ich aber wieder hinausblickte, wiederholte sich die Erscheinung. Nun blieb ich am Fenster stehen. Aber wieder gewahrte ich nichts mehr. Da erfaßte mich Bangen. War ich bereits so krank, daß ich an falschen Gesichten litt? Oder bedeutete dieser weiße Schimmer etwas? Böses? Gutes? Ich befühlte meine Augen. Wurdet ihr trübe von den heimlichen Tränen meiner Nächte? Lügt ihr? Straft sich jetzt jener Scherz von Montiban, daß mir einer genaht sei, der nicht mehr war? Aber weshalb ging ich nicht hin und streckte meine Hand gegen das Trugbild aus, da würde es wohl in Nichts zerflattern. Ja, das wollte ich tun. Noch einmal trat ich ans Fenster. Da, da war es wieder. Es glich einer Gestalt, einer weißen, ohne Kopf. Oder hatte sie den seitwärts geneigt, oder verbarg sie ihn unter dem Gewand? Kein Zweifel, die Bewegung war eine lauernde, mit der das Schemen sich näherte. Grauen befiel mich. Nicht ängstlich von Natur aus, fiel mir nicht ein, jemand herbeizuholen,

oder um Hilfe zu rufen. Ich selbst, ich allein wollte das Geheimnis ergründen. Entschlossen trat ich zur Kleidertruhe, um mir einen Schleier über den Kopf zu werfen und hinabzueilen. Wie ich den Deckel der Truhe fallen ließ, vernahm ich ein Tasten an der Tür, ein Darüberhinwegstreifen, wie von einer Hand, die die Klinke suchte. Bevor ich den Riegel vorschieben konnte, öffnete sich die Türe langsam und vorsichtig und —

Ich schrie auf. Das hatte ich nicht erwartet. Nie hatte ich erwartet, was ich jetzt sah. Es war so grauenhaft, daß ich auf die Knie sank und mein Haupt verhüllte . . .

*

In der Mitte der Stube stand — Gérard.

Er war zum Skelett abgemagert, sein weißes Ordensgewand hing lose um den fleischlosen Körper. Aus seinen tief in den Höhlen liegenden Augen schossen grünliche Blitze auf mich nieder.

„Ja, du tust recht, auf die Knie zu sinken.“ Er berührte mein Haupt mit eiskalter Hand. „Was ist aus dir geworden, Treubrüchige? Ein Rausch vergeht, damals sah ich ihn über dich kommen, aber ich harrte geduldig seines Endes. Nun du erwacht bist und durch Bußübungen und Reue den Weg zu Gott zurückgewinnen könntest, beginnst du neue Betäubung zu suchen. Verruchte, was bedeutet das Gerücht deiner

Verlobung mit Roger, dem Abenteurer und Verächter der heiligen Kirche? Ist's Wahrheit, ist's Erfindung?"

„Woher wißt Ihr von einem solchen Gerücht?" Ich kam langsam zur Besinnung und erhob mich vom Boden.

„Woher?" Das fleischlose, den Ausdruck des Irrsinns tragende Gesicht grinste höhnisch. „Glaubst du, es gäbe einen Vorgang weit und breit, von dem wir nicht wüßten? Es stürbe jemand oder es würde einer geboren, der nicht ins Buch unsrer Richter eingetragen würde? Wozu nennten wir uns denn Domini canes, wenn wir nicht spürten, aufspürten die Guten und die Bösen zu Gottes Ehre? Esclarmonde, du gehörst unter das Kreuz, was weichst du vom Weg ab? Du wirst doch unter seinen Schatten zu stehen kommen, ob du magst oder nicht."

„Wo mein Platz sein wird, das ist Gottes Sache, nicht die Eure," sagte ich, Gluten der Empörung in mir aufsteigen fühlend, „laßt mich meine Pfade gehen."

Er trat dicht an mich heran, so daß mich sein weißes Gewand berührte, und sah mich drohend an. „Du mußt umkehren, du hast die Kraft empfangen, auf die Menschen zu wirken, wir brauchen solche Leute. Du kannst Großes vollbringen, des Mannes Arme sind keine Stätte für dich, du gehörst auf die Straße hinaus, in den Kampf, um Gott zu ver-

künden, um den Menschen seinen Zorn ins Ohr zu schreien, um durch den Zauber deiner Stimme ihre Herzen zu gewinnen. Mir verdankst du die Bildung deines Geistes, mein Geschöpf bist du, tue, was ich dir gebiete, lang' genug hast du gezaudert, in weltlichen Scherzen verloren."

Ich wies auf die Tür. „Verlaßt mich, Gérard, was wollt Ihr hier? Ihr seid zu spät gekommen. Meine Stimme, meine Gedanken, meine Kenntnisse sind längst nicht mehr mein Eigentum. Gleich meinem Haar habe ich sie verschenkt."

Er blickte mit zuckenden Brauen auf das kurze Haar, das meine Stirn umlockte. „Gott wird es dir aufs neue geben, was du frevelnd von dir geworfen. Dein Haar wird wieder wachsen, damit es vor seinem Altar, nicht in sündige Menschenhände fällt."

„Nie," rief ich heftig. „Als Ihr mich kanntet, war ich ein Kind, das nicht wußte, was es begehrte."

„Du wußtest es besser als jetzt." Sein Blick war so schrecklich, daß ich die Augen senkte. „Jetzt weißt du nicht, was du begehrst. Denn obgleich du die Hand an deiner Seele fühlst, die sie zu eigen verlangt, kämpfst du und streitest wider sie. Du griffst nach weltlichem Schmuck, trotzdem der Schleier für dich bereit liegt, der dich am Hochzeitstag, mit deinem Gotte, umhüllen soll. Dominikus sah es in deinem

Gesicht. Entweder betrügt er, dann Fluch ihm, Fluch dem Tabernakel, Fluch der Szene am Kreuz, oder du, du blasses Weib, das die sündigen Hände jetzt vor sein Antlitz schlägt, du stehst in Bälde am Altar, um dein Gelübde mit Gott zu sprechen."

Ich sah im Rahmen der dunkeln Tür das Weiße entweichen. Ich wollte ihm nacheilen, um es mit meinen Händen zu fassen, zu würgen, aber da versagten meine Augen den Dienst. Dunkelheit breitete sich über sie.

Ich tastete nach einem Stuhl und sank darauf nieder.

*

Wie lang' ich hier geruht, was ich gedacht, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich Stimmen auf dem Hof vernahm, Pferdehufe sich nähern hörte, dann kamen eilige Schritte herauf, die Tür wurde aufgerissen, und Mabilia stürzte herein.

„Esclarmonde, Esclarmonde," sie umschlang mich freudig, „er ist heimgekehrt, ich begegnete ihnen im Wald, als sie heraufritten, seinem alten Peire und ihm, er will auch gleich zu dir kommen, um dir Botschaft zu bringen. Höre ich ihn nicht schon auf der Treppe, er kommt, hier, Raynald, sag du ihr selbst alles ..."

Ich taumelte auf und ihm entgegen ...

Er trat dicht auf mich zu und legte mir die Hand

aufs Haupt. „Ich segne Euch zu dem Bund, den Ihr eingehen wollt. Ihr könnt es mit reinem Gewissen tun. Was ich in Erfahrung gebracht, bewies mir, daß Roger nicht mein Sohn ist.“

Ich sank zu seinen Füßen nieder und bedeckte seine Rechte mit Küssen und Tränen. Aber ich fühlte keinen Gegendruck seiner Hand. Steif und kalt blieb sie in der meinen. Mabilia legte den Arm um ihn. „Raynald, manchen Kummer im Leben hast du mir bereitet, aber die Freude, die du mir heute schenkst, wiegt alles auf. Gott segne dich, mein edler, edler Gatte!“ Sie berührte seine Stirn mit den Lippen.

Er sah wie im Traum um sich, dann sagte er: „Wer wird Roger benachrichtigen?“

„Dein Peire soll's tun.“

„Wohlan, schick ihn hin. Er soll Roger mitteilen, ich lüde ihn zu einer Hochzeit auf Fleureol. Das übrige mag er sich denken.“

„Und willst du nicht erzählen, auf welche Art du Kenntnis von alledem erhieltst, das —“

Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Laß das jetzt. Es war nur die Aufdeckung eines alten dichten Lügengewebes, das man um mich gesponnen hatte, um von mir Geld zu erpressen. Es hat sich ja alles zum guten gewendet ... die alten Geschichten mögen vergessen sein. Ich bin übrigens recht müde,“ setzte er hinzu, „und freue mich auf das Ausrasten.

Ihr wißt nun alles, Esclarmonde, und daß das Ergebnis meiner Reise Euch glücklich macht, und wie glücklich! sehe ich Euch an." Er nickte mir zu und verließ, von seiner Gemahlin gefolgt, die Stube.

Ich aber vergoß Tränen der Freude. Selbst das eben erlebte schaurige Begebnis erblaßte in mir unter dem übermächtigen Eindruck des Glückes ...

Ich eilte hinab, um meinen guten alten Peire zu grüßen, der vor Freude strahlte, als er mich wiedersah. Ach, er wußte nicht, wer mich eben verlassen hatte ...

*

Einige Tage später lag Roger in meinen Armen. Aber es war nicht mehr der alte tolle Roger. Es war ein Mann, über den ein großes Leid hinweggegangen war, der nur gedämpfte Laute der Freude mehr fand. Mir war er so noch teurer. Der Quell seiner Liebe zu mir hatte sich vertieft, alles Spielerische, Oberflächliche war daraus gewichen.

„So wirst du mir Schwester und Geliebte sein," sagte er zärtlich.

Und ich kniete vor ihn hin. „Deine Magd, alles, was du willst."

Da hob er mich an seine Brust. „Wir wollen nicht überlegen, was wir einander sein werden; was du mir bist, weiß ich nicht. Aber daß ich ohne dich nicht mehr leben möchte, das ist mir jetzt, in den

schrecklichen Wochen auf Montiban, klar zum Bewußtsein gekommen."

Und immer wieder und wieder sah ich ihn Montgliards Hände schütteln. „Nicht Vater bist du mir, aber vielleicht mehr: Freund," sagte er zu ihm, „Freund, wie ihn die Alten kannten. Dein Wohl ist meins, und meins ist deins. Zähl auf mich, wenn du eines Menschenlebens bedarfst."

Er schien Montgliards schreckliche Verwandlung nicht zu bemerken, die bleierne Ruhe, die täglich mehr und mehr, wie ein wachsender Sarg, dessen Wesen umhüllte, seine Gleichgültigkeit dem Leben gegenüber, die stärker und stärker wurde.

In meinem strahlenden Glück gab's nur kurze Pausen, die mich zur Beobachtung andrer Menschen gelangen ließen. Wagte ich mich doch kaum in meines Gönners Nähe, weil ich mich meiner Seligkeit schämte, die auf Kosten seiner Lebensfreude erbaut war. Auch Mabilia blieb die Veränderung nicht verborgen, die sich mit ihrem Gemahl vollzogen hatte. Aber was konnte die Aermste beginnen? Sie, die ihr Herzblut freudig für ihn hingegeben hätte, mußte zusehen, wie der Kummer um ein andres Weib, das ihn nicht einmal liebte, sein Leben verzehrte. O, wie war sie edel, diese Frau, die mich all das Ungemach, das ich über sie gebracht, nie entgelten ließ!

Um Montgliard zu zerstreuen, und auch zur Feier

unsrer Hochzeit, die Roger so schnell wie möglich vollzogen wünschte, lud Mabilia Gäste ein. Ich wußte wohl, wie wenig sie das rauschende Leben liebte, aber wann hatte sie je an sich gedacht?

Bald füllten sich die Gasträume wieder. Trotz aller aufregenden Nachrichten aus Toulouse kamen aus den benachbarten Schlössern die Bekannten zu uns. Mabilia erhielt alle Hände voll zu tun, besonders da ihr der stark heranwachsende Bau unten auch noch Mühewaltung kostete.

Montgliard erwies den Gästen, die mehr oder minder alte Freunde von ihm waren, die gewohnte Aufmerksamkeit. Aber man merkte ihm das Gezwungene der Haltung an, die Zerstreutheit, die ihn mitten in der Unterhaltung befiel.

Es wurden allerhand festliche Veranstaltungen ins Werk gesetzt. Sänger und Gaukler fanden sich in Scharen ein, um durch gute und schlechte Darbietungen, wie es eben kam, die Gäste zu ergötzen. Gemeinsame Ausritte fanden täglich statt, und eines Tages lud Graf Raynald alle Anwesenden zu einer Jagd ein, die er in seinem großen Forst veranstalten wollte. Mabilia, die sich nie für die Vergnügungen der Jagd erwärmen konnte, wünschte nicht, sich an ihr zu beteiligen, ebensowenig wie Roger und ich. Wir beide hatten uns beständig so viel zu sagen und waren auf Fleureol viel mehr uns selbst überlassen, als

wenn wir uns im Kreis der Bekannten befunden hätten.

Roger interessierte sich sehr für den Bau unten am Wald. Er sagte mir einmal, er hätte vor, da er meine Abneigung gegen Montiban nun kenne, uns ein Landhaus bauen zu lassen, in dem sein „törichter Knabe“ Luft und Sonne, wie er es liebe, die Menge fände. Wie glücklich ich über seinen Vorsatz, über diesen neuen Beweis seiner Güte war, vermag ich nicht zu schildern. Daher suchte Roger oft den meist beim Bau weilenden Baumeister auf, ließ sich von ihm Kostenüberschläge und Pläne machen und verfolgte die Arbeiten mit Spannung.

Als die Diener und Knechte, gefolgt von der Meute, den Hof verließen und die kleine Kavalkade unsrer Gäste, hoch zu Rosse, sich anschickte, ihnen zu folgen, von unsern Grüßen und Winken begleitet, kam Montgliard, gegen jeden Jägerbrauch, nochmals zurückgesprengt. Mabilia eilte ihm freundlich entgegen.

„Hast du etwas vergessen, Liebster, kann ich dir's holen?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, ich — wollte nur Roger noch die Hand schütteln.“ Er ritt an Roger heran, der neben mir im Hof stand, und richtete sein maskenhaftes Gesicht auf ihn. „Hab' dir ja gar nicht Lebewohl gesagt, hier,“ er hielt ihm die Hand

hin, die Roger herzlich schüttelte. „Und Euch, Esclarmonde, wünsche ich viel Freude für den Tag.“ Ich fühlte meine Hände von andern kalten berührt. „Gehabt Euch wohl!“

„Hättet Ihr's lieber gesehen, wenn wir Euch begleitet hätten?“ fragte ich gepreßt.

Er verneinte stumm und sprengte den andern nach. An der Brücke wandte er sich noch einmal um und sah mit einem langen Blick zurück.

„Ich glaube,“ sagte Roger zu mir, „er wäre am liebsten selbst hier geblieben.“

Ich empfand einen Augenblick ein schmerzhaftes Gefühl in der Brust. Dann verdrängte Rogers Nähe alle trüben Gedanken. Wir ließen unsre Tiere satteln und ritten mit Mabilia hinab.

Vom Neubau unten gesehen bot Fleureol ein anmutiges Bild. Es sah größer und stattlicher aus, als es in Wirklichkeit war. Das Erdgeschoß des neuen Hauses war schon fertig gestellt, und die Mauern rückten höher. Wir warfen die Zügel der Tiere dem uns begleitenden Diener zu und wanderten wohlgemut durch die Räume. Roger und ich hielten einander immerfort an den Händen gefaßt, was Mabilia zu allerlei neckenden Scherzworten veranlaßte. Die Arbeiter sahen uns wohlgefällig nach, und ich fühlte mich stolz, denn ich wußte, daß ihre freundlichen Blicke Roger galten. Ich hätte häßlich und verkrüppelt sein

mögen, damit seine männliche Schönheit desto schärfer hervortrat.

Aus weiter Ferne tönten Hörnerklänge zu uns.

„Dort sausen sie hin," sagte Mabilia, „und mühen sich ab, indessen wir hier das Wachsen meines Asyls mit friedlichen Gedanken begleiten. Sind wir nicht die Klügeren? Wird es nicht schön hier, Kinder? Sieh dir die großen Fenster an, Esclarmonde, das ist doch nach deinem Sinn. Und die Stuben sind geräumiger als auf Fleureol."

„Wenn der Bau beendet ist und Ihr erlaubt, kommen wir einmal herüber und wohnen ein paar Tage hier," sagte Roger.

„Werdet Ihr denn nicht auf Fleureol bleiben, bis das Landhaus, das ihr euch bauen lassen wollt, fertig ist?" fragte Mabilia verwundert. „Es ist doch genügend Platz vorhanden."

Roger schüttelte den Kopf. „Bis mein Haus gebaut ist, muß Esclarmonde in Montiban bleiben. Sie muß sich überwinden lernen und sich an Mäuse, Ratten, Geister, Teufel, finstere Stuben, hallende Gänge, Kälte und Moder gewöhnen, wie es Rogers Frau geziemt."

„Das wird sie auch," sagte ich glücklich, „als Rogers Frau. Hab keine Sorge." Ich fühlte den Druck seiner Hand.

Später ritten wir noch ein Stückchen ins Freie

hinaus und bewunderten die rötlichen Wolken, die sich am westlichen Himmel zusammenballten.

„Ob es ein Gewitter geben wird?“ sagte Mabilia besorgt.

„Wenn auch,“ tröstete Roger, „die Pferde finden leicht trockene Stellen unter dem dichten Baumgeäst, und die Jäger werden, wenn nichts Besseres, gewiß ein paar Schäferkarren erspähen, die gegen allzu starken Regenguß Schutz bieten.“

Als wir bei der Rückkehr an eine besonders dicht bestandene Stelle des Waldes kamen, war mir, als sähe ich zwischen den dunkeln Bäumen etwas Helles verschwinden. Grauen befiel mich, und ohne daß ich wußte weshalb, erzählte ich Mabilia und Roger von dem umheimlichen Besuch, den ich empfangen. Mabilia horchte auf.

„Mir ist, als hätte ich von einer unsrer Mägde erzählen gehört, daß sich hier in der Umgebung ein fremder Mönch umhertreibe. Bei all den schaurigen Geschichten aber, welche die Leute so gerne verbreiten, kann man nie wissen, was wahr, was erdichtet ist. Jedenfalls sei auf der Hut und wage dich nicht allein allzu weit hinaus, wie du es zu tun liebst.“ Und sie gedachte in Worten des Mitleids Gérards, dessen Geist jedenfalls gelitten haben mußte, da es sonst keine Entschuldigung für sein unheimliches Benehmen gab. Roger war empört.

„Weshalb hast du mir dein Erlebnis nicht früher mitgeteilt? Längst hätte ich den Wahnwitzigen schon abgefaßt und ihm seinen Unsinn ausgetrieben. Ein paar wohlgezielte Pfeile, und mit der Wunde wäre auch sein krankhafter Eifer, der Pater Dominikus nichts weniger als willkommen sein würde, wüßte er um ihn, — geheilt worden. Er soll sich trösten, dein früherer Lehrer. Gott will vor allem, daß seine Geschöpfe glücklich werden und sich dessen erfreuen, was er zu ihrem Glück erschaffen hat. Wozu hätte er es denn erschaffen? Das Leid ist eine Erfindung der Lügner. Im Grunde gibt's keines. Denn wenn wirklich ein Zustand unerträglich wird, ist dann nicht gleich der milde Diener des Herrn, der Tod, da und führt die traurige Seele ins Land, wo kein Schmerz und keine Träne ist?"

Ich schwieg und sah Roger heimlich an. Und da war mir's, als müßte ich schreien und die Arme um ihn werfen und ihn festhalten. Aber ich verriet mich nicht und ritt ruhig neben ihm weiter.

In einer Stimmung, die zwischen großer Glückseligkeit und unerklärlichem Bangen schwankte, kam ich mit meiner lieben Gesellschaft nach Fleureol. Nachdem wir uns ausgeruht und erfrischt hatten, wollten wir noch ein Stündlein auf Mabilias trautem Gemach zubringen.

Wie ich eben aus der Tür schritt, hörte ich hurtige

Hufschläge im Hof und sah einen der Herren aus der Jagdgesellschaft heransprengen. Es war Hauteville, und er sah so verstört aus, daß ich, anstatt zu Mabilia zu gehen, hinabeilte.

„Ihr schon zurück? Und mit welchem Gesicht! Ist ein Unglück geschehen, sprecht?!“

„Ist Roger da? Ruft ihn schnell.“

„Roger, mein Gott, was soll er? Könnt Ihr nicht mir —“

Indem ich das sprach, kam Roger schon herabgeeilt, er mochte den Reiter vom Fenster aus bemerkt haben.

Hauteville sprang vom Pferd, faßte Rogers Hand und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Roger taumelte zurück und schlug die Hände vors Gesicht. Dann wandte er sich zu mir.

„Montgliard ist verwundet, schwer verwundet ... O unglückselige Mabilia! ...“

Hauteville wischte sich den Schweiß von der Stirne und stützte sich keuchend auf sein zitterndes Pferd. Ich aber eilte Roger nach, der die Treppe hinauf zu ihr gesprungen war. Er legte den Arm um sie und fragte: „Ist meine Mutter stark?“ Und wie sie ihm verwundert ins Gesicht blickte und eine Frage tun wollte, sagte er entschlossen: „Dein Raynald ist schwer verwundet, vielleicht schon tot ...“

Sie gab einen erstickten Laut von sich wie ein aus der Höhe fallender Vogel, den der Pfeil des

Jägers getroffen. Dann riß sie die Augen ängstlich auf, denn es schien sich Nacht auf sie gelegt zu haben, und fragte: „Wo ist er?"

„Sie bringen ihn, aber du hab Fassung! Liebe!" Roger beugte sein Knie vor ihr und sah zu ihr auf.

„Sei beruhigt!" Sie schob ihn und mich, die an ihrer Schulter weinte, sanft von sich. „Laßt mich hinab, ihm entgegen, vielleicht —"

Ach, sie hoffte noch auf den Lebensfunken, den sie in ihm finden würde ... Als sie aber hinabgeeilt war und Pferdegetrappel von der Brücke erscholl und sie die aus Weiden geflochtene Bahre brachten, auf der er ruhte, und sie den Mantel, mit dem er bedeckt war, von ihm wegzog und in sein weißes, kaltes Gesicht sah, da wußte sie, daß es Nacht um ihn geworden war, ewige Nacht. Einen Augenblick warf sie sich wild über ihn und riß sein Gewand auf und bedeckte seine erstarrte Brust mit Küssen und begoß die kleine Wunde, dicht unterm Herzen, mit siebenden Tränen, dann aber erhob sie sich, richtete sich hoch auf und befahl ruhig, ihn auf sein Zimmer zu tragen. Und von da ab war sie so ruhig und gefaßt, daß es alle unheimlich berührte, die sie sahen.

Hauteville und zwei seiner besten Bekannten blieben hier, die übrigen brachen erschüttert zur Heimkehr auf.

Wieso es kam, das dunkle Verhängnis?

Niemand ergründete es. War es eine fremde,

war es seine eigne Hand gewesen, die das Messer in seine Brust gestoßen? War es Zufall, war es beabsichtigt? Man munkelte allerlei, keiner wußte andres als Vermutungen auszusprechen.

Mir aber, als ich vor seiner regungslosen Gestalt kniete und das Lorbeerbüschel in geweihtes Wasser tauchte, um ihn damit zu besprengen, mir kam grausame Erkenntnis. Doch ich behielt sie für mich. Selbst gegen Roger äußerte ich mich nicht. Mir hatten Raynalds Abschiedsblicke alles verraten . . .

Mabilia ließ ihn im Garten, an einem Plätzchen, das er liebte, begraben.

*

Und dann blieb es still auf Fleureol. Wochenlang verließ sie nicht ihre Stube, die selbst mir verschlossen war. Hier hat sie, im geheimen, ihren großen Leidenskampf ausgerungen, sich in Gottes Willen ergeben und das schreiende Herz zur Ruhe gebracht.

Eines Tages trat sie uns ruhig, ja fast heiter, als ob nichts geschehen wäre, entgegen.

„Ihr habt gelitten um mich," sie reichte uns die Hände, „ich danke euch! Ihr, Roger, seid an meiner Statt unten beim Bau gewesen und habt die Leute zur Arbeit ermuntert, ihnen Anweisungen gegeben, du, Kind, hast dein jauchzendes Glück zum Schweigen gebracht," sie küßte mich, „und anstatt gejubelt geschwiegen."

Auf die Einwendung, die ich machen wollte, erhob sie abwehrend die Hand.

„Laß, betrüge dich nicht selbst. Wenn du auch an ihm hingst und in Dankbarkeit ihm ergeben warst, deines Roger Nähe hat die rinnenden Tränen getrocknet, deines Herzens Klage zum Schweigen gebracht. Schäme dich deshalb nicht. Zu trauern geziemt mir, der er alles gewesen, die nichts außer ihm besaß. Deine Zukunft wandelt blühend an deiner Seite, solltest du dich um die Vergangenheit grämen?"

„Mabilia," sagte ich eines Tages, mein Haupt an ihre Brust gelehnt, „wenn unser Haus fertig gebaut sein wird und die ersten Blumen in unserm Garten sprießen, kommt, o kommt dann für immer zu uns. Bleibt unsre Schutzgöttin, wie Ihr es bisher wart, wollt Ihr?"

Da schüttelte sie ruhig den edeln Kopf. „Nein, Kind. Das Leben in der Welt hat für mich aufgehört, nun kann nur ein Leben in Gott für mich beginnen. Und das will ich mutig zu Ende führen, nicht in deinem, in meinem Haus. Ich hab's mir überlegt. Kein Asyl für fromme Pilger, ein bleibender Aufenthalt für geprüfte, müde Herzen soll mein neues Haus werden. Ich selbst will als erste hineinziehen, und alle, die gleich mir Friede und Ruhe in Gott begehren, sollen seine Pforten geöffnet finden."

Mir kamen Tränen in die Augen, wie ich sie

das so gefaßt sagen hörte, wie ich sah, mit welcher Hoheit und Größe sie ihr letztes Bett sich bereitete.

„Aber eins müßt Ihr mir versprechen, Mabilia," bettelte ich, „an meinem Hochzeitstag begleitet Ihr mich noch zur Kirche und vertretet zum letztenmal die Stelle meiner Mutter."

„Das will ich tun, Kind," sie reichte mir die Hand mit festem Druck. „So lange will ich dir und deinem Roger leben und euch mit Rat und Tat beistehen."

*

Ich wollte weinen und lächelte. Ich wollte meinen Füßen Gemessenheit befehlen, doch sie gehorchten mir nicht und hüpften und sprangen, wenn ich Rogers ansichtig wurde. Ich wollte mein Haupt gesenkt tragen, doch es hob sich wie das der lauschenden Hindin, wenn der Geliebte naht. Ich wollte meine Stimme dämpfen, aber der Jubel meiner Liebe ließ sich nicht unterdrücken, sprach ich zu Roger. Ich wollte an die Vergänglichkeit alles Glückes denken und hoffte auf die Ewigkeit seiner Dauer. Der Zwiespalt in mir entfärbte meine Wangen und entfärbte Rogers Wangen, der dasselbe wie ich empfand.

Da sagte eines Tages Mabilia: „Weshalb schiebt ihr den Tag eurer Vereinigung so lange hinaus? Worauf wartet ihr noch? Meint ihr mich zu kränken, wenn ihr euer Glück vollendet? Womit hätte ich

diese geringschätzige Meinung verdient? Seht doch! Verlängert nicht grausam die Frist bis zu dem Tag, der uns allen das geben wird, nach dem wir verlangen. Und eins sollt ihr vorher noch wissen. Fleureol ist euer, wenn ihr es mögt. Was soll mir sein Besitz ferner? Ich werde euch täglich einen Liebes- und Segensblick heraufsenden. Werdet glücklich in diesen Räumen, die ja dir, Roger, wohlvertraute sind, hast du doch einen Teil deiner Jugend in ihnen verlebt. Und — vergeßt mir sein Grab nicht, hört ihr? Weilt manchmal bei ihm, sagt ihm, daß ihr in Treue seiner denkt."

Als sie so gesprochen hatte und meine und Rogers Tränen sah, bat sie uns inständig, doch den Tag unsrer Hochzeit bald anzusetzen. Und Roger tat's. Und er versprach ihr, Fleureol als sein liebes Heim zu betrachten und kein andres sich zu bauen.

*

Nun schien er also wirklich aus den Nebeln der Trübsal aufzutauchen, der Sonnentag, an dem ich, das elendeste, zum seligsten Weib erhoben werden sollte. Er schien anzubrechen, trotz des dunkeln Nachtgevögels, das unheilverkündend meine Wege gekreuzt.

Esclarmonde, deine traurige Kindheit, deine einsame und wenig frohe Jugend, wo war die Erinnerung an sie, wo ihre Bitternis?

Ich bat die Blumen um Verzeihung, daß ich so viel glücklicher war als sie, denn über sie schritt nur Rogers Fuß, mich aber würden seine Arme umfangen halten. Ich bat den Tag um Verzeihung, daß ich so viel glücklicher war als er, er mußte der Nacht weichen, ich aber genoß ewige Sonne an meines Geliebten Brust. Ich bat den Toten um Verzeihung, daß ich so viel glücklicher war als er, denn er konnte Roger nicht mehr schauen, indes ich von nun an nichts andres mehr als sein Angesicht zum Weideplatz meiner Augen machen würde . . .

*

„Weiht mir meine Kapelle ein," sagte Mabilia, „und laßt euch vor Marias ehrwürdigem Bildnis trauen."

Roger und ich versprachen, ihrem Wunsch zu willfahren.

„Es wird etwas von euerm Glück an den Wänden des Kirchleins haften bleiben und Wärme über das Haus nebenan verbreiten," setzte sie hinzu.

Es stand fast fertig da, und an dem Tag, da es ganz beendet, wollten wir zum Altar gehen. Mabilia hatte einem alten frommen Priester die Leitung und den täglichen Gottesdienst des Kirchleins überantwortet.

*

Man kleidete Maria in ihr Festgewand, dasselbe, das ich ihr gestickt hatte. Als man ihr den Schleier umtun wollte, kam Mabilia ein flüchtiger Einfall.

„Trage du ihn zur Feier, ich fertige ihr einen andern an, Zeit genug werde ich besitzen, und mir ist, als müßte dich das Gespinst umhüllen, das ich unter so viel irdischen Wünschen — für das Glück dessen, der nun im Grabe ruht — verfertigt habe. Sie soll einen erhalten, in den nur weiße Blumen des Gebets, Seufzer der Andacht, eingewoben sind."

Und ich neigte mein Haupt ihrem Willen, die mir Marias Schleier mit der goldenen Borte um die Stirn legte.

Der Himmel war blau und von keiner Wolke getrübt, und die Sträucher standen in Knospen, denn es war Frühling, provençalischer Frühling. Unten im Hof stampfte der weiße Zelter, der mich hinuntertragen sollte zur Vereinigung mit meinem Herrn.

Als mich Mabilia mit Hilfe der Mägde fertig geschmückt, stieg ich langsam hinab, gedrückt von der Pracht meines Brautstaats.

Roger war schon im Hof. Er sah sehr ernst und sehr ruhig aus. Der reichgestickte Samtrock fiel in weichen Falten um seinen edeln Leib. Er war barhäuptig, und der Wind blies ein Büschel seiner dunkeln Haare in die hohe, freie Stirne. Hauteville war der einzige, den Roger gebeten, uns zu geleiten.

„Bist du bereit?“ fragte Roger, nachdem auch Mabilia erschienen war.

Ich nickte, denn sprechen konnte ich nicht. Dann bestiegen wir die Tiere.

In diesem Augenblick erklang eine Laute, und eine junge Stimme sang mit lieblichem Tonfall:

„Lo temps vai e ven e vire*)
Per jorus, per mes e per ans,
Et en las! non sai gue dire,
C'ades es vers mos talans,
C'ades es vers e no-s muda:
C'una-m oville n'ai vol guda
Dont anc non aic janzimen.

Puvis ella non pert lo rire
A nic en ve dols e dans:
C'aital joc me fait aissire,
Don ai lo peior dos tans.
C'aital amors es perduda
Qu'es d'una part mantenguda
Tro que fai acordamen.“

Der junge, hellhaarige Sänger war auf den Hof getreten, und unwissend, was sich hier vollzog, hatte er sein Lied begonnen.

Weißt du noch, Guillem, wie Roger lächelte und mit einer weichen Gebärde nach mir hin sagte: „Aber

*) Der Sänger beklagt sich in den Strophen über die Kälte seiner Geliebten.

ich besitze sie ja schon, siehst du nicht, Joglar, eben reitet sie mit mir zur Kirche."

Und er löste einen der Edelsteine los, die seinen Gürtel schmückten, und warf ihn dir zu.

Wie lachtest du da glücklich und segnetest uns!

Wir aber, wir ritten hinab durch den lenzenden Wald.

In der Kapelle waren die Lichter am Altar angezündet, und eine Menge Landleute stand an der Tür und sah neugierig unserm Zug entgegen, den der Troß der Diener schloß.

Als wir von den Pferden sprangen und eintraten, kam uns der Priester mit seinem Chorknaben entgegen und geleitete uns zum Altar.

Und da standen wir nun endlich, er und ich, zwei Ewigkeiten der Liebe, und legten bebend unsre Hände ineinander, auf daß der Priester unsern Bund segne.

In diesem Augenblick hörte ich dicht neben uns eine dumpfe Stimme sagen: „Gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist," und Roger schlug wie ein gefällter Baum lautlos neben mir zur Erde nieder.

Ich sah noch, wie ein weißgekleideter Mönch, von der drohenden Menge verfolgt, davonhuschte, dann sah ich nichts mehr.

*

An Mabilias Brust kam ich ins Leben zurück. Sie streichelte sanft meine Stirne und lächelte. Sie lächelte so groß und fremd, daß ich ganz still ward, denn ich wähnte, Maria selbst, die Mutter der Schmerzen, hielte mich im Arm.

Zu meinen Füßen lag der Schleier, die Blumen, das golddurchwirkte Gewand. Ich aber ruhte von einem dunkeln Mantel umhüllt an ihrer Brust.

„Grollst du," fragte ihre milde Stimme, „grollst du dem Herrn?"

Und wie ich in mich hineinblickte, da sah ich zerrissene Saiten, aber keine Flammen des Hasses, und ich schüttelte verneinend das Haupt.

„Liebst du den Herrn?" fragte sie wieder.

Da begannen meine Tränen zu fließen, aber nicht brennend und schmerzlich, sondern wie ein zurückgehaltener Quell, der lange verstaut war und sich endlich öffnet, auf den Spatenstich des Gräbers . . .

Wird alle Untreue so gesühnt?

Weshalb war es nicht Rogers Name gewesen, der die Lippen der Magd getrennt hatte?

Armer Roger, ich habe dich betrogen, und du hast sterben müssen um meiner Untreue willen . . .

Ich habe Apfelblüten auf sein Antlitz gestreut, und den Dolch, der fast unblutig in seinem Herzen steckte, mit meinen Tränen abgewaschen und ihm ins Grab mitgegeben.

Oben im Garten, neben Raynald, haben wir ihn zur Ruhe gebettet, an der Stelle, die Raynald liebhatte.

Und Mabilia war groß, fast übermenschlich groß, in all den Stunden, da sie neben mir war.

Am dritten Tage aber, da er seiner Auferstehung entgegenschlief, sagte sie:

„Esclarmonde, du eifersüchtig Geliebte, was wirst du nun beginnen? Willst du heilenden Balsam für dein Leid suchen, indem du Verkehr mit den Nachbarn und Freunden pflegst, so tue es. Sie alle werden dich mit offenen Armen empfangen. Oder willst du, unter dem Einfluß neuer Eindrücke, im Anblick fremder Länder, deinen Gram zu vergessen suchen, so reise. Mein Besitz ist dein Besitz, nimm davon, so viel du brauchst. Willst du jedoch meine erste Schülerin und Genossin werden und mit mir einziehen in mein neues Heim, so sei mir willkommen!“

Da hab' ich ihr die Arme entgegengestreckt, und sie hat mich aufgenommen in ihren großen Frieden.

Der irrsinnige Mönch, den sie damals erschlugen, hatte recht gehabt, der Prophezeiung seines Obern zu glauben . . .

Es ist eine dunkle Geschichte, ein unergründliches Durcheinanderspielen von Ursach' und Wirkung, dessen Wurzel in geheimnisvollem Boden ruht . . .

Wir pflanzen Veilchen und haben der Jungfrau

einen herrlichen Schleier gestickt. Den andern hab' ich als Weihegeschenk der Kapelle gestiftet, ebenso wie mein abgeschnittenes Haar, das ich von Montiban, wo Roger es aufbewahrt hatte, holen ließ.

Wir speisen Bettler, die auf unsrer Schwelle rasten, und besuchen Kranke. Am Abend, bevor die Sonne scheidet, pflegen wir vor's Haus zu gehen, dann senden wir einen Gruß hinauf zu den beiden Gräbern im Garten von Fleureol.

Im Lauf der Zeit haben sich noch einige müde Herzen zu uns gerettet, und ich habe Schwestern erhalten.

*

Hier hast du nun die Geschichte Esclarmondes, Guillem. Gehe hin und bringe sie in Reime, und singe sie in den Dörfern und Märkten, die du durchziehst. Singe sie auf den Schlössern der Vornehmen, und wenn ihre Augen sich mit Tränen des Mitleids füllen, dann schließe dein Lied mit einem heiteren Akkord, denn wisse, Esclarmonde wird einst lächeln, wenn sie von der Erde hinweggerufen wird. Sie wird lächeln vor Freude über die Flügel, die sie nun aufspannen darf, die sie hinaustragen aus dem Tal der Tränen in — —

*

Ich, Mabilia, Vorsteherin einer Gemeinschaft frommer Frauen, die sich in stille Zurückgezogenheit

geflüchtet haben, schließe dieses Lebensbekenntnis meines teuern Kindes, meiner unvergeßlichen Tochter in Christo. Ein Vöglein, das an ihr Fenster geflogen kam und ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, oder der Wind, der die Seide an ihrem Stickrahmen verwirrte, mag sie mitten im Satz unterbrochen haben, den sie nach Gottes Willen nicht mehr vollenden sollte.

Am achten Tag, nachdem sie jene letzten Worte niedergeschrieben, ist sie wirklich, wie sie vorhergesagt, lächelnd und kampflos, nach einem leichten Unwohlsein, aus diesem Leben der Schmerzen zu einer bessern Ewigkeit eingegangen.

Mögen diese Schlußzeilen den Bericht vervollständigen, den sie in deine Hände, Guillem, gelegt zu haben wünschte. Für ein Sirventes, fürchte ich freilich, wird der Stoff zu weitläufig sein, doch überlasse ich es deinem Gutdünken, mit diesen Blättern zu schalten und zu walten, wie es dir beliebt — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —


YB 52986
238659